

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology



Inhalt

119. Jahrgang

Timo Heimerdinger

Das Abwesende erforschen.

Versuch über die Lücke und das Verschwinden 5

Helen Ahner

Gefühlte Natur und natürliche Gefühle.

Wie die ersten Planetarien urbane Natur produzierten und fühlbar machten 26

Lara Gruhn

Alltagslogiken.

Eine theoretisch-begriffliche Konzeption am Beispiel des „guten Konsums“ 47

Juliane Tomann, Torsten Kathke, Mirko Uhlig

Reenactment in der DDR und der BRD.

Eine akteurszentrierte Sondierung 68

Forum: Wissenschaft als Beruf?

92

Berichte

119

Anschriften der Autorinnen und Autoren

147

Editorial

Mit der vorliegenden Ausgabe findet die ZEKW wieder in ihren gewohnten halbjährlichen Erscheinungsrhythmus. Die digitale Transformation der Zeitschrift schreitet voran und wird erfreulicherweise nun auch von der DFG finanziell unterstützt. Gemeinsam mit Gabriele Alex für die Redaktion der Zeitschrift für Ethnologie/JSCA der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie und Matthias Harbeck vom Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie hat Anne Dippel für die ZEKW einen DFG-Antrag u. a. zur Finanzierung der Golden-Open-Access-Transformation der ethnologischen Fachverbandszeitschriften sowie der medizinethnologischen Zeitschrift *Curare* erarbeitet. Dieser Antrag wurde nun vollumfänglich bewilligt.

Die Etablierung des „Goldenen Wegs“ (kostenfreier Zugang zur Zeitschrift) und des „Grünen Wegs“ (Online-Zweitverwertung von Publikationen) im Rahmen der Digitalisierung wissenschaftlicher Publikationsformen stellt alle ethnologischen Fächer vor Herausforderungen. Der Umgang mit Publikationen auf der Basis von Forschungsdaten und -objekten von Menschen bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Die bewilligten Projektmittel unterstützen daher nicht nur die laufende Open-Access-Transformation der Zeitschrift, sondern schließen auch die Arbeit an einer gemeinsamen Infrastruktur, die forschende Begleitung über Fachkommunikation und Publikationskultur sowie die Entwicklung technischer Innovationen für die Präsentations- und Nutzungsformen der OJS-Plattform, auf der die ZEKW nun gehostet wird, mit ein. Die für zunächst drei Jahre zur Verfügung stehende wissenschaftliche Mitarbeitendenstelle und studentische Hilfskraftstelle wird bei Anne Dippel am Seminar für Volkskunde (Empirische Kulturwissenschaft)/Kulturgeschichte der Universität Jena angesiedelt sein und die Redaktion unterstützen.

Das Forum in dieser Ausgabe ist sowohl in einem Gesamt-PDF abrufbar als auch jeder Forumsbeitrag einzeln. Damit wird sowohl der Idee des Forums insgesamt als auch den Erfordernissen individueller Autorschaft einzelner Beiträge Rechnung getragen.

In dieser Ausgabe finden Sie ausnahmsweise keine Rezensionen, da derzeit nur sehr wenige Besprechungen bei uns eingehen und sich ihre Akquise als zunehmend schwierig darstellt. Wir laden an dieser Stelle nachdrücklich dazu ein, wieder mehr Rezensionen fachrelevanter Neuerscheinungen beizutragen, um dieses wichtige Genre des wissenschaftlichen Austauschs am Leben zu erhalten. Gleichzeitig diskutiert die Redaktion, inwiefern im Zuge der digitalen Transformation neue Rezensionen-Formate eingeführt werden sollen. Hierzu freuen wir uns auch über Vorschläge.

Die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.01>

Timo Heimerdinger

Das Abwesende erforschen

Versuch über die Lücke und das Verschwinden¹

Timo Heimerdinger

Exploring the Absent. An Experiment on the Gap and the Disappearance

Abstract: Empirically working cultural studies naturally focus their attention on what is methodically accessible and thus on what is existing. But in the history of our discipline there is also a trace of interest in the suppressed, forgotten or abolished. The absent is also a cultural reality that deserves attention. The social crises of recent years have enforced extensive practices of omission and thus intensified anew the questioning of the growth paradigm. In the interplay of climate change, pandemic, energy scarcity and inflation, a thorough engagement with practices of reduction and relinquishment is needed. Using the thematic examples of energy saving, minimalist reduction of possessions and the question of climate-friendly mobility, practical everyday forms of reduction will be presented and discussed as objects of cultural studies research. Phenomena of disappearance turn out to be neither a passive blank space nor an accidental gap. Rather, they are significant objectifications of human action full of agency and creative power. They thus are particularly suitable for an analysis of the absent in the cultural studies of everyday life.

Keywords: relinquishment, sustainability, reduction, minimalism, energy saving, post-growth, mobility

Im März 2022 wurde – nach, wie in Freiburg häufig, gründlicher, kontroverser und leidenschaftlich geführter Debatte – eine Autospur des östlich der Freiburger Innenstadt gelegenen Schlossbergrings zu einer Fahrradspur umgestaltet. Dies war ein Akt der Neuverteilung von Straßen- und Stadtraum, wie sie derzeit vielerorts stattfindet. In der Badischen Zeitung wurde diese neue Situation wenige Tage später mit einem Foto veranschaulicht, im zugehörigen Artikel war zu lesen:

„REICHLICH PLATZ haben jetzt die Radler auf dem Schlossbergring in Richtung Norden: Dort ist eine überbreite Rad-Spur entstanden, die eine gefährliche Situation für sie entschärfte – auf Kosten einer der beiden bisherigen Autospuren. Das Ganze gilt zunächst für sechs Monate als Probelauf.“²

1 Der Text basiert auf meiner Antrittsvorlesung an der Universität Freiburg, gehalten am 27. Juli 2022.

2 <https://www.badische-zeitung.de/ueberbreiter-radweg-210209326.htm>. Zugriff 16.02.2023.



Abb. 1: Schlossbergring im März 2022 (© Michael Bamberger)

Eine kleine Maßnahme innerhalb der Freiburger Verkehrspolitik, gleichwohl umstritten, prophezeit wurden im Gemeinderat und in Leserbriefen im Vorfeld der „Zusammenbruch des Verkehrs“ und „Rückstaus bis in den B 31-Tunnel“.³ Interessant ist an der Inszenierung auf diesem Foto so manches: die Autos links, in stauartiger Drängung, die Radfahrer rechts, gemütlich nebeneinander mit viel Platz. Es steht 8:2. Auch die Wortwahl „überbreit“ im Titel ist bemerkenswert, ganz so, als ob hier des Guten womöglich zu viel getan worden sei.

Unser Fach interessiert sich für Autos und Fahrräder gleichermaßen, auch für ihre Wege und vor allen Dingen für die Menschen, die auf oder in ihnen sitzen, für Mobilität allgemein, die Verkehrsmittelwahl, das Radfahren in der Stadt, die Neuverteilung von Stadtraum. All das wären interessante Zugänge zu diesem Thema. Ich schlage heute jedoch eine alternative Perspektive vor und möchte die Aufmerksamkeit auf jene Autos lenken, die nicht bzw. nicht mehr fahren, insbesondere jene auf der rechten Spur. Man sieht sie auf dem Foto naturgemäß nicht, aber man kann sie sich vorstellen. Und auch diese Autos, die fehlenden, sind ein Faktum, ein kulturwissenschaftlich interessantes und relevantes. Sie verdienen kulturanalytische Aufmerksamkeit. Wo sind sie geblieben? Links? Zuhause in der Garage? Ganz woanders? Nun wäre es naiv zu glauben, die Einrichtung einer einzelnen Fahrradspur hätte Autos gänzlich zum Verschwinden gebracht, irgendwo werden sie schon sein, verdrängt und verschoben möglicherweise, aber zumindest sind sie nicht mehr hier, auf der rechten Spur des Freiburger Schlossbergringes.

Das Abwesende erforschen – geht das überhaupt? Zumindest scheint es mir einen Versuch wert zu sein. Ich beginne mit einem fachgeschichtlich-konzeptio-

3 <https://www.badische-zeitung.de/zusaetzlicher-fahradstreifen-am-freiburger-schlossbergring-sorgt-nicht-fuer-stau-211456874.html>. Zugriff 16.02.2023.

nellen Teil zum Abwesenden und betrachte dieses dann unter den Perspektiven des Lückenhaften – als Befund – und des Verschwindens – als Prozess und als Aktion. Im darauffolgenden Teil skizziere ich exemplarisch drei thematische Forschungsfelder und -perspektiven und resümiere dann mit einer kurzen programmatischen Zusammenfassung.

Das Anwesende und das Abwesende erforschen

In der Geschichte unseres Faches zeigt sich über weite Strecken – so wie in anderen Fächern auch, und wie sollte es auch anders sein – ein grundpositivistischer Zug. Gegenstand und Ausgangspunkt des Forschens war und ist das empirisch Vorfindliche, das methodisch unmittelbar Zugängliche. Alltagskultur in ihrer ganzen Breite: Dinge, Bilder – mentale und gegenständliche –, Texte, Erzählungen, Vorstellungen, Verhaltensformen, Praktiken, aber auch Abstrakta wie Normen, Werte und Glaubensinhalte. Das eben, was Menschen tun, nutzen, besitzen, herstellen, bekennen, äußern oder erzählen. Und das auch aus guten Gründen. Als empirische Kulturwissenschaft sind wir in erster Linie auf das konzentriert, was sich methodisch erschließen lässt, auf die „kulturellen Werte in Objektivationen und Subjektivationen“, wie es in der immer noch griffigen Falkensteiner Formel heißt (Brückner 1971: 303).

So stark das Fach in seiner Geschichte mit dem Vorhandenen befasst war und weiterhin ist – es gibt Spuren der Beschäftigung mit dem Verschwundenen, Unsichtbaren und dem Im-Verschwinden-Begriffenen. Dies zeigt schon ein kursorischer fachgeschichtlicher Rundumblick. In der Frühphase der Fachgeschichte etwa steht die Geste des Festhaltens und Bewahrens prominent, sie kommt aus der Angst vor dem Verschwinden. Unter dem Begriff des Sammlungs- und Rettungsgedankens (Becker 1992: 168; Leimgruber 2012: 130) wurden jene Impulse thematisiert, die in Zeiten rasanter Modernisierung und gesellschaftlicher Veränderung zur Sammlung von all dem motivierten, was zu verschwinden drohte: Lieder, Märchen, Möbel, Häuser, Kleider, Arbeitsgerät – das ganze Spektrum vormodern-bäuerlicher Kultur. Es wurde gesammelt und bewahrt, die Museen und Archive waren bald voll von dem, was ‚draußen‘ immer weniger wurde. Das Abgängige und zunehmend Fehlende war für das junge Fach noch kein Datum an sich, sondern eher ein Weckruf oder eine Mahnung zur Bewahrung desselben. Verlustgefühle und ihre Bekämpfung spielten insgesamt in unserer Fachgeschichte eine wichtige Rolle, nicht nur in der Frühphase im Zusammenhang mit den modernen Abschieden von vormodernen Selbstverständlichkeiten (Köstlin 1991: 49), sondern auch später immer wieder. Das Fach hat diese Prozesse nicht nur durchlebt, sondern auch durchdacht – etwa in den Debatten rund um die Stichworte ‚Folklorismus‘, samt den Fragen um Echtheit und Vermittlung (Bausinger 1984), oder ‚Kulturerbe‘ (Leimgruber 2019; Tauschek 2013) und seiner Kuratierung, die ja immer auch ein Akt des Beschützens ist. Insgesamt lag der Fokus

der wissenschaftlichen Beschäftigung damit aber doch auf dem Vorhandenen oder zumindest Noch-Vorhandenen.

Spätestens ab den späten 1980er Jahren jedoch beginnt ein gewisses Interesse für das Abwesende (oder besser: das scheinbar Abwesende) an sich aufzukommen, und zwar in Form der fünften Ausgabe „Erinnern und Vergessen“ des Grazer ‚Kuckuck‘ 1988 und des gleichnamigen Göttinger dgv-Kongresses 1989. „Erinnern und Vergessen“ – dieses Begriffspaar stand damals ganz im Zeichen der Erforschung von Erinnerungskultur, insbesondere des Nationalsozialismus, und von lebensgeschichtlich-biografischen Bezügen. „Vergessen“, das war laut Martin Scharfe damals noch ein „Nicht-Thema“ der Volkskunde (Scharfe 1988: 15). Während die Prozesse der Erinnerung und Tradierung zweifellos schon länger beforscht wurden, öffnete sich mit dem Begriff des Vergessens ein neuer epistemischer Zugang. So formulierte Utz Jeggle sein offenkundig von Freud-Lektüre und Psychoanalyse inspiriertes Interesse folgendermaßen: „Zu wenig Aufmerksamkeit wurde jedoch Fragen der Unbewußtheit gewidmet. Wie Dinge verschwinden und dennoch präsent bleiben, als Lücke, als verwischte Spur, als Tatwaffe, als Indiz, wie Dinge verloren gehen und sich dadurch anderswo erhalten; sie lösen sich ja nicht auf, wechseln nur ihre Erscheinung, ihren Aggregatzustand, kurzum, dass auch in unserem Fach nur 10% der Eisberge sichtbar sind, ihrer [sic] gewichtiger Rest unter der Oberfläche treibt, das sollte uns beim Thema Vergessen verstärkt beschäftigen. So könnte die Arbeit am Material auch eigene Lücken, verwischte Spuren des Faches, der Kultur- und Lebensgeschichte sichern helfen.“ (Jeggle 1988: 5). Es ging also um den Versuch, die Witterung für das Verdrängte, das nicht offenkundig Vorhandene, das Vermiedene und unsichtbar Gemachte aufzunehmen und so den Blick für Formen der Vergangenheitsbewältigung oder eben Nicht-Bewältigung zu schärfen. Ausgangspunkt war die Überlegung, dass das Verdrängte nicht einfach verschwunden ist, sondern unerkannt, gewissermaßen im Untergrund umso stärker weiterwirkt und sein Unwesen treibt. Dieser Ansatz war in der Erforschung von Erinnerungskultur, die auch immer Aspekte des Vergessens oder Verdrängens beinhaltet, sehr produktiv. In der vergegenständlichten Form kann die Beschäftigung mit dem Thema Müll – der aussagekräftige Hinterhof der Kultur – als eine sachkulturelle Entsprechung dieses Ansatzes gelten. Die Erforschung des Abjekten war im Fach dementsprechend ebenso ergiebig wie instruktiv (Bodner/Sohm 2004; Scharfe 1988; Windmüller 2004). In methodologischer Hinsicht gab es in den letzten Jahren verstärkte Anstrengungen, ethnopschoanalytische Ansätze im Rahmen von supervidierten Deutungswerkstätten für die ethnografische Arbeit produktiv zu machen. Implizite oder verdeckte Daten sollen dort in einem kollektiven Deutungsprozess im empirischen Material identifiziert und so für die weitere Bearbeitung zugänglich gemacht werden (Bonz et al. 2017). Auch dies lässt sich als ein methodisch aktiver Umgang mit dem zunächst abwesend Scheinenden verstehen.

Geht man jedoch noch einen Schritt weiter und sucht Forschungen zu real Verschwundenem oder gezielt Unterlassenem, dann wird es schon deutlich übersichtlicher. Die Frage nach der tatsächlichen Lücke ist selbst ein Forschungsdesiderat. Neben einigen Arbeiten zum Umgang mit Mangel und Knappheit (Grewe 2017; Tauschek/Grewe 2015) gibt es dazu jedoch insbesondere eine klassische Ausnahme, nämlich das Thema Ernährung und seine – auch partielle – Negation. Dazu finden sich neben einer Fülle an jüngeren Qualifikationsschriften rund um Veganismus und Vegetarismus⁴ auch viele ältere Arbeiten, teilweise in Nachbarfächern, so etwa zur Geschichte des Nicht-Essens (Aselmeyer/Settele 2018), zum Zusammenhang von Ernährung und Lebensstil (Grube 2006, 2009; Winter 2022) oder auch zur temporären Auszeit in Form des Fastens (Noack 2018). Hier bestehen starke Bezüge zum klassischen Feld der Brauch- und Fastnachtsforschung (Mezger 1991: 464–513; Mezger 1999: 8–17; Wagner 1984; Wiesinger 1980).

Gerade was die Praxis des Fastens angeht, gibt es – ähnlich wie beim Pilgern – eine interessante kulturelle Dynamik der Pluralisierung, die parallel oder alternativ zu klassisch-religiösen auch zunehmend säkulare, d. h. gesundheitsbezogene oder allgemein psychotechnische Deutungsrahmen anbietet. „7 Wochen ohne“ heißt die jährliche Fastenaktion, zu der die evangelische Kirche in Deutschland seit 1983 einlädt. Es geht dabei weniger um eine Bußpraxis im engeren Sinn als um einen gezielten Bruch mit Alltagsgewohnheiten und Alltagstrott, um eine Neubesinnung auf sich selbst und das subjektiv Wesentliche. In der frei variierbaren Praxis der temporären Auslassung von z. B. Nahrungsaufnahme oder des Mediengebrauchs (Fernsehfasten, Handyfasten), des Rausch- oder Genussmittelkonsums (Koffein, Nikotin, Alkohol, Zucker, Schokolade) oder des Mobilitätsverhaltens (Autofasten) finden jährlich Millionen Teilnehmende Impulse für ihr eigenes Leben (vgl. Noack 2020: 36–39; Rahlwes/Hammerschmidt 2003).⁵

In dieser Praxis zeigt sich deutlich, was mich hier interessiert: die tatkräftige, gezielte Unterlassung, das aktive Nicht-Tun. Nicht das Nichtstun, dazu liegen ebenfalls bereits Beiträge vor (Ehn/Löfgren 2012), sondern das spezifiziertere Nicht-Tun. Genau dieser Akt der bewussten, freiwilligen Unterlassung aus guten Gründen ohne äußeren Zwang, aber durchaus außerhalb der eigenen Komfortzone, ist interessant, denn er ist ein Ausdruck aktiven menschlichen Handelns voller Agency und Selbstbestimmung – ich nenne ihn Verzicht (zur begrifflichen Differenzierung vgl. ausführlicher Heimerdinger 2020, 2022a, 2022b).

Beim Fasten ist es offensichtlich: Die Fastenzeit ist die systematische Lücke im gewohnten Ablauf, der markierte Fall, die Ausnahme von der Regel. In der Dialektik

4 Vgl. die Einträge in der DGEKW-Datenbank unter <https://dgekw.de/studium/examensarbeiten/>. Zugriff 16.02.2023.

5 Vgl. auch https://de.wikipedia.org/wiki/7_Wochen_Ohne. Zugriff 16.02.2023.

von Essen und Nicht-Essen, von Fasten und Feiern gewinnt der Nahrungsverzicht, verstanden als bewusste und intentionale – in diesem Fall auch: traditionale – Handlung ihre spezifische Kontur.

Der Verzicht, worauf auch immer er sich im Detail bezieht, ist hier kein erlittener Mangel, keine stoische Bedürfnislosigkeit oder Gleichgültigkeit und auch keine auferlegte Verpflichtung, sondern ein freiwilliger, selbstbestimmter Akt des Nicht-Tuns. Temporär beschränkt zwar und freiwillig, aber doch zumindest anfangs mit Anstrengung und Mühe verbunden. Natürlich gilt dieses Freiwilligkeitsmerkmal nur bei der grundsätzlichen Verfügbarkeit des Gutes, auf das verzichtet werden soll. Es ist ein fundamentaler Unterschied, ob man fastet oder hungert, ob man also auf etwas verzichtet oder Not und Mangel leidet. In Abgrenzung zum Mangel, der in fehlender Verfügbarkeit besteht, oder zum Verbot, das extern verordnet wird, impliziert der Verzicht ein intentionales Moment – ähnlich etwa der Askese, die ja auch die Einübung in eine Praxis meint. In Abgrenzung zur Genügsamkeit beinhaltet der Verzicht ein Moment der schmerzvollen Zumutung.

Das Abwesende tritt beim Verzicht kurioserweise als Objektivation eines starken Subjekts in Erscheinung, als menschliche Möglichkeit der Welt- und Selbstgestaltung. Gleichzeitig steht der Verzicht immer in der Dialektik aus Nicht-Haben und Haben, Konsum und Konsumverweigerung, Anwesenheit und Abwesenheit. Ähnliches gilt auch für andere Praktiken der Unterlassung, die nicht aus Mangel, Armut oder Not geboren sind: die Reduktion von Besitz, Einkommen und Arbeitszeit, die Mäßigung des Konsums allgemein. Es finden sich dazu in (Ratgeber-)Literatur und Medien zeitgeistige Begriffe wie Downsizing, Downshifting, Entschleunigung etc. Vor dem Hintergrund der Reduktionserfordernisse im Kontext von Nachhaltigkeits-thematik und Postwachstumsdebatte steht dieses schon seit Jahrzehnten bekannte Thema (Meadows et al. 1972) jedenfalls heute wieder, immer noch oder endlich, so drängend auf der Tagesordnung wie nie zuvor.

Nun lässt sich natürlich berechtigterweise einwenden, dass die Dialektik aus Anwesendem und Abwesendem eine Banalität ist. Jedem Tun entspricht eine Unterlassung, jeder Entscheidung für etwas entspricht eine Entscheidung gegen etwas anderes: Wer nach links abbiegt, geht nicht nach rechts, wer Apfelsaft trinkt, wählt keinen Orangensaft – insofern impliziert jegliches Entscheidungshandeln auch ein Verzichtsmoment.

Wenn also jedem Anwesenden automatisch ein Abwesendes entspricht oder sogar unendlich viele Abwesende, dann führt diese Erkenntnis in methodologische Schwierigkeiten bzw. wenig weiter. Deshalb spezifiziere ich den Zugang: Mich interessiert die Unterlassung speziell dann, wenn sie mit einem intentionalen Bruch des Erwartbaren einhergeht und damit auch aus der Komfortzone des Gewohnten hinausführt: Wenn die Raucherin die Zigarette unangezündet wieder wegsteckt, wenn das Auto allen Gewohnheiten zum Trotz stehen bleibt, wenn der Steakfreund doch einmal

zur Falafel greift. Menschen haben diese Möglichkeit, Gewohnheiten zu verlassen, Erwartungen – auch die eigenen – zu brechen und Dinge sein zu lassen oder andere als gedacht zu tun.

Für gewöhnlich interessieren wir uns in der Empirischen Kulturwissenschaft für die Routinen und Gewohnheiten des Alltags, die unhinterfragten Wiederholungen und Regelmäßigkeiten, das Selbstverständliche. Dieser Interessensfokus ist mit Begriffen wie Sitte und Brauch, Alltag, Routine, auch mit Habitus, Inkorporation oder Körperwissen verbunden – das sind angestammte Felder unseres Faches. Doch wie steht es um den Bruch mit der Gewohnheit, so wie er im Moment der Unterlassung zum Tragen kommt?

Die statische Lücke und das dynamische Verschwinden

Die Vergegenständlichung der Unterbrechung einer als Serie gedachten Gewohnheit oder Regelmäßigkeit ist die Lücke. Im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm findet sich als vierte Bedeutungsvariante: „gewöhnlich heisst lücke die unterbrechung des zusammenhanges bei etwas als reihe oder fortlaufend gedachtem.“⁶ Lücken gibt es viele, nicht alle sind sonderlich beliebt: die Zahnücke, die Gedächtnislücke, die Wissensücke sind eher unbeliebt, bei der Gesetzesücke, der Baulücke oder der Forschungslücke kann es so oder so sein, die Parklücke hingegen ist meist hochwillkommen. Die Lücke ist immer der markierte Fall, die Abweichung von der Regel. Ein sehr naher Verwandter der Lücke ist das Loch, Kurt Tucholsky hat hierzu 1931 in seiner „soziologischen Psychologie der Löcher“ Wesentliches gesagt: „Ein Loch ist da, wo etwas nicht ist. Das Loch ist ein ewiger Kompagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. [...] Das Merkwürdige an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwahe der Materie“ (Tucholsky 1975).⁷ Wichtig ist der Kontrast, auf den Tucholsky hinweist, es geht nicht nur um die Leerstelle an sich, sondern immer auch um den Rand und die Umgebung, den Kontext also. Diesem muss das kulturwissenschaftliche Interesse gelten, nicht umsonst wurde unser Fach mit seiner spezifischen Sensibilität für Situationsfragen von Jens Wietschorke auch einmal als Kontext- oder Beziehungswissenschaft charakterisiert (Wietschorke 2012: 358). Wer lässt die Lücke, wer schafft sie und wer bringt was warum zum Verschwinden? Es geht also auch um Praktiken des Übergangs zwischen Anwesenheit und Abwesenheit und die hieran beteiligten Personen. Dieses Zum-Verschwinden-Bringen kann in ganz unterschiedlichen Modi geschehen, etwa als Verdrängen, Verschieben, Unterdrücken, Verboten oder Stehlen – die Reihe ließe sich fortsetzen. Mir geht es um die Unterlassung, den Verzicht,

6 <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemma=Luecke#0>. Zugriff 16.02.2023.

7 <https://www.textlog.de/tucholsky/glossen-essays/zur-soziologischen-psychologie-der-loecher>. Zugriff 16.02.2023.

weil ich hierin eine sowohl aktive als auch mit einer schlechten Presse ausgestattete Variante menschlichen Handelns erkenne. Verzicht ist unpopulär und zugleich allgegenwärtig (Kulturaustausch 2023; Strittmatter 2019; Wespennest 2021). Im politischen Raum ist der Begriff denkbar unbeliebt, ‚Verzicht‘ ist dort eine ausgemachte Schlechte-Laune-Vokabel, „Verzichtspartei“ fungiert sogar als Schmähbegriff.⁸

Verzicht hat mit Überwindung und Anstrengung, zu tun, er tut weh, und sei es auch nur ein bisschen. Dies gilt zwar auch für andere so zentrale und populäre Konzepte wie Arbeit oder Sport, doch denen schadet die Anstrengungskomponente im öffentlichen Ansehen kaum, sie nobilitiert sie eher. Ganz anders beim Verzicht, er hat ein massives Imageproblem. Ich sehe hierfür vor allem zwei Gründe.

Erstens steht Verzicht der Idee und dem Versprechen end- und grenzenloser Konsummöglichkeiten diametral entgegen. In einem ökonomisch-politischen Klima, in dem ‚Wachstum‘ die immer gleiche Antwort auf alle Fragen war und ist, und zwar aus und in allen politischen Lagern, stört die Idee des Verzichts oder der Schrumpfung. In jüngster Zeit wurde dieser Wachstums-Tenor zwar durch die Varianten des so genannten ‚grünen‘ oder ‚nachhaltigen‘ Wachstums modifiziert, doch ernst gemeinte Einwände gegen dieses Festhalten am weiterhin grundlegenden Wachstumsparadigma (Folkers/Paech 2020; Herrmann 2022; Paech 2015: 71–101) werden im hegemonialen Diskurs als abwegig oder randständig, manchmal gar als wahnhaft klassifiziert.⁹ In diesem anhaltenden Klima der Wachstumseuphorie und des Sich-Verlassens auf Wachstum wirkt die Rede von Verzicht unpassend, aus der Zeit gefallen und bestenfalls unattraktiv.

Zweitens führt ‚Verzicht‘ semantisch eine juristische Komponente mit sich, nämlich die der Aufgabe eines bestehenden Anspruches (Kleinschmidt 2019), und sei es auch nur ein vermeintlicher oder gefühlter. ‚Verzichten‘ – das klingt in manchen Ohren nach ‚die zustehenden Rechte verlieren‘. Natürlich gibt es keinen tatsächlichen rechtlichen Anspruch auf Urlaubs-Flugreisen, mehrere Fleischmahlzeiten pro Woche, 25 Paar Schuhe oder billiges Benzin. Aber in einer stratifizierten, von Aufstiegs- und Distinktionsmechanismen getriebenen Wohlstandsgesellschaft sind derartige Vorstellungen als subjektive, gefühlte Ansprüche durchaus verbreitet.

Praktiken der Unterlassung: Energie, Besitz, Mobilität

So unbeliebt der Verzicht gegenwärtig auch sein mag, Menschen üben sich tatsächlich in dieser Praxis, die Kulturgeschichte ist voller Beispiele: Fastenpraktiken, Ordensregeln, Enthaltensamkeits-, Sparsamkeits- und Mäßigungsideale sind hier als Bei-

8 https://www.focus.de/politik/deutschland/die-gruenen-die-gruenen-sind-nach-wie-vor-ehereine-verbots-und-verzichtspartei_id_13196797.html. Zugriff 16. 02. 2023.

9 <https://www.welt.de/wirtschaft/article238086655/Wirtschaftspolitisches-Beratergremium-Olaf-Scholz-und-die-Unverantwortlichen.html>. Zugriff 16. 02. 2023.

spiele zu nennen und stellen eigene Forschungsfelder dar. Auch im öffentlichen Diskurs erlebt der Begriff in jüngster Zeit eine gewisse Konjunktur (Firus 2020; Messner/Messner 2022; Wegst 2021). In jedem Fall lohnt die Kontextualisierung gegenwärtiger Debatten mit einem kulturhistorisch informierten Blick, es entsteht ein breiteres Bild menschlicher Verhaltensmöglichkeiten. Ich wähle dazu drei Felder exemplarisch aus, sie orientieren sich an den Begriffen Energie, Besitz und Mobilität.

Energie

Im Zusammenspiel von Klimawandel, Krieg und Energiekrise ist das Thema omnipräsent, mitten in die Vorbereitung dieses Vortrags platzte die Meldung, dass der Wohnungskonzern LEG die Mieter auf ‚Wärmeverzicht‘ einstimme: „Deutschlands zweitgrößter privater Immobilienkonzern LEG stimmt die Mieter auf harte Zeiten ein. ‚Ich glaube, dass in der derzeitigen Kriegssituation der Bevölkerung in Deutschland klargemacht werden muss, dass jetzt Verzicht angesagt ist‘, sagte LEG-Chef Lars von Lackum dem Handelsblatt. ‚Und das wird ein Wärmeverzicht sein – das muss man klar politisch aussprechen.“¹⁰ Im heißen Sommer 2022 klang diese Nachricht vielen fast schon surreal, doch manche mögen sich vielleicht auch noch gut an dieses Motiv erinnern, das zu meinen Kindheitserinnerungen zählt:



Abb. 2: ‚Ich bin Energiesparer‘-Aufkleber
(© Bundeswirtschaftsministerium 1980)

Dieser Aufkleber prangte ab 1980 an vielen Autohecks, er war Teil einer vom unter Otto Graf Lambsdorff FDP-geführten Bundeswirtschaftsministerium lancierten Kampagne. Noch unter dem schockartigen Eindruck der Ölpreiskrisen von 1973 bzw. 1979 wurde versucht, neue, sparsamere Formen des Umgangs mit Primärenergie anzuregen. Zwar technologisch noch unter anderen Vorzeichen als heute, liest sich das Spektrum der vor rund 40 Jahren vorgeschlagenen Maßnahmen doch ausgesprochen aktuell: Bessere Wärmedämmung, die Nutzung anderer Verkehrsmittel, der Umstieg auf effizientere Heizsysteme, damals z. B. Fernwärme oder elektrische

10 <https://www.berliner-zeitung.de/news/leg-chef-sieht-harte-zeiten-auf-mieter-zukommen-li.250186>. Zugriff 16.02.2023.

Nachtspeicherheizungen, oder der Einbau von Thermostaten – die Themen haben sich nicht grundlegend verändert.¹¹ Schon damals wurde intensiv über energiepolitische Steuerungsmöglichkeiten, Bauvorschriften, steuerliche Anreize und das Energieversorgungssystem insgesamt debattiert, doch die Vorschläge reichten auch bis in die Verästelungen des Alltagsvollzugs: energieeffizientes Stoßlüften der Wohnung, eine benzinsparende Fahrweise mit dem Auto, die Bildung von Fahrgemeinschaften, Deckel auf den Topf beim Kochen, Licht aus, wenn man das Zimmer verlässt, kein unnötiges Laufenlassen des Wassers, insbesondere des warmen etc. Das erinnert frappierend stark an einen Brief des Freiburger Dekans der Philosophischen Fakultät, der alle Institute Mitte Juli 2022 erreichte, bzw. erinnert dieser an die Kampagne der 1980er Jahre. In diesem Brief heißt es sinngemäß: Rechner sind sowohl über Nacht als auch bei längerer Nicht-Anwesenheit am Arbeitsplatz (ab 1 Stunde) abzuschalten; Zweitmonitore sind abzuschalten, wenn sie nicht unbedingt benötigt werden; die Beleuchtung in Büros, Teeküchen, Fluren und Treppenhäusern ist nur einzuschalten, wenn es wirklich erforderlich ist. Aufzüge sind nur dann zu benutzen, wenn das Treppensteigen nicht zumutbar ist.¹²

Bei diesen Hinweisen – geboren aus der Erwartung einer möglichen Gasmangellage im Winter 2022/23 – handelt es sich um wenig erstaunliche Selbstverständlichkeiten und Einsichten des gesunden Menschenverstandes, an die gleichwohl immer wieder erinnert werden muss. Allerdings liegt das Thema schon seit 50 Jahren, seit dem epochemachenden Werk „Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit“ (Meadows et al. 1972) unübersehbar auf dem Tisch, niemand kann sagen, man hätte nichts davon gewusst. Erstaunlich ist also eher die Trägheit, mit der dieses Thema gesellschaftlich in der nötigen alltagspraktischen Konkretion ankommt. Allerdings war es zwischendurch, in den 1990er und 2000er Jahren, relativ stiller ums Thema Energiesparen, da ging es hauptsächlich um technische Lösungen, die einen gleichbleibenden Komfort ohne nennenswerte spürbare Verhaltensänderung durch mehr Effizienz versprachen. Aber jetzt ist die Einsparthematik unter dem Eindruck von massiven Preissteigerungen und realem Mangelmanagement¹³ – etwas, das sich gesamtgesellschaftlich vor der Impfstoffverteilungs-

11 Die Details der Kampagne sind nur mühsam zu rekonstruieren, vereinzelte Hinweise finden sich in Printanzeigen, Werbematerialien, alten Zeitungsberichten oder Objekten, die sich punktuell bei Online-Auktionen oder in Internetrecherchen zusammensammeln lassen. Darunter etwa eine kleine Streichholzschachtel, auf der neben dem Kampagnenmotiv ein Tropfen schematisch skizziert ist. Daneben steht: „Was ist das? Dies ist der Tropfen Öl, mit dem man eine Stadt von annähernd 50tausend Einwohnern einen Winter lang heizen kann, wenn jeder von uns täglich einen spart.“ (Privatarchiv TH).

12 Vgl. Brief vom 19.07.2022 an alle Institute und Seminare der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg „Gasmangellage/ Maßnahmen zur Energieeinsparung“.

13 Ich meine hiermit den tatsächlichen Mangel an einer Substanz bzw. einem Material, der sich nicht durch Geld allein kurzfristig beheben lässt.

aufgabe 2021 schon gar nicht mehr im Diskurs- und Verhaltensrepertoire befand – zurück. Jetzt geht es um konkrete Praktiken des Einsparens: kürzer duschen, weniger warm duschen, Waschlappen statt Vollbad, Pullover anziehen anstatt Heizung aufdrehen.¹⁴

Es geht um Prioritätensetzungen, Knappheitserfahrungen und Verteilungsprobleme, die bei aller Dramatik offenbar auch erfinderisch machen können. Damit soll die Sache keineswegs relativiert oder gar einer biedermeierlich-spitzwegischen Romantik des armen Poeten das Wort geredet werden. Aber der Blick in die jüngere Geschichte kann auch kulturelle Ressourcen und Kompetenzen offenbaren. Es gibt die Erinnerung an eine gar nicht so schwache Tradition und mit den 1980er Jahren gar nicht so weit zurückliegende Praxis des Energiesparens, die in der jetzigen Situation mobilisiert werden könnte: autofreie Sonntage, kühle ungenutzte Wohnräume, Waschlappen und kurze Duschen. Der konkrete Kontext, in dem dies alles so aktuell wird, ist der völkerrechtswidrige Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine. Aber eigentlich ist die Forderung nach einer Neufassung unserer Alltagspraktiken unter Aspekten des Energiesparens berechtigtermaßen schon sehr viel älter und längst überfällig. Die Fähigkeit, aktiv einen Gang zurückzuschalten, die Verschwendung zum Verschwinden zu bringen und effektiv zu sparen, wird zu einer Praxis der Resilienz, die es ermöglicht, dem Mangel aktiv zu begegnen bzw. vielleicht sogar zuvorzukommen. Der kulturwissenschaftlich informierte Blick in die Geschichte des Umgangs mit Knappheiten ist dann kein Schritt zurück in ‚die Steinzeit‘, wie manchmal polemisiert wird. Die Fähigkeit zur Mäßigung und zur Unterlassung ist hier vielmehr eine ermächtigende Coping-Strategie, die Handlungs- und Lebensspielräume eröffnet. Das Abwesende, in diesem Fall zunächst die Energie und daraus folgend der Energieverbrauch, erscheint in diesem Zusammenhang auch als eine Fähigkeit, eine produktive menschliche Leistung. Der Ausgangspunkt ist dabei ganz offenkundig ein Mangel, die Fähigkeit zum Verzicht kann diesen zwar nicht beheben, aber doch handhabbar machen – zumindest in gewissen Grenzen. Es geht mir hier, das betone ich ausdrücklich, nicht um Praktiken an der Grenze zum Existenzminimum, sondern gerade um solche in mittelschichtigen Settings.

Besitz

Das zweite Themenfeld ist ebenso alltagsgängig wie das erste und schließt direkt daran an: der materielle Besitz. Unter dem Dachbegriff des ‚Minimalismus‘ formieren sich seit einigen Jahren verstärkt Einzelpersonen, Gruppen und digital vernetzte

14 Im Sommer 2022 äußerten sich Minister und Ministerpräsidenten auch zu Dusch- und Hygienepraktiken und entfachten damit lebhafte Reaktionen im medialen und politischen Raum: <https://www.rnd.de/politik/die-politik-sollte-sich-mit-energiespartipps-auf-das-noetigste-beschaenken-IOA6N6H6JZBGXGZFR7RXXTMGV4.html>. Zugriff 16.02.2023.

Communities, die versuchen, in der ein oder anderen Form ihren materiellen Besitz zu verringern, mit weniger Dingen, auf weniger Quadratmetern oder insgesamt mit reduzierten Konsumgewohnheiten zu leben. Das Feld des Minimalismus ist breit ausdifferenziert und umfasst unterschiedliche Spielarten mit verschiedenen Zielsetzungen und Schwerpunkten. So gibt es neben primär ökologisch motivierten Personen, die im Sinne eines Zero-Waste-Lebensstils versuchen, ihr persönliches Müllaufkommen zu verringern und etwa in Unverpacktläden einkaufen oder subsistenzwirtschaftlich leben, auch das „Tiny House Movement“ (Maile 2020), wo neue, kleinräumige Wohnformen praktiziert werden, oder die sogenannten ‚Frugalisten‘, die gegenwärtig extrem sparsam leben, um rasch ein Vermögen aufzubauen, ihre Erwerbsarbeit bald an den Nagel hängen und ausschließlich von den Ersparnissen leben zu können. Der Übergang zwischen diesen unterschiedlichen Praxisstilen ist fließend, einige Aspekte wurden in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung bereits thematisiert (Derwanz 2020, 2022; Strebinger 2019; Weyers 2019), die Reduktionsbestrebungen können sich auf sehr unterschiedliche Bereiche des Konsumhandelns beziehen (Mobilität, Kleidung, Nahrung, Energieverbrauch etc.). Wie in den allermeisten alltagskulturellen Praxisfeldern hat sich auch in diesem Bereich eine breite Podcast-, Blogger:innen- und Influencer:innen-Landschaft auf den diversen Social-Media-Kanälen entwickelt. Es gibt mittlerweile Personen von hoher medialer Sichtbarkeit und Autor:innen mit Prominenz. Einer der – wenn man so will – ‚Stars‘ der Szene ist Joachim Klöckner, Autor von ‚Der kleine Minimalist‘ (Klöckner 2018), er ist durch diverse Fernsehsendungen und Reportagen bekannt geworden. Tschernobyl 1986 war für ihn, ehemals Unternehmer und Sportwagensammler, ein Wendepunkt in seinem Leben, seitdem hat er sukzessive seinen Besitz reduziert. Klöckner wurde bekannt als ‚Der Mann, der mit 50 Dingen lebt‘, tatsächlich gehen ihm selbst solche Zuschreibungen mittlerweile aber regelrecht gegen den Strich, denn die Zahl 50 lässt sich zwar medial gut vermarkten, eine öffentlichkeitswirksame Verengung darauf verfehle jedoch sein eigentliches Anliegen. Minimalismus sei für ihn kein Leistungssport des ‚Weniger‘ samt zugehörigen Instagram-tauglichen Bildästhetiken der gediegenen Leere, sondern eigentlich ein Ausdruck der Suche nach dem subjektiv Wesentlichen und dem spielerischen Ausloten eigener Bedürfnisse und Möglichkeiten. Sogar den Begriff ‚Minimalismus‘ sieht er inzwischen mit einer gewissen Skepsis, sei dieser doch mittlerweile auf ein Lifestyle-Schlagwort verkürzt worden.¹⁵ Gleichwohl wirkt Klöckner auf viele Menschen inspirierend, u. a. für den sogenannten Berliner Minimalismus-Stammtisch, einem eher losen, informellen Verbund von Menschen, der sich monatlich zum Erfahrungsaustausch trifft und mit dem ich seit

15 So Klöckner im Interview am 01.04.2022, vgl. zu seinen aktuellen Aktivitäten auch <https://www.neugier.net/>. Zugriff 16.02.2023.

Herbst 2020 empirisch zusammenarbeite.¹⁶ Die Teilnehmenden – im Kern etwa acht Personen – fühlen sich alle durch die eher vage Idee eines minimalistischen Lebensstils inspiriert und setzen sie auf sehr unterschiedliche Weise um: Das Wohnen auf vergleichsweise wenig Raum, das Bestreben, den eigenen Besitz in Küche, Keller und Kleiderschrank überschaubar zu halten und regelmäßig durchzusortieren („ausmisten“), Teilen statt Besitzen gehören hier zu den verbreiteten Praktiken. Es gibt keine verpflichtenden Grundsätze und keine politische Programmatik, aber es gibt einen gemeinsamen inhaltlichen Fluchtpunkt: die Idee, dass weniger Konsum und weniger Besitz besser sein könnten – individuell wie gesamtgesellschaftlich. Die Mitglieder der Gruppe sind bereit, dafür aktiv etwas zu tun, sich in ihrem Konsum- und Lebensstil zu begrenzen, auch wenn sie dafür nicht den Begriff Verzicht verwenden möchten. Eine sowohl im persönlichen Gespräch wie in der medialen Debatte wiederholt auftauchende und an sie gerichtete Frage ist zudem, ob ein so verstandener Minimalismus nicht eigentlich eine Art Luxusphänomen sei: Muss man nicht zunächst einmal etwas besitzen, um überhaupt reduzieren zu können? Empirisch lässt sich dazu feststellen, dass meine Feldpartner:innen weder besonders arm noch besonders reich sind. Sie befinden sich in einer mittleren sozioökonomischen Lage, in der die minimalistische Selbstbegrenzung durchaus möglich, aber auch spürbar ist, weder führt sie zu Prekarität oder Armut, noch ist sie Ausdruck derselben. Es geht also um freiwillige Unterlassung, nicht um notgedrungene. Die Befragten beschreiben ausnahmslos alle ihren minimalistisch inspirierten Lebensstil – so unterschiedlich er im konkreten Detail auch ist – als einen langwierigen, mitunter auch mühsamen Prozess¹⁷ des Umdenkens und des Umlernens von Alltagsroutinen, der im Ergebnis dann aber als positive und bewusste Übernahme von Gestaltungskraft und Gestaltungswillen über das eigene Leben erfahren wird, auch in der kritischen Auseinandersetzung mit bisherigen Gewohnheiten. Diese Doppelfigur aus prozesshafter, durchaus auch anstrengender Reduktionsarbeit auf der einen, bei gleichzeitiger befreiender Selbstermächtigungserfahrung auf der anderen Seite, ist für mein Oberthema aussagekräftig: Das Abwesende, das Verschwinden (hier: der Besitz) wird auch in diesem Fall letztlich als eine Errungenschaft, eine Befreiung erlebt. Aber der Weg dahin ist nicht trivial: Als Paar um die 50 gemeinsam von einer 120 m²-Wohnung über mehrere Zwischenschritte in eine 30 m² große 1-Zimmer-Wohnung zu ziehen ist durchaus ein Projekt mit Risiken und Konfliktpotenzial, zumal die verkleinerte Wohnfläche auch mit einer deutlichen Reduktion des Besitzes einhergehen muss. Interessant ist, wie

16 Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen auch Heimerdinger 2023 und mediale Berichterstattungen z. B. in der taz <https://taz.de/Besser-leben-durch-Verzicht/!5883703/>. Zugriff 16.02.2023.

17 Dies steht in Einklang mit vorliegenden anderen empirischen Befunden, vgl. Helbig 2015: 65–66, 79–80.

in diesen Praktiken neue und andere Wohlstandsaspekte jenseits von Konsum und Besitz erprobt und konkret empirisch greifbar werden. Zum Beispiel ‚Zeitwohlstand‘: geringere Fixkosten erfordern ein geringeres Einkommen und somit wird Teilzeitarbeit möglich, die wiederum zeitliche Spielräume für Hobbys, Freundschaftspflege oder andere, z. B. ehrenamtliche Aktivitäten schafft. Oder ‚Übersichtlichkeit‘: Weniger Besitz erfordert auch weniger Aufmerksamkeit, Wartung und Pflege, es entsteht Raum für anderes. Wo keine Technik ist, kann auch keine Technik kaputt gehen. Oder ‚Vereinfachung durch kurze Wege‘: Wenn es eine fünfköpfige Familie schafft, auf 70 m² zurechtzukommen, dann kann sie sich eine Wohnung dieser Größe in praktikabler Innenstadtlage leisten und spart somit Wege und Aufwand, der Alltag wird handhabbarer.

Wenn man die unterschiedlichen minimalistischen Praktiken zusammenfassend betrachtet, dann zeigt sich die Unterlassung, die Kultur des Weniger und damit auch das Abwesende auch hier nicht als Leerstelle, sondern als aktive kulturelle Praxis und Effekt eines gezielten Verhaltens. Es erscheint in diesem Kontext allerdings – und das ist der Unterschied zum Thema Energie – nicht in erster Linie als kompetente Reaktion auf einen drohenden Mangel oder eine Notlage, sondern zeigt sich als das Ergebnis einer aktiven Neujustierung und Überprüfung von Bedürfnissen. So paradox es auch erscheinen mag: Die Lücke im Kleiderschrank oder die leere Garage – eher vielleicht sogar: die Abwesenheit einer Garage samt Inhalt – ist der Ausdruck eines selbstbestimmten, an den tatsächlichen Bedürfnissen orientierten Lebensstils.

Mobilität

Das Stichwort Garage führt uns zum dritten Thema und damit zurück nach Freiburg. Als ich in den 1990er Jahren hier studiert habe, war der Rotteckring noch eine zentrale Auto-Nord-Süd-Achse in Freiburg. Als vierspurige, stark befahrene Straße trennte er Hauptgebäude und Bibliothek der Uni voneinander, man überquerte ihn am sichersten über eine Brücke. Schon damals wurde leidenschaftlich über die Verkehrsberuhigung dieser Achse diskutiert, ob man wohl die Straßenbahn hier entlangführen könnte? Aber was passiert dann mit den Autos? Geht das überhaupt? Gut 20 Jahre später, nach einer langen Debatte, nach Wettbewerben, Bürgerbeteiligungen, Simulationen und öffentlichen Diskussionen, wurde der Rotteckring 2019 in neuer Form als Kombination aus Fahrradstraße, Fußgängerzone und Straßenbahntrasse wiedereröffnet.¹⁸ Wie viele Städte ist auch Freiburg seit etlichen Jahren mitten in der Verkehrswende, die Neuverteilung von Stadtraum ist in vollem Gange, allerdings als ein zäher, zeitraubender Prozess voller Konflikte, Interessengegensätze und Debatten. Bei allen negativen Emotionen und Frontstellungen packen manche

18 <https://www.freiburg.de/pb/231769.html>. Zugriff 16.02.2023.

das Thema jedoch auch anders an, versuchen es mit Lockung statt mit Drohung, suchen den positiv konnotierten Ansatz.

In Freiburg wurde 2019 ein Verein gegründet, der sich für Reisen ohne Flugzeug stark macht, dies allerdings sprachlich nicht mit semantisch negativ besetzten Begriffen, sondern mit einem positiv konnotierten Neologismus: terran.¹⁹ Analog etwa zu ‚vegan‘ drückt ‚terran‘ keine Verneinung aus, sondern die Erdgebundenheit – terra – und artikuliert somit ein Reiseverhalten ohne Flugzeug nicht im Kontext von Scham, Vermeidung oder Verzicht, sondern als eine aktive, bejahende Praxis. Natürlich steht im Hintergrund trotzdem die Erkenntnis, dass Flugreisen weiterhin das effizienteste Mittel sind, um den individuellen CO₂-Fußabdruck schnell und gründlich zu verhunzen, und natürlich ist auch klar, dass Reisen ohne Flugzeug länger und anstrengender sein können, zu machen Zielen sogar gar nicht möglich sind. Ein terraner Mobilitäts- und Reisestil bestimmt sich daher inhaltlich weiterhin auch über die Negation des Fliegens und ist – zumindest auf den ersten Blick – immer noch mit Aspekten der Einschränkung oder des Verzichts verbunden. Die Werbematerialien von terran e. V. spielen daher auch ganz offen mit dieser Erkenntnis und dem Negationsmoment:



Abb. 3: Kerosinen-Aufkleber (© terran e. V.)

19 <https://terran.eco/>. Zugriff 16.02.2023.

Die Flugreise bleibt in dieser wortspielerischen Variante die begehrte Rosine, wenn auch mit dem bitteren Geschmack des Kerosins vergällt. Aber: Neben der rein sprachlich positiven Benennung mit ‚terran‘ werden auf der Homepage Reisegeschichten mitgeteilt, die von interessanten, abenteuerlichen, lustigen, menschlich berührenden oder gemütlich-entschleunigten Erlebnissen berichten, die sich in dieser vergleichsweise langsamen, eben erdgebundenen Reisepraxis in Zügen oder Bussen, auf Wegen, Plätzen und in Unterkünften ereignet haben und die mit dem Flugzeug so nicht zu haben gewesen wären. Das Thema der Mobilität ist klima- wie gesellschaftspolitisch brisant und emotionalisiert, es umfasst ja nicht nur das Thema der Urlaubsreise (Degele 2022), sondern auch Erfordernisse der Alltagsmobilität im Zusammenhang mit Wohnen und Arbeiten, Einkaufen, Kinderbetreuung oder Kontaktpflege. Die Nerven liegen daher schnell blank, die aufgeregten Diskussionen um Themen wie Anwohnerparkausweise, Benzinpreis, Tempolimit, Bahnverspätungen, neun- bzw. 49-Euro-Tickets, Lastenfahräder etc. sind Ausdruck dieser emotionalen Ladung, von den Debatten um Menschen, die sich im Berufsverkehr auf Straßen festkleben, ganz zu schweigen. Veränderungen in Bezug auf Mobilitätsverhalten und Mobilitätsmöglichkeiten werden rasch als Zumutung aufgefasst. Umso interessanter ist es, wenn Veränderungen, die mit der Einschränkung von Verhaltensoptionen einhergehen können – hier: terran, ohne Flugreise –, tatsächlich als positive Erfahrung gedeutet werden. Das Abwesende bzw. das Verschwinden des Bisherigen kann Raum für Neues, vielleicht auch Besseres schaffen. Im Idealfall kann an die Stelle von öder Warterei im Sicherheitsbereich eines Flughafens erholsamer Schlaf im Nachtzug ohne schlechtes Klimagewissen treten.

Ich komme damit zum Anfang und auf den Schlossbergring zurück: Auch wenn das Auto zunächst unverzichtbar schien, es bestanden doch größere Spielräume als gedacht. So heftig die Neuverteilung von Stadtraum auch umkämpft war, dieser Kampf endete nicht in harten Frontstellungen. In einem Artikel in der Badischen Zeitung vom Juli 2022, noch vor Ablauf der sechsmonatigen ‚Probefrist‘, hieß es versöhnlich: „Konsens ist möglich. ADAC-Vorstandsmitglied Reinhold Malassa sieht als positives Projekt die Verengung des Schlossbergringes zwischen Martinstor und Stadtgarten auf eine Fahrspur zugunsten des Radverkehrs. Er sei anfangs skeptisch gewesen, das scheine aber insgesamt gut zu funktionieren.“²⁰

Wo sind also die Autos hin? Wir wissen es immer noch nicht, ihr Platzanspruch am Schlossbergring ist zumindest geschrumpft, und, siehe da, es klappt doch ganz gut. Das Abwesende erscheint hier als Bedingungen für das Auftauchen von Neuem, die Öffnung von Freiräumen.

20 <https://www.badische-zeitung.de/auto-verzicht-faellt-vielen-menschen-schwer-214757496.html>. Zugriff 16.02.2023.



Abb. 4: Schlossberggring im Juli 2022
(© Timo Heimerdinger)

Und tatsächlich: dieses Foto, aufgenommen am 27. Juli 2022 um 12:27 Uhr, zeigt es: ein Auto und fünf Radfahrer, wenn man genau hinschaut sogar sechs. Die Verhältnisse haben sich umgekehrt. Die Momentaufnahme hat freilich nur Veranschaulichungscharakter, als situativer Schnappschuss belegt sie gar nichts. Aber zumindest sind die Bedenken längst verstummt und die neue Fahrradspur ist stark frequentiert und fester Bestandteil des Freiburger Alltags geworden.

Resümee: Neugier aufs Abwesende

Die Lücke ist nicht nur das, wo etwas fehlt, sondern sie kann auch der Platz sein, wo etwas anderes neu entsteht. Im Freiburger Stadtteil Rieselfeld wurden gezielt bei der Erstbebauung Lücken gelassen, damit später etwas Neues, nicht zuvor Geplantes nach- und hinzukommen konnte. Kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit auf das Abwesende, die Leerstellen zu richten, bietet in diesem Sinne gleichzeitig auch die Chance, die Sensibilität für das Neue, das Auftauchende zu schärfen. Ich werbe dafür, das Fehlende, die Unterlassung, mithin die Praktiken des Verschwindenlassens thematisch ernst zu nehmen und nicht zwangsläufig nur als ein defen-

sives Einknicken vor der Wirklichkeit oder als einen ausschließlich bedauernswerten Vorgang des Rückzugs zu begreifen – auch wenn es diesen Fall natürlich auch geben kann. Verzicht, Einsparung oder Abschaffung können auch aktive, emanzipatorische Varianten menschlicher Verhaltensmöglichkeiten sein – voller Agency, Selbstbestimmung und kreativer Gestaltungskraft. Im Fall des Energiesparens zeigt sich in der Vermeidung eine kompetente Reaktion auf die Erfordernisse veränderter Verfügbarkeit, im Fall des sachkulturellen Minimalismus suchen Menschen in der Besitzreduktion nach Neuorientierungen, was ihre eigenen Bedürfnisse, Schwerpunktsetzungen und Sehnsüchte angeht, und hinsichtlich des Verkehrs öffnet der Rückbau konventioneller Flug- oder Autoinfrastrukturen den Raum für neue, verträglichere Mobilitätspraktiken. Natürlich ist das Abwesende nicht immer erhofft, einfach oder angenehm. Aber der Blick in die Kulturgeschichte und aufs Detail zeigt, dass Praktiken des Verzichts verbreitet, gängig und vielgestaltig sind, Menschen sind hierzu fähig und bereit. Ob religiös grundiert oder nicht, ob psychologisch, ökonomisch oder ethisch-humanistisch gedacht: Der Selbstrücknahme und der Impulskontrolle als menschlicher Praxis kommt in vielen Kontexten eine positive Rolle zu, dies betonen Arbeiten aus unterschiedlichen Feldern wie der Entwicklungspsychologie (Mischel 2015), der Verhaltensökonomie (Sutter 2014) oder der Politikwissenschaft (Lepenies 2022). Gerade wegen der Ambivalenz zwischen Befreiungsmoment auf der einen und Anstrengungs- oder Zumutungsaspekt auf der anderen Seite, die vielen Praktiken des Verzichts und den damit verbundenen Leerstellen innewohnt, bleibt das Abwesende stets in der Spannung zwischen Entbehrung und Entlastung. Von politikwissenschaftlicher Seite wurde jüngst darauf hingewiesen, dass Verzicht und Verbot zwar gegenwärtig oft ablehnend diskutiert werden, doch gerade in der Politik seit jeher und weiterhin produktive Gestaltungsinstrumente sind, deren Aussparung ungleich größere Verwerfungen nach sich zöge (Lepenies 2022: 265–266). Diese grundlegende Erkenntnis spiegelt sich, so habe ich an einigen Beispielen zu zeigen versucht, auch in vielen alltagskulturellen Vollzügen, auf die sich unsere fachliche Neugier richten kann: Das Abwesende ist vielfältig präsent. Für mich sind Praktiken des Verzichts und die Beschäftigung mit Phänomenen der Reduktion daher nicht notwendigerweise ein Schlechte-Laune-Thema, sondern ganz im Gegenteil kulturwissenschaftlich interessante Gegenstände und persönlich in einer schwierigen, krisenhaften Zeit zumindest ein Hoffnungsschimmer.

Literatur

- Aselmeyer, Norman und Veronika Settele, Hrsg. 2018. *Geschichte des Nicht-Essens: Verzicht, Vermeidung und Verweigerung in der Moderne*. Berlin und Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110574135>.
- Bausinger, Hermann. 1984. „Folklorismus.“ In *Enzyklopädie des Märchens*, 4: Sp. 1405–1410.

- Becker, Siegfried. 1992. „Die Modernisierung des Alltagslebens: Ansätze und Ergebnisse der volkskundlichen Sachkulturforschung.“ *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde* 97: 157–175.
- Bodner, Reinhard und Kathrin Sohm, Hrsg. 2004. *bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie*, 2 (Müll / Abfall). Innsbruck: Institut für Europäische Ethnologie.
- Bonz, Jochen, Katharina Eisch-Angus, Marion Hamm und Almut Sülzle, Hrsg. 2017. *Ethnographie und Deutung: Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5>.
- Brückner, Wolfgang. 1971. *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt a. M.: aku-Fotodruck.
- Degele, Nina. 2022. „Privilegienblindes Reisen in Zeiten des Klimawandels.“ *Zeitschrift diskurs* 7 (Privilegien: Was leistet der umstrittene Begriff?): 1–18.
- Derwanz, Heike. 2020. „Der schnelle Tod der Fast Fashion: Empirische Zugänge zu einer Theorie des Aussortierens von Kleidung.“ In *Der Tod und das Ding: Textile Materialitäten im Kontext der Vergänglichkeit* (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur), hrsg. von Melanie Haller, Traute Helmers und Stefanie Mallon, 205–239. Münster et al.: Waxmann.
- Derwanz, Heike, Hrsg. 2022. *Minimalismus: Ein Reader*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839460764>.
- Ehn, Billy und Orvar Löfgren. 2012. *Nichtstun: Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Firus, Christian. 2020. *Was wir gewinnen, wenn wir verzichten*. Ostfildern: Patmos.
- Folkers, Manfred und Niko Paech. 2020. *All you need is less: Eine Kultur des Genug aus ökonomischer und buddhistischer Sicht*. München: oekom.
- Grewe, Maria. 2017. *Teilen, Reparieren, Mülltauchen: Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839438589>.
- Grube, Angela. 2006. *Vegane Lebensstile: Diskutiert im Rahmen einer qualitativen/quantitativen Studie*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Grube, Angela. 2009. *Vegane Biografien: Narrative Interviews und biographische Berichte von Veganern*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Heimerdinger, Timo. 2020. „Verzicht: Eine Reizvokabel im Diskursklima des Klimadiskurses.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 2 (Klima): 74–77.
- Heimerdinger, Timo. 2022a. „Bescheidenheit, Genügsamkeit, Verzicht: Praktiken der Unterlassung in alltagskultureller Perspektive.“ *Praktische Theologie. Zeitschrift für Praxis in Kirche, Gesellschaft und Kultur* 57 (2): 76–81. <https://doi.org/10.14315/prth-2022-570205>.
- Heimerdinger, Timo. 2022b. „Minimalismus alltagskulturell: Konsumverzicht als komplexe Tauschpraxis.“ In *Minimalismus: Ein Reader*, hrsg. von Heike Derwanz, 35–56. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839460764-002>.
- Heimerdinger, Timo. 2023 (im Erscheinen). „Zeitwohlstand – wenn weniger mehr ist.“ In *Zeit: Zur Temporalität von Kultur*. 43. *Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 43), hrsg. von Daniel Drascek, Gunther Hirschfelder, Manuel Trummer, Lena Möller, Markus Tauschek und Claus-Marco Dieterich. Münster et al.: Waxmann.

- Helbig, Julia Susann. 2015. „Minimalismus zwischen Downshifting und Konsumverzicht: Eine volkskundliche Studie auf Basis qualitativer Interviews.“ Thesis, Universität Hamburg.
- Herrmann, Ulrike. 2022. *Das Ende des Kapitalismus: Warum Wachstum und Klimaschutz nicht vereinbar sind – und wie wir in Zukunft leben werden*. 5. Aufl. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Jeggle, Utz. 1988. „Archäologie des Erinnerns.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 1 (Erinnern und Vergessen): 4–5.
- Kleinschmidt, Jens. 2004. *Der Verzicht im Schuldrecht: Vertragsprinzip und einseitiges Rechtsgeschäft im deutschen und US-amerikanischen Recht* (Studien zum ausländischen und internationalen Privatrecht, 117), hrsg. vom Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Klöckner, Joachim. 2018. *Der kleine Minimalist: Praktische Erfahrungen für ein befreites, glückliches Leben*. Wals bei Salzburg: ecowin.
- Köstlin, Konrad. 1991. „Folklore, Folklorismus und Modernisierung.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 87: 46–66.
- Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven. 2023. *Geht ohne: Über das Leben mit weniger*, Januar.
- Leimgruber, Walter. 2012. „Volkskunde/Kulturanthropologie.“ *Traverse. Zeitschrift für Geschichte*, Nr. 1 (Kulturgeschichte. Eine historiographische Skizze): 119–147.
- Leimgruber, Walter. 2019. „Kulturerbe: Chancen und Risiken.“ In *Kulturerbe, ein gemeinsames Gut: Für wen und warum? Le patrimoine culturel, un bien commun: Pour qui et pourquoi?* (Schriftenreihe zur Kulturgütererhaltung, 6), hrsg. von der Nationalen Informationsstelle zum Kulturerbe NIKE, Bundesamt für Kultur, 26–29. Basel: Schwabe.
- Lepenies, Philipp. 2022. *Verbot und Verzicht: Politik aus dem Geiste des Unterlassens*. Berlin: Suhrkamp.
- Maile, Lisa. 2020. *Tiny House Movement: Eine kulturwissenschaftliche Betrachtung alternativer Wohn- und Lebensformen als Ausdruck der Postwachstumsstrategie* (Münchner Ethnographische Schriften, 32). München: Utz.
- Meadows, Dennis, Donella H. Meadows, Erich Zahn und Peter Milling. 1972. *Die Grenzen des Wachstums: Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit*, aus dem Amerikanischen von Hans-Dieter Beck. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Messner, Reinhold und Diane Messner. 2022. *Sinnbilder: Verzicht als Inspiration für ein gelingendes Leben*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Mezger, Werner. 1991. *Narrenidee und Fastnachtsbrauch: Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Mezger, Werner. 1999. *Das große Buch der schwäbisch-alemannischen Fasnet: Ursprünge, Entwicklungen und Erscheinungsformen organisierter Narretei in Südwestdeutschland*. Stuttgart: Theiss.
- Mischel, Walter. 2015. *Der Marshmallow Test: Willensstärke, Belohnungsaufschub und die Entwicklung der Persönlichkeit*. 2. Aufl. München: Siedler.
- Noack, Julia. 2020. „Andere Zeiten – Fasten im Internetforum.“ In *Glaube und Glauben: Beiträge zu Materialität, Performanz und Praxis von Religion und Spiritualität* (Hessische Blät-

- ter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge, 54), hrsg. von Marguerite Rumpf, Thomas Schindler und Carsten Sobik, 35–45. Ilmat-Weinstraße: Jonas Verlag.
- Paech, Niko. 2015. *Befreiung vom Überfluss: Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. 8. Aufl. München: oekom.
- Rahlwes, Björn Uwe und Thomas Hammerschmidt, Hrsg. 2003. *Das Fastenlesebuch: Weniger kann mehr sein; vom Reichtum des Verzichts im Angesicht des Überflusses: Sieben Wochen ohne*. Frankfurt a. M.: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik.
- Scharfe, Martin. 1988. „Müllkippen: Vom Wegwerfen, Vergessen, Verstecken, Verdrängen und vom Denkmal.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 1* (Erinnern und Vergessen): 15–20.
- Strebinger, Verena. 2019. „Von Farbfächern und Standardkombinationen: Alltagspraktiken im Rahmen von Capsule Wardrobe.“ *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2* (Abwesenheit): 40–43.
- Strittmatter, Judka. 2019. „Die neue Lust, Dinge zu lassen.“ *Brigitte Be Green – Das Magazin für ein nachhaltiges Leben*, 1/2019: 48–51.
- Sutter, Matthias. 2014. *Die Entdeckung der Geduld: Ausdauer schlägt Talent*. Salzburg: Eco-win.
- Tauschek, Markus. 2013. *Kulturerbe: Eine Einführung*. Berlin: Reimer Verlag. <https://doi.org/10.5771/9783496030270>.
- Tauschek, Markus und Maria Grewe, Hrsg. 2015. *Knappheit, Mangel, Überfluss: Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Tucholsky, Kurt. 1975 [1931]. „Zur soziologischen Psychologie der Löcher.“ In *Gesammelte Werke in zehn Bänden*, Bd. 9, Ders., 152–154. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Wagner, Siegfried. 1984. *Der Kampf des Fastens gegen die Fastnacht: Zur Geschichte der Mäßigung*. München: tuduv.
- Wegst, Ulrich. 2021. *Keine Angst vorm Verzicht – Ein Plädoyer für die wichtigste Kulturtechnik des 21. Jahrhunderts*. Marburg: Büchner.
- Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder. 2021. *Verzicht*, 181, November.
- Weyers, Ophelia. 2019. „Die Last der Dinge: Ein Leben mit möglichst wenig Besitz.“ In *Forme(l)n des guten Lebens: Ethnographische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*, hrsg. von Jan Hinrichsen und Monique Scheer, 75–94. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Wiesinger, Alfons. 1980. *Narrenschmaus und Fastenspeise im schwäbisch-alemannischen Brauch*. Konstanz: Verlag des Südkurier.
- Wietschorke, Jens. 2012. „Beziehungswissenschaft: Ein Versuch zur volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Epistemologie.“ *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 115 (Heft 3+4): 325–359.
- Windmüller, Sonja. 2004. *Die Kehrseite der Dinge: Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem* (Forum Europäische Ethnologie, 2). Münster: LIT.
- Winter, Martin. 2022. *Ernährungskulturen und Geschlecht: Fleisch, Veganismus und die Konstruktion von Männlichkeiten: Eine Analyse von Geschlecht und Ernährung im Kontext eines sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnisses zum Lebensmittel Fleisch*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839462461>.

Helen Ahner

Gefühlte Natur und natürliche Gefühle

Wie die ersten Planetarien urbane Natur produzierten und fühlbar machten¹

Helen Ahner

Felt Nature and Natural Emotions. How the First Planetariums Produced Urban Nature and Made it Tangible

Abstract: When the world's first planetariums opened in the mid-1920s in the Weimar Republic, people flocked to the institution to view the starry sky, to have it explained to them and to feel close to it. This starry sky, projected onto a dome by a projector, was seen as nature by the mostly urban planetarium audience, and the experiences under the dome as experiences of nature. The reason for this was the feelings that arose in the planetarium and were deliberately evoked by the staging of the shows. The impression of nature in the planetarium was the result of emotional work. Based on an analysis of multi-perspective sources (press reports, lecture manuscripts, advertising materials, planning and administrative documents, photographs, correspondence, etc.), this article shows: Feelings are not only the indicator that something is nature; feelings make nature. Nature was revealed in the planetarium as a co-production of people and machines, technology and narrative, emotion and cognition. It revealed itself as a con(-)fusion in which people found (aesthetic) experiences that fulfilled a variety of purposes for them: These experiences brought them close to a nature imagined as pure and moral, enabled 'modern' ways of feeling, provided knowledge marked as scientific, and put them in a mood that seemed particularly valuable to them.

Keywords: feelings, NatureCultures, knowledge transfer, Anthropology of Outer Space, historical cultural analysis, sensory history

Planetariumsgefühle

Als im Mai 1927 das erste Planetarium Österreichs eröffnete – in Wien, wie könnte es anders sein –, betonte der Astronom Walter Bernheimer in einem Artikel in der Tageszeitung *Neue Freie Presse* eine besondere Funktion der noch jungen Institution:

„Bei unserem ersten Besuche wollen wir uns gerne dem tiefen Allgemeindruck hingeben, dessen sich der kühlfte Materialist nicht erwehren kann: wenn zum erstenmal

1 Für ihre hilfreichen und konstruktiven Kommentare möchte ich mich bei den Gutachter*innen dieses Aufsatzes und meinen Kolleg*innen am Forschungsbereich Geschichte der Gefühle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung herzlich bedanken.

[sic] der Sternenhimmel aufleuchtet in einer Pracht, wie wir sie in der Großstadt kaum ahnen können, wenn das Firmament zu kreisen beginnt, wenn Sonne, Mond und Planeten vor unseren Augen vorbeieilen oder gar wenn die Sterne allmählich verblassen, die Helligkeit unmerklich wächst und schließlich in zartem blauen Schimmer der Tageshimmel deutlich wird! Da wollen wir nicht an Technik denken und uns still der Natur verbunden fühlen.“²

Natur, nicht Technik oder astronomisches Wissen standen für Bernheimer im Fokus der Planetariumsvorführungen, obwohl er als Doktor (später sogar Professor) der Astronomie und Assistent der Wiener Universitätssternwarte durchaus Interesse an Letzteren hegte. Zumindest den ersten Planetariumsbesuch empfahl er ganz der Naturbetrachtung zu widmen und das Lernen hintenanzustellen: „[d]as nächste Mal dann aber auf ins Planetarium zum Grübeln und Verstehen“³. Vor allem den Menschen aus der Großstadt böte das Planetarium einen „tiefen Allgemeineindruck“ und ein Verbundenheitsgefühl mit der Natur, die Bernheimer schätzte und als Schlüsselerlebnisse eines Besuchs identifizierte. Ihm und vielen seiner Zeitgenoss*innen⁴ erschien die projizierte nächtliche Landschaft als Natur, das Planetarium als Naturraum, als Sehnsuchtsort des urbanen Alltags. Bevor sich die Aufmerksamkeit der im Planetarium eigentlich im Vordergrund stehenden Technik und Wissenschaft zuwenden konnte, musste seiner Ansicht nach zunächst den Naturgefühlen Genüge getan werden, die es erweckte. Diesen Gefühlen schrieben Bernheimer und seine Zeitgenoss*innen nicht nur eine moralische, sondern auch eine epistemische Wirkung zu.

2 Walter Bernheimer: „Reise durch das Weltall in wenigen Minuten.“ In *Neue Freie Presse*, 08.05.1927. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

3 Ebd.

4 Im Denken der Weimarer Republik und der Ersten Republik Österreich herrschte eine relativ strikte binäre und dichotome Geschlechterordnung vor. Selbst der als Ikone der „Homosexuellen“-Bewegung bekannte Arzt und Sexualforscher Magnus Hirschfeld organisierte seine Überlegungen zu geschlechtlichen „Zwischenstufen“ und zu einem „Dritten Geschlecht“ im Bezugsrahmen der Zweigeschlechtlichkeit (Buchen 2005). Die gelebte Praxis der Zwischenkriegsjahre spricht allerdings eine andere Sprache: Es zeigen sich hier deutlich verschiedene Identitäten und Lebensentwürfe jenseits des wilhelminischen Geschlechterdualismus (Buchen 2005; Kühn/Zadoff 2023). Deshalb verwende ich in diesem Aufsatz das Gendersternchen, um der gelebten Vielfalt von (queeren) Geschlechteridentitäten in den 1920er Jahren gerecht zu werden, auch wenn es sich dabei um eine gesellschaftliche Minderheit handelte. Ich nutze in einigen Fällen auch das generische Maskulinum, um die historische Realität abzubilden, dass manche gesellschaftlichen Bereiche und Funktionen für nicht-männliche Menschen verschlossen blieben. Die Verwendung des Maskulinums verweist auch darauf, dass aus den Quellen hervorgeht, dass es sich bei der angesprochenen Gruppe ausschließlich um Männer handelte. Das Geschlecht und die Identität einiger der hier zitierten historischen Akteur*innen, vor allem einiger Zeitungsautor*innen, bleibt unbekannt. Auch wenn dieses Berufsfeld in den 1920er Jahren männlich dominiert war, ist es gut möglich, dass auch Menschen anderen Geschlechts unter den Autor*innen waren – das soll durch die Verwendung des Gendersternchens sichtbar gemacht werden.

Die Quellen zum Planetarium zeigen: Emotionale Beziehungen und intensive Erfahrungen galten ihnen als Mittel des Erkenntnisgewinns und als den didaktischen Zielen des Planetariums zuträglich, zu denen auch die Vermittlung einer bestimmten Naturvorstellung zählte. Erst wer Natur fühlen und ihr körperlich-sinnlich nahekommen würde, sei auch in der Lage dazu, die dahinterstehenden Wissensbestände vollkommen zu durchsteigen. Das Planetarium versprach, Naturgefühle beizubringen, die ein tiefgehendes Verständnis des Sternenhimmels bergen sollten: „Es ist [. . .] ein Hilfsmittel, um dem modernen Stadtmenschen, der das Naturempfinden vielfach verlernt hat, das Verständnis und die Freude an der großen Natur, dem Sternenzelt, wieder näherzubringen.“⁵

In der zweiten Hälfte der 1920er Jahren eröffneten nicht nur in Wien, sondern auch in vielen anderen europäischen Großstädten Planetarien. Sie machten den Sternenhimmel zum Spektakel: Es handelte sich dabei um Kuppelbauten, in deren Innern eine Maschine eine Simulation des Nachthimmels projizierte, die sich verhielt und bewegte wie der Himmel über dem jeweiligen Aufstellungsort. Begleitet und gerahmt wurde die Projektion von einem Lehrvortrag, der erläuterte, was zu sehen war, und der überdies die Funktionsweise des Planetariumsprojektors erklärte. Das Publikum – insbesondere Schüler*innen, aber auch Erwachsene aller sozialen Gruppen und Klassen – sollte sich so Freuden und Wissensbestände der Astronomie zu eigen machen. Die zitierten Aussagen verdeutlichen, dass es dabei, neben und trotz den erklärten Zielen der Wissenspopularisierung, Technikakzeptanz und Volksbildung, auch darum ging, sich auf Natur einzustimmen, sie zu erfahren und zu fühlen. Das Publikum sollte nicht nur an seinem Wissensschatz, sondern auch an seiner ganz persönlichen, emotionalen Beziehung zur Natur arbeiten, die als dem Wissen über Natur zuträglich und Teil einer umfassenden Bildung erschien. Die Arbeit, die im Planetarium an dieser Beziehung stattfand und aus der die Natur des Planetariums hervorging, war Arbeit an und mit Gefühlen und steht im Mittelpunkt dieses Aufsatzes: Was hatte es mit der Natur des Planetariums auf sich und wie hing sie mit den Gefühlen zusammen, die dort aufkamen? Welche Verbindungen gingen Natur und Gefühle im Planetarium ein? Was qualifizierte den „künstlichen Sternenhimmel“, wie ihn die Zeitgenoss*innen nannten, zur Natur und welche Rolle spielte dabei die emotionale Ansprache des Planetariums? Welche Natur kam dabei heraus?

Nicht nur Bernheimer reflektierte, beschrieb und veröffentlichte die Eindrücke, die das Planetarium bei ihm ausgelöst hatte – wo immer ein Planetarium eröffnete, war die lokale Presse voll von ausführlichen Schilderungen, Berichten und Lobpreisungen. Vielerorts grassierte eine regelrechte Planetariumseuphorie, auch wenn diese meist nur von kurzer Dauer war (vor allem neue Kinotechnologien machten

5 Erich Doleza I: „Der künstliche Sternenhimmel.“ In *Reichspost*, 07.05.1927. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

der Einrichtung Konkurrenz). Die Texte über die ersten öffentlichen Planetariumsvorführungen, die 1924 auf dem Dach der Firma Zeiss in Jena stattfanden, setzten den Ton für die nachfolgende Berichterstattung: Voller Bewunderung und Pathos beschrieben sie die von Zeiss konstruierte Maschine und das Panorama, das sie erzeugte. Dabei stand neben dem faszinierenden „Wunder der Technik“⁶, als das vielen der Projektor galt, vor allem die naturalistische Darstellung im Mittelpunkt, die er hervorbrachte. Sie erschien den Autor*innen als „naturgetreu“, „täuschend echt“ und als „vollkommene Illusion“, die einer vermeintlichen „Naturentfremdung“ der ‚modernen‘ Großstädter*innen entgegenwirken sollte und konnte. In den Berichten über das Planetarium wurde vieles verhandelt, das auch die Vorführungen unter der Kuppel prägte: das Verhältnis von Menschen, Wissenschaft, Technik und Natur. Die Texte schilderten die Erfahrungen, die Planetariumsbesucher*innen machten, schürten die Erwartungen der Lesenden und dienten ihnen als Schablone für ihren eigenen Besuch. Sie resultierten aus Erlebnissen und Erfahrungen der Autor*innen im Planetarium und boten regelrechte Wahrnehmungsanleitungen (Kaschuba 2004) für diejenigen, deren Besuch noch ausstand. Sie lieferten Beschreibungsweisen für das Erlebte, die sich so fortspannen und veränderten – gleichzeitig formten und tönten sie das Tun und Erleben im Planetarium selbst. Insofern bieten die Texte in Zusammenschau mit anderen Quellen eine Grundlage, auf der die vergangenen Erfahrungen des Planetariums im Sinne einer historischen Kulturanalyse (Wietschorke 2010) oder historischen Ethnografie (Fenske 2006; Ingendahl/Keller-Drescher 2010) erkundet werden können. Dabei rücken neben den Diskursen und Narrativen, die ich mit Andreas Reckwitz (2003, 2008) als geronnene Praxis verstehe, Wahrnehmungen, (Körper-)Techniken, Sinneseindrücke und Gefühle in den Fokus – Spielarten historischer Praxis, die ihre Spuren in den Quellen hinterlassen haben (Frevert 2013; Scheer 2012, 2016). Das Schreiben und Lesen von Presseerzeugnissen entpuppt sich vor diesem Hintergrund als Subjektivierungspraxis, im Zuge derer historische Akteur*innen Selbstbilder und -verständnisse entwickelten und einübten. Diese Selbstentwürfe und die damit zusammenhängenden Subjektivierungsweisen und -praktiken werden durch sie zugänglich. Neben PRESSEDTEXTEN enthält der über 900 Dokumente starke Quellenkorpus, den ich im Zuge meiner Dissertation über das Planetarium zusammengetragen habe und der auch diesem Aufsatz zugrunde liegt, unter anderem Werbemittel aller Art, Baupläne, Manuskripte von Planetariumsvorträgen, Korrespon-

6 Als solches hatte der dänische Astronom Elis Strömrgren den Planetariumsprojektor als einer der ersten besonders publikumswirksam in einer dänischen Tageszeitung bezeichnet. Seine Aussage wurde an vielen Stellen zitiert und als Werbung für das Planetarium verbreitet. Die Beschreibung des Planetariums als Wunder der Technik wurde zur Standard-Erzählung, auch weil der Wunder-Topos eine bekannte und beliebte Formel zur Schilderung neuer Technologien darstellte (Gall 2011; Rieger 2003).

denzen zum Planetarium, Fotografien, Planungs- und Verwaltungsdokumente sowie Programme und Berichte. Die Quellen, die ich gemäß den Richtlinien qualitativer, ergebnisoffener Forschung mithilfe einer Software für qualitative Datenanalyse ausgewertet habe, zeichnen ein umfassendes Panorama vom Planetarium in seiner Anfangszeit, den Praktiken und Kalkülen, aus denen es hervorging, den Diskursen, die darum kreisten, und den Erfahrungen, Gefühlen, Wahrnehmungen und Körpertechniken, die mit ihm in Verbindung standen. Sie stammen aus dem Staatsarchiv Hamburg, dem Verwaltungsarchiv des Deutschen Museums in München, dem Zeiss-Firmenarchiv in Jena, dem Stadtarchiv Wien sowie der Online-Zeitungs- und Zeitschriftendatenbank ANNO der Österreichischen Nationalbibliothek. Darin zu Wort kommen verschiedenste Akteur*innen: Neben Planetariumsberichtersteller*innen, die vom Literaten über die Lehrerin bis zum Ingenieur selbst eine höchst heterogene Gruppe darstellen, sind Astronomen, Sternfreund*innen, Museumskuratoren, Vertriebsmitarbeiter und Zeiss-Mitarbeiter*innen darunter vertreten. Zusammengekommen eröffnen die Quellen einen multiperspektivischen Blick auf das Phänomen Planetarium, erlauben es, sich ihm in seiner Komplexität kulturwissenschaftlich zu nähern und es auf Basis der Selbstdeutungen und Sinnzuschreibungen der historischen Akteur*innen dicht zu beschreiben.

Besonders präsent in den Texten über die Planetarien ist die Selbstbeschreibung und Deutung des Planetariums und seiner Gäste als modern. Ob es die Moderne als solche gab und ob wir je modern gewesen sind, ist zweifelhaft (Bonacker/Reckwitz 2007; Latour 2002). Dass die Deutungen und Zuschreibungen, die mit der Idee einer Moderne und von Modernität einhergingen und -gehen, wirkmächtig sind und waren, lässt sich hingegen kaum anzweifeln. Vor diesem Hintergrund verstehe ich Modern-Sein nicht als Gegebenheit, sondern als Praxis und Wahrnehmungsweise, die unter anderem im Planetarium eingeübt und ausgeformt wurde und sich auch auf die Natur und die Gefühle des Planetariums auswirkte. Latour ergänzend auf den Punkt gebracht, lässt sich festhalten: Wir sind vielleicht nie wirklich modern gewesen, aber wir haben uns modern gefühlt.⁷ Die Beschreibungskomplexe und Praktiken, auf die das Sich-modern-Fühlen zurückgeht, basieren häufig auf vermeintlichen Gegensätzen und Gegenüberstellungen (Latour 2002) ähnlich derjenigen, die Bernheimers Schilderung zugrunde liegen und die auch in vielen anderen Quellen aufscheinen: Wissen und Fühlen, Natur und Kultur (imaginiert bspw. als Technik) gelten in der Logik der Moderne häufig als voneinander zu trennende Sphären und konzeptionell als einander entgegengesetzt. Allerdings weisen die sich um 1800 entwickelnden sinnlich-anschaulichen Wissens- und Lernpraktiken der (bürgerlichen) Bildungseinrichtungen und -instrumente, die auf Erfahrung zielten und den Natur-

7 Diesen Gedanken verdanke ich Monique Scheers Vorlesung zur Kulturgeschichte des Alltags an der Universität Tübingen.

Kultur-Dualismus durchaus überschritten, auch auf eine enge Verbindung von Empfinden und Erkennen hin, die ebenfalls als ‚modern‘ kultiviert wurde (Chakkalaka 2014; te Heesen 2002). Im Planetarium wurde an ‚modernen‘ Grenzziehungen und Entgegensetzungen gearbeitet, und es war gleichzeitig ein Ort, an dem sie sich auflösten. Das gilt auch und vor allem für die Vorstellungen von Natur, die im Planetarium zunächst in Abgrenzung zu den vermeintlichen Gegenbildern Stadt, Technik und (rationales) Wissen entworfen wurden, obwohl das Planetarium selbst diese Gegenüberstellungen durch seine bloße Existenz überwand. Gerade die Gefühle – allen voran das Wundern⁸ –, die im Planetarium aufkamen, standen in enger Verbindung mit dieser Grenzüberschreitung, rührten von ihr her und machten sie erst möglich.

Urbane Natur als Durch(-)einander

Natur ist – wie Kultur – keine Antwort, sondern vielmehr eine Frage der Post-Volkscundefächer⁹: Was gilt und galt unter welchen Umständen als Natur? Wovon setzte es sich ab? Wie trat es in Erscheinung? Menschen wissen zwar in der Regel genau, was sie meinen, wenn sie von Natur sprechen, aber es kann sich dabei je nach Zeit, Raum, Person und Kontext um höchst Unterschiedliches handeln. Gerade der Konstruktionscharakter der Kategorie ‚Natur‘ hat in den vergangenen Jahren viel Aufmerksamkeit in den Geistes- und Sozialwissenschaften erfahren und neue Forschungsperspektiven eröffnet. Forschungen über NaturenKulturen (Amelang et al. 2019), naturecultures (Haraway 1995) oder aus dem Feld einer relationalen Anthropologie (Beck 2008) fokussieren das Zustandekommen und gleichzeitige Überschreiten dieser Kategorien und nehmen die Kategorisierungsarbeit selbst in den Blick. An dieser Arbeit haben menschliche und nicht-menschliche Akteur*innen gleichermaßen Teil und erschaffen die Kategorien als materielle und intellektuelle Tat-Sachen (Beck 1999), die durchaus wirkmächtig werden, aber aus gegenseitiger Abhängigkeit und Vermischung hervorgehen und sich letztlich darin auflösen. Der Begriff NaturenKulturen soll diese Verwobenheit und Koproduktivität von Natur und Kultur verdeutlichen. Er zeigt, dass sie letztlich nur im doppelten Sinne als Durch(-)einander existent und verständlich sind: Sie bedingen einander (entstehen erst durch einander) und vermischen sich (ergeben ein Durcheinander).

Historische Betrachtungen, die weiter zurückreichen als in die hochtechnisierte Vergangenheit des ausgehenden 20. Jahrhunderts, sind unter den explizit

- 8 Das Wundern wird von vielen Wissenschaftler*innen als die Grenzemotion schlechthin beschrieben, wovon sie auch seinen transzendentalen Gehalt ableiten (Adamowsky 2010; Daston 2001; Daston/Park 2002; Geppert/Kössler 2011)
- 9 Damit sind die deutschsprachigen Nachfolgedisziplinen der Volkskunde angesprochen, die unter vielen verschiedenen Namen wie Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie und Kulturanthropologie firmieren.

als NaturenKulturen-Forschung deklarierten Arbeiten selten zu finden. Dennoch hat die Geschichte der Naturbeziehungen beispielsweise des europäischen Bürgertums schon viel (kultur-)wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen (Lekan 2004; Löfgren 1986; Schama 1995; Schmoll 2004). Hier stehen Vorstellungen und Entwürfe von Natur im Mittelpunkt, die auch den Naturerfahrungen im Planetarium zugrunde lagen. Schmoll (2004) und Löfgren (1986) zeigen, wie im 19. Jahrhundert – meistens unter bürgerlicher Federführung – ein Naturverständnis und ein Umgang mit Natur zustande kamen, die den Zeitgenoss*innen modern erschienen und die auch die Autoren als Ausdruck von Modernität deuten. Natur wurde einerseits als „Objekt der instrumentellen Vernunft“ aufgefasst und andererseits zum „Objekt des Bewahrens“ (Schmoll 2004: 12). Bürger*innen erkannten in der Natur eine bedrohte, vornehmlich ästhetische Ressource, die es zu schützen galt, da sie für die „Volksseele“ von Bedeutung sei und den Kern einer Nation ausmache (Patel 2003: 207). Unter diesen Prämissen formierte sich die Heimat- und Naturschutzbewegung, der an der Erhaltung und am Schutz von „Naturdenkmälern“, aber auch von als ursprünglich markierten Lebensweisen – all das umfasste das Heimatverständnis – gelegen war (Patel 2003: 208). Mit diesem ambivalenten Naturverständnis gingen produktive Praktiken und Wissensweisen einher: Naturwissenschaften vermaßen, kartographierten und typologisierten Naturen, Technologien sollten sie beherrschbar machen, Umwelt- und Heimatschutzbewegung wollten sie bewahren, eine „romantisch-sentimentale Naturmystik“ (Löfgren 1986: 143) machte sie schließlich fühlbar und zum Objekt ästhetischen Genusses. Im Planetarium fielen einige dieser verschiedenen (diskursiven) Praktiken der Naturproduktion zusammen, auch wenn sie auf den ersten Blick als widersprüchlich – Naturbeherrschung durch Wissen(schaft) und Technik auf der einen, Natursehnsucht und -huldigung auf der anderen Seite – erscheinen mögen: Dort bestanden naturwissenschaftliche Vermessungen, technische Reproduktionen und ästhetische Betrachtungen gleichzeitig. Im Planetarium zeigte sich Natur als Durch(-)einander, auch, weil das zeitgenössische Naturverständnis von Ambivalenzen durchdrungen war. Die durchaus innovations- und technikkritischen Gedankenwelten, die die Natur- und Heimatschutzbewegung prägten, durchmischten sich darin mit einer ungebremsen Technikbegeisterung und der Erwartung, in der Natur des Sternenhimmels auch einer moralisch erhabenen Größe zu begegnen. Die verschiedenen Nuancen von Natur und ihren imaginierten Gegenstücken vereinten sich im Planetarium scheinbar reibungslos.

Deutlich wird das Durch(-)einander der Planetariumsnatur am Beispiel der Großstadt, die in den Quellen über das Planetarium als Kontext und Kontrast der Institution zugleich auftritt. Einerseits erschien das Planetarium als Gegenmodell

der Stadt, die als absolute „Unnatur“¹⁰ verstanden und empfunden wurde. Sie habe durch ihre Lichter und Geschäftigkeit den Nachthimmel „ausgelöscht“ und Natur aus ihren Mauern verbannt. Das Planetarium, so die gängige Deutung, könne die Mängel des naturfernen Stadtlebens kompensieren und die Menschen „von all' dem Kitsch, der sich der Großstadt ihnen anbietet“¹¹ ablenken. Hier schlug die lange kultivierte „Großstadtfeindschaft des deutschen Bildungsbürgertums“ (Schmoll 2004: 22) durch und vermengte sich mit den Erziehungsbemühungen des „Schundkampfes“ (Maase 2007), die sich gegen als unmoralisch deklarierte Formen populären Vergnügens richteten. In beiden wurde auch die Vorstellung von Natur als moralisch gut wirksam. Durch sie wurde diese Vorstellung reproduziert und weitergetragen. Die argumentative Schlagkraft dieser Deutungsmuster nutzte der Hamburger Schulrat und Erziehungswissenschaftler Karl Umlauf, um Werbung für die Anschaffung eines Planetariums in seiner Stadt zu machen. Umlauf war studierter Physiker und Mathematiker, wirkte als Erziehungswissenschaftler und arbeitete unter der sozialdemokratischen Hamburger Regierung als Schulrat fürs Volksschulwesen. In seiner Argumentation werden die Hoffnungen und Erwartungen, die auf der Naturerfahrung des Planetariums lasteten, besonders deutlich, und es zeichnet sich das zugrunde liegende Naturverständnis scharf ab, sodass es lohnt, ihn in aller Länge zu zitieren. Obwohl Umlauf berufsbedingt vor allem Schüler*innen als potenzielles Publikum des Planetariums im Sinn hatte, erkannte er darin dennoch ein „allgemeines Bildungsmittel“, das auch jenseits der Schulen vonnöten und von Interesse sei:

„Dem Bewohner der Großstadt ist die Natur fremd geworden, und zumal zur Beobachtung des Sternenhimmels hat er sehr selten Gelegenheit. Der beständige Dunst und Staub in der Luft, der Nebel und Wolkenbildung begünstigt, die künstliche Beleuchtung der Straßen, die Einengung des Horizonts durch die Häusermassen lassen den Sternenhimmel für den Großstädter ins Wesenlose verschwinden; er existiert für ihn so selten, dass sein Interesse an ihm kaum geweckt wird. Wenn er ihn unter günstigen Verhältnissen einmal zu Gesicht bekommt, etwa bei einem Landaufenthalt oder einer Seefahrt, steht er ihm dann verständnislos gegenüber. Und doch gilt das Wort Kants heute noch ebenso wie vor 150 Jahren! Durch das Planetarium wird dem Menschen eine Quelle edler geistiger Anregung, vornehmsten ästhetischen Genusses und reiner sittlicher Erhebung erschlossen, die geeignet ist, ihn über das Getriebe des Tages hinauszuhoben, ihm eine Weihestunde zu verschaffen und seiner Sehnsucht nach dem Großen und Ewigen Nahrung zu geben. Hier hat der Staat einmal wirklich die Möglichkeit, dem Kino, den Schaustellungen niederen Ranges und sonstigen derben Reizen der Großstadt eine Konkurrenz zu bieten, die Empfänglichen willkommen sein

10 Peregrin: „Der künstliche Sternenhimmel.“ In *Das Kleine Blatt*, 07.05.1927. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

11 Jens Janssen: „Unsere Sternschau.“ In *o. A.*, April 1930. Staatsarchiv Hamburg: 135-1 I-IV.

wird und auch stumpfe Gemüter zu wecken imstande ist. Ich betrachte die Errichtung eines Planetariums geradezu als Kulturakt.“¹²

Als Kulturakt *qua* Naturerfahrung skizzierte Umlauf das Planetarium, dessen Erfahrungsangebote ihm als „sittlich“, anregend und Verständnis stiftend erschien. Der von den schädlichen Einflüssen der Stadt gereinigte Sternenhimmel wirke gleichermaßen läuternd auf seine Beschauer*innen – diese Deutung findet sich nicht nur in Umlaufs Überlegungen zum Planetarium, sondern in zahlreichen Texten darüber, die in Tageszeitungen, Broschüren und Illustrierten eine weite Verbreitung fanden. Insofern trug die narrative Rahmung des Planetariums als Gegenwelt der Großstadt und als Hort der Natur zur Produktion der Planetariumsnatur bei, weckte Erwartungen und Emotionen (Sehnsucht), leitete die Aufmerksamkeit und arbeitete an der Produktion der Natur des Planetariums mit. Die Narrative und die diskursiv wie praktisch kuratierten Wahrnehmungsangebote entwarfen den Himmel unter der Kuppel außerdem als Quelle von Gefühlen, wie Erhebung und Weihe, als Antwort auf ein Sehnen und sie stimmten die Planetariumsgäste darauf ein, solche Emotionen zu erleben.

Die moralische Güte, die Umlauf der Naturerfahrung des Planetariums zuschrieb und die es in seinen Augen von anderen urbanen Vergnügungsstätten unterschied, bildete sich im 19. Jahrhundert als Ideal und Argument der Wissenspopularisierung und Volksbildung heraus (Daum 1998: 29), an die das Planetarium nun anknüpfte. Diese moralische Qualität hing mit den Gefühlen zusammen, in die die Wissensvermittlung eingebettet war und die durch die Inszenierung gezielt heraufbeschworen wurden. Ausschlaggebend waren das Fühlen von Erhabenheit und Bewunderung und die damit einhergehende Läuterung im Angesicht von Artefakten oder Ansichten, die entweder als Natur oder als Technik (und damit letztlich als Ergebnis oder Gegenstand von Wissenschaft) gerahmt waren. Diese Gefühle prägten Sachbücher, Museen, Wissenschaftstheater und Weltausstellungen, waren erprobt und es gab ein großes Praxiswissen über ihre Produktion und Inszenierung. Sie waren fest verankert im bürgerlichen Wertekanon, und intellektuelle Helden des Bürgertums, wie Immanuel Kant, wurden als Gewährsleute ihrer Wirkmacht angeführt. Auch die Planetariumsmacher*innen machten sich das Praxiswissen über die Naturgefühle, ihre Wirkung und Erzeugung zu eigen: Der Einsatz von Licht und Dunkelheit, die extra angefertigten Stühle mit kippbarer Rückenlehne oder beweglicher Sitzfläche, die sinnliche Ansprache, die von der Projektion ausging, die narrative Struktur des Vortrags und die Inszenierung des Projektors im Zentrum des Vorführungsraumes waren daraufhin ausgerichtet, diese Gefühle körperlich vorzubereiten, zu ermöglichen und das Pla-

12 Brief an den Schulsenator Emil Krause der Stadt Hamburg von Landesschulrat Prof. Dr. Karl Umlauf, 02.02.1925. Staatsarchiv Hamburg: 361-2 V_725 Band 1a MA.

netarium als Raum jenseits des städtischen Alltags fühlbar zu machen. So verharren die Besucher*innen beispielsweise zunächst eine Weile in gänzlicher Dunkelheit, bevor der Nachthimmel effektiv ‚eingeschaltet‘ wurde und sie visuell überwältigte. Erzählungen, Sprachbilder und Klang der Vorträge bedienten sich am Repertoire des predigtähnlichen „Wissenschaftspathos“ (Daum 1998) und schafften eine sakrale Atmosphäre, ohne explizit religiös zu sein. Vortragende forderten das Publikum überdies auf, sich mit geschlossenen Augen an einen Ort im Freien zu versetzen, auf einen Berggipfel, aufs Land oder offene Meer, sodass viele sich dann, nachdem sie die Augen öffneten und inzwischen der Projektor eingeschaltet worden war, tatsächlich so fühlten wie „in einer klaren Sommernacht auf freiem Felde“¹³ und vergaßen, „im geschlossenen Raum zu sein“¹⁴. Derartige Inszenierungspraktiken trugen ebenfalls dazu bei, den Planetariumsraum als von der urbanen Außenwelt abgesondert und unterschiedlich zu erfahren. Sie regten die Imagination der Planetariumsbesucher*innen an und forderten sie auf, die Projektion in ein Szenario einzufügen, für das sie die Verantwortung trugen, das an ihre Vorerfahrungen anknüpfte und sie besonders ansprach. Die Planetariumsnatur wurde zum Kontrast der Stadt, weil das Planetarium seine Besucher*innen dazu einlud, sie sich so vorzustellen und in Abgrenzung zum städtischen Alltag zu fühlen und zu erfahren.

Andererseits war die Natur des Planetariums durch und durch urban. Sie passte sich in die städtischen Lebensgewohnheiten ein, wurde entsprechend aufbereitet, für ihre Bequemlichkeit geschätzt und ironisch kommentiert:

„Unaufhaltsam vollzieht sich der Fortschritt der Technik! Als unsere Eltern noch jung waren und einander im ziemlich langsamen Tempo der neunziger Jahre fanden, mussten sie noch spätabends Arm in Arm unter dem ewigen Sternenhimmel dahinschreiten, um in der Einsamkeit der dunklen Nacht einander süße Worte über Liebe, Mitgift und Möbelpreise in die Ohren zu flüstern. Dabei holten sie sich oft nasse Füße und bekamen einen Schnupfen. Unsere Generation hat es bequemer. Sie geht ins Planetarium [. . .]. Hier ist es nicht die Unendlichkeit des Raumes, sondern eine dreizehn Meter hohe Endlichkeit, die sich auftut, angenehm geheizt, und alles zwischen dem Maronibrater und der Trambahnhaltestelle. Bequemer kann man es nicht haben: rationalisierter Kosmos.“¹⁵

13 S. S.: „Ein Besuch im Planetarium.“ In *Wiener Morgen Zeitung*, 10.05.1927. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

14 Oswald Thomas: „Was ist ein Planetarium?“ In *Arbeiter-Zeitung*, 08.04.1927. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

15 W. S.: „Weltall auf dem Praterstern.“ In *Das Kleine Blatt*, 09.01.1930. Österreichische Nationalbibliothek: ANNO.

Die Planetariumsnatur war eine verbesserte und bequeme Natur, die sich, gereinigt von all den Einflüssen, die den Zugang zu ihr erschwerten, nahtlos in das städtische Vergnügungs- und Freizeitangebot einfügte. Sie reagierte auf Bedarfe und Zeitstrukturen, die sich erst in der und durch die Stadt formierten und an ihr orientierten. Die Natur des Planetariums war optimiert: Sie richtete sich nach den Bedürfnissen der Besucher*innen, die sich ihrer technischen Reproduktion durchaus bewusst waren – und doch war sie natürlich genug, um als Gegenwelt aufzuscheinen. Auch die Naturgefühle ließen sich so gezielt hervorrufen und beispielsweise für das Gelingen eines Rendezvous mit einplanen (die zitierte Quelle ist nicht die Einzige, die das Planetarium als Ort für ein romantisches Treffen entwarf). Die Planetariumsnatur konnte nur unter den Bedingungen des Stadtlebens bestehen, von denen sie sich gleichzeitig absetzen sollte – es ging durch(-)einander.

„Kosmische Heimatgefühle“

Das Planetarium brachte Natur in den Stadtraum, aber auch den Stadtraum ins Innere des Planetariums: Den Rand der Planetariumskuppel schmückte an fast allen Standorten eine Silhouette der jeweiligen Stadt. So wurde der projizierte Sternenhimmel als „Himmel der Heimat“ erkennbar gemacht und als Teil der Landschaft des jeweiligen Aufstellungsortes markiert. „Himmel der Heimat“ war der Titel vieler Planetariumsvorträge, die es sich zur Aufgabe machten, dem Publikum Orientierung und Wissen über einen Nachthimmel zu vermitteln, der als Natur benannt wurde und als Heimat gelten sollte. Die Skripte für die Planetariumsvorträge, die unter diesem Titel stattfanden, zirkulierten zwischen den verschiedenen Planetarien und wurden für den jeweiligen Ort abgewandelt und passgenau zugeschnitten. Sie stellten gewissermaßen die Urform des Planetariumsvortrags dar und boten den erzählerischen Rahmen, um viele der Funktionen des Projektionsapparates vorzuführen, obwohl die Planetariumsmacher*innen auch darauf bedacht waren, die Effekte der technischen Raffinessen sparsam auf verschiedene Vorträge aufzuteilen. Das Format „Himmel der Heimat“ beinhaltete ein astronomisches Einmaleins, bot eine erste Orientierung am Nachthimmel und sollte dabei helfen, sich am Firmament „zu Hause“ zu fühlen. Neu daran war die planetare Dimension, um die der Heimatbegriff im Planetarium erweitert wurde: Heimat erstreckte sich nun über den ganzen Globus hinaus ins Weltall – aber sie war zugleich lokal verortet, was die nächtlichen Stadtlandschaften, die den Rand der Planetariumskuppeln schmückten, verdeutlichten. Die Parallelisierung von Heimat und Natur und ihre emotionale Aufwertung, die diese Vorträge vornahmen, war in der Natur- und Heimatschutzbewegung hingegen bereits etabliert worden.

Heimat ist eine hoch emotionale Fantasie, eine problematische politische Erzählung und eine „Erfindung der Moderne“ (Binder 2008: 5), an deren Mythologisierung sich auch die Volkskunde tatkräftig beteiligt hat (allen voran Wilhelm Heinrich Riehl) – genauso wie ihre Nachfolgedisziplinen an einer kritischen Auseinandersetzung

zung mit dem Konzept (bspw. Bausinger 1980; Binder 2008). Unter dem Schlagwort Heimat wurden und werden vor allem starke Emotionen beschworen, und wer von Heimat spricht, bezieht sich dabei oft auf Gefühle der Zugehörigkeit (Binder 2008: 11), die an bestimmten Orten, durch bestimmte Dinge, von bestimmten Menschen oder durch bestimmte Tätigkeiten ausgelöst werden – und die häufig stark exkludierend wirken, weshalb im Fach nicht mehr von Heimat, sondern vielmehr von Prozessen der Beheimatung gesprochen wird. Vor diesem Hintergrund können Heimat als Objekt des Begehrens und die affektiven Strukturen, die damit zusammenhängen, mit Lauren Berlant (2011) als Spielarten eines „cruel optimism“ interpretiert werden – als Objekte und Affekte einer emotionalen Bindung, die die Gebundenen in ihrer Freiheit einschränken und so lähmen kann. Welche Gefühle konkret mit Heimat in Verbindung stehen, bleibt häufig im Dunkeln. Zu den Heimatgefühlen zählt auf jeden Fall das Heimweh, das sich im Laufe der Zeit zur Nostalgie umformte – der Sehnsucht nach einer vergangenen, besseren Zeit (Brauer 2021; Frevert 2020: 274 ff.). Die Historikerin Juliane Brauer (2021: 153) spricht von einer „jahrhundertelange[n] Verwobenheit von Nostalgie und Heimat“, von der auch der politische Gehalt der beiden Begriffe herrühre. Brauer zeigt außerdem: Dem Vorgänger der Nostalgie – dem Heimweh – wurde um 1900 eine dezidierte „pädagogische Funktion“ zugeschrieben (Brauer 2021: 156) – und ein moralischer Gehalt: vor allem (weibliche) Kinder und Jugendliche sollten mit und durch Heimweh und seine Überwindung reifen und erwachsen werden. Ein beliebtes und in der Literatur viel verwendetes Narrativ war dabei die Erzählung von der Großstadt, die mit dem Verlust der Natur auch den Verlust der Heimat einläute. Natur wurde als Heimat entworfen, Heimat trat in Form von Landschaft in Erscheinung und die Stadt erschien häufig als Vernichterin der dreien. Vor dem Hintergrund dieser Verlusterzählungen und -ängste sollten Parks, Zoos, Aquarien, Museen und Planetarien die Natur für Städter*innen zugänglich machen und urbane Heimatnatur stiften. Die Konjunktur der Heimat hielt in der Weimarer Republik (wie auch der Ersten Republik Österreich) an und stellt eine der vielen Kontinuitäten des langen 19. Jahrhunderts dar (Lekan 2004). Naturschutz-, Landschaftspflege- und Heimatbewegungen setzten ihr Wirken unter den nach dem Ersten Weltkrieg veränderten Bedingungen fort und knüpften an bereits etablierte Diskurse und Praktiken an, die sich eher aus dem Repertoire des (wilhelminischen) Bürgertums speisten, als dass sie ein im Ersten Weltkrieg geschürtes, stark patriotisch-völkisches Heimatgefühl als „geistige Waffe“ fortführten (Lekan 2004: 74). Dennoch boten die populären Erzählungen auch Ansatzpunkte für die Blut- und Boden-Ideologie der aufstrebenden Nationalsozialist*innen (Schama 1995).

Die große Beliebtheit des Planetariumsformats „Himmel der Heimat“ steht also auch im Zusammenhang einer allgemeinen Konjunktur der Heimat und ihrer Gefühle, mit der eine besondere Naturvorstellung zusammenhing: Natur als bedeutsame und identitätsstiftende Um- und Nahwelt der Menschen. Im Planetarium sollte der Ster-

nenhimmel als eine solche, im Bezug zur eigenen Lebenswelt stehende Natur, und Natur als Teil einer schützens- und pflegenswerten Heimat erfahrbar werden. Natur wurde durch die Gefühle, die sich mit ihr verbanden, als Heimat erkennbar. Diese Gefühle waren Ergebnis anhaltender Erziehung und Einübung, die unter anderem im Planetarium stattfanden. Sie zeigen sich in den hier diskutierten Quellen allerdings nicht als ausschließlich rückwärtsgewandt und auch ihr völkisch-nationaler Gehalt kam nicht so stark zum Tragen wie andernorts. Außerdem wurden die Grenzen der Natur und des Natürlichen – genauso wie die Dimensionierung einer vermeintlichen Heimat – im Planetarium neu verhandelt. Der Astronom Arthur Beer fasste die Heimatvorstellung des Planetariums in einem Vortragsskript zusammen, das er für das Hamburger Planetarium erstellte (das allerdings nie exakt in dieser Form zum Einsatz kam, was zahlreiche Korrekturen und Streichungen im Manuskript verdeutlichen):

„Aber kein Weg kann bequem genug sein für uns naturgelöste Großstadtmenschen, um uns das einst eingeborene und jetzt wieder verlorengegangene ‚kosmische Heimatgefühl‘ wiederzubringen – diese letzte Bescheidenheit aus der Selbsterkenntnis unseres Seins als winzigem Bazillus auf einem ganz kleinen Staubkörnchen mitten zwischen wenig größeren Staubkörnern und anderen Welten, daran gemessenen Riesenwelten, – alles wild durcheinanderwirbelnd im All – und dennoch geregelt in den unbeirrbar Bahnen wunderbar großer Gesetze!“¹⁶

Das „kosmische Heimatgefühl“, das im Vortragsskript heraufbeschworen wurde, beinhaltete sowohl die Erkenntnis der eigenen, unbedeutenden Stellung in einer als geschlossene und geregelte – und damit potenziell (wissenschaftlich) erfassbare – Ganzheit auftretenden Natur als auch die Feststellung ihres geregelten Durcheinander-Seins. Die Naturerfahrung, die das Planetarium ermöglichte, wurde als Wiedererlangen eines verloren geglaubten Gefühls geschildert, durch das sich die Besucher*innen mit dem überwältigenden Naturganzen harmonisieren würden, von dem sie sich entzweit hätten. Dieses Gefühl selbst galt Beer als „eingeboren“ – als zur Natur des Menschen gehörend – und das Planetarium als Hilfsmittel, zu dieser Natur zurückzufinden. Dabei trat das Planetarium als natürlich und kultürlich zugleich auf, vermittelte Wissen, das durchaus als den Naturgefühlen abträglich bezichtigt wurde (in einer Entgegensetzung von Wissen und Fühlen), und beinhaltete doch und gerade dadurch ästhetische und erbauende Erfahrungen und Empfindungen. Die Gefühle, die im Planetarium aufkamen, wirkten einerseits moderierend und hegten das Durch(-)einander ein, als das sich die Natur zeigte, wurden durch die überwältigende Erkenntnis des Durch(-)einander-Seins aber auch erst ausgelöst und stifteten eine Beziehung zwischen Planetariumsbesucher*innen und dem im Planetarium Dargestellten. Sie taugten dazu, sich im Durch(-)einander des Sternenhimmels heimatisch

16 Artur Beer: „Die Sonne.“ Vortragsskript, Hamburg vermutlich 1930 oder 1931. Staatsarchiv Hamburg: 361-2 V 725c.

zu fühlen, das Wissen darüber als bedeutsam für den eigenen Alltag zu empfinden und gleichzeitig die Grenzen der eigenen Nahwelt (imaginativ) auszuweiten. Hier tritt auch die besondere, ambivalente Konstellation von Wissen und Fühlen zutage, die das Planetarium auszeichnete: Auch wenn eine als trocken, schriftlastig und schwer zugänglich imaginierte Wissenschaft als Gegenstück und Hindernis der Naturgefühle des Planetariums auftrat, zeigen sich Wissen und Erkenntnis gleichzeitig als Schlüssel zum Erlangen der „kosmischen Heimatgefühle“. Nur wer seine Heimat kenne, über sie Bescheid wisse und sie als geschlossenes Ganzes erfahre, sei auch in der Lage dazu, sich in ihr gefühlsmäßig zu verorten.

Die Heimat, die im Planetarium beschworen wurde, war vielgestaltig. Sie war lokal (bezog sich auf die jeweilige Stadt), sie war national (vor allem die als bahnbrechend inszenierte Erfindung des Projektors wurde einem dezidiert als deutsch markierten Tüftlergeist zugeschrieben) und sie war planetarisch (von Hermann 2016): Das „kosmische Heimatgefühl“, das Beer beschrieb, bezog sich auf den Planeten Erde und weniger auf ein national markiertes Territorium. Der Horizont der im Planetarium erzählten und empfundenen heimatlichen Zugehörigkeit erstreckte sich über den gesamten Planeten, manchmal sogar über die gesamte Milchstraße. So vermittelte das Planetarium Gefühle und Ideen des Planetarischen und fungierte als Erfahrungsraum des Anthropozäns *avant la lettre*. Allerdings unterlag die planetare Heimatnatur, die im Planetarium imaginiert und inszeniert wurde, europäischen Wissensordnungen, wurde durch Praktiken der Inszenierung, des Wissens und des Fühlens dominiert und kolonialisiert – hierin gleicht das astronomische Wissen, das den Planetariumsaufführungen zugrunde lag, den Wissensordnungen der Botanik oder Geologie, die in kolonialen Kontexten entstanden sind (Casumbal-Salazar 2014; Schiebinger 2004). Besonders deutlich wird das am Beispiel der Sternbilder des Südsternhimmels, die von europäischen Forschenden „entdeckt“ wurden und bis heute die Namen von wissenschaftlichen Instrumenten tragen – eine Machtgeste, die Deutungshoheit herstellt und klar Herrschaftsansprüche artikuliert (Schaffer 2007). Auch Imaginationen der Kolonialisierung von Mond oder Mars, die in den Quellen zum Planetarium immer wieder zu finden sind, spiegeln die Verwobenheit von kolonialen und wissenschaftlichen Herrschaftsfantasien wider.

Das geschilderte, durch das Planetarium erzeugte Heimatgefühl beinhaltete dennoch nicht den Versicherungscharakter, der sonst häufig mit ihm in Verbindung stand und bis heute steht: An die Stelle der Sicherheit des Altbekanntes rückte die Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit im Angesicht eines unfassbar großen Universums bei gleichzeitigem Vertrauen in dessen prinzipielle Ordnung. Auch zeitlich bezog sich die evozierte Gefühlslage nicht nur auf eine vermeintlich verlorene und zugleich idealisierte Vergangenheit. Vielmehr beinhaltete das „kosmische Heimatgefühl“ ein gedankliches Spiel mit der Zukunft. Im Zusammenhang mit Planetariumsbesuchen entspannen sich Fantasien über das Leben im Äther, die Besiedelung des Mars oder es

stellte sich die Frage „Wem gehört der Mond?“. Das Heimatgefühl des Planetariums, so schilderten es die Zeitgenoss*innen, resultierte aus einer Erfahrung von Natur als überwältigend, die die eigene Existenz in eine neue Perspektive rückte und Neuem den Weg bahnte. Die Natur war dabei der zentrale Ursprung, aber auch das Objekt des Gefühls. Walter Benjamin (1928) beschrieb das Planetarium und sein Erfahrungsrepertoire in seinem Essayband *Einbahnstrasse* als Neuordnung des „Verhältnisses von Natur und Menschheit“, als eine heilende Form der Kontaktaufnahme mit dem Kosmos qua Technik, und resümierte: „Der Schauer kosmischer Erfahrung ist nicht an jenes winzige Naturfragment gebunden, das wir ‚Natur‘ zu nennen gewohnt sind.“ Für Benjamin erweiterte das Planetarium nicht nur die Grenzen der Heimat, sondern vor allem die Grenzen der Natur, denn die Erfahrungen und Gefühle, die sie als Natur kennzeichneten, konnten nun auch technisch produziert werden. In seiner Deutung war die Planetariumsnatur Natur, weil ihre Erfahrungs- und Emotionsdimension derartige indizierte.

Friedrich Dannenberger zeichnete für die Jenaer Version des „Himmel der Heimat“ verantwortlich. In seinem Vortrag bot er seinem Publikum eine weitere, ähnliche Deutung der Naturerfahrung, die das Planetarium erzeugte:

„Es ist ja überhaupt die Krankheit unsrer Gegenwart, dass die Natur heute so vielen Menschen fremd geworden ist; und wenn dagegen der Ruf ertönt: Zurück zur Natur!, so ist damit nicht gemeint: zurück zur Unkultur, zur Barbarei, sondern wir sollen Verstand und Gemüt wieder öffnen für die unendliche Schönheit der Natur. Und da ist es vor allem der Sternenhimmel mit seiner überwältigenden Pracht und Größe, der den Menschen aus seiner naturfernen Welt des Papiers und der Druckerschwärze, aus der abstrakten, unwirklichen Begriffswelt, in die er sich immer mehr hineinverbohrt hat, befreien und ihn wieder zum Bewusstsein seiner eigentlichen Stellung im Weltganzen und seiner Bestimmung bringen kann. Diese wichtige Vertrautheit mit dem Sternenhimmel den heutigen Menschen wieder leichter zu erschließen, dient unser Planetarium.“¹⁷

Auch Dannenberger betont, dass die Naturhaftigkeit des Planetariums mit Gefühlen und einer emotionalen Beziehung zum Sternenhimmel zusammenhing. Als Natur versteht er nicht das Ursprüngliche, vermeintlich der Kultur entgegengesetzte und auch nicht die „naturferne“ Wissenschaft, sondern er erkennt in ihr das Objekt und die Quelle eines kultivierten Gefühls, das mit der Perspektivierung des eigenen Daseins zusammenhängt – und mit dem Wissen über die Zusammenhänge, in denen es sich abspiele. Wissen werde durch Gefühle zur Vertrautheit und damit zur Basis einer „gesunden“ Beziehung zur Welt. Im Angesicht der Naturansichten zeige sich die Unzulänglichkeit von bloßer Wissenschaft (symbolisiert durch Druckerschwärze

17 Friedrich Dannenberger: Der Himmel der Heimat. Vortragsskript, Jena Herbst 1926. Staatsarchiv Hamburg: 361-2 V 725 c.

und Papier). Erst wenn Wissen fühlbar werde, könne es auch bedeutsam sein. Was Beer als „kosmisches Heimatgefühl“ benannte, war für Dannenberger ein läuterndes „Bewusstsein [der] eigentlichen Stellung im Weltganzen“ – für beide hing dieses mit emotionaler Naturbegegnung und -beschäftigung zusammen, die zu einer umfassenden Erkenntnis einer verworrenen und doch geordneten Welt führe.

Natürliche Gefühle

Das Planetarium wurde zur Natur, weil es „natürliche“ Gefühle auslöste und Natur sowie das Wissen darüber fühlbar machte – das haben die bislang zitierten Quellen verdeutlicht. Damit zeigt sich das Planetarium als Ort, an dem sich das von Löfgren beschriebene bürgerlich-sentimentale Naturverhältnis umkehrte. Löfgren (1986: 131) konstatiert: „Das Bürgertum betrachtet sein Gefühl für die Natur als *natürliche* Gefühle“ – das Planetarium zeigt: Als natürlich empfundene Gefühle waren das maßgebliche Merkmal, das Natur im Planetarium erst hervorbrachte. Weil die Planetariumsgefühle als natürlich galten, musste es der projizierte Sternenhimmel auch sein. Am Beispiel des Planetariums wird deutlich: Gefühle sind nicht nur der Indikator dafür, dass etwas Natur ist; Gefühle machen Natur.

Kulturwissenschaftliche Forschung über Gefühle begreift selbige unter anderem nicht als etwas, das wir haben, sondern als etwas, das wir tun – als Praktiken (Scheer 2012).¹⁸ Diese Praktiken sind gesellschaftlich geformt und finden im sozialen und materiellen Raum statt, sie gehen aus ihm hervor und formen ihn aus. Sie sind, so gesehen, weder besonders natürlich (im Sinne von durch die Biologie determiniert oder vor-gesellschaftlich) noch besonders künstlich (im Sinne von nicht-authentisch oder vorgetäuscht) – sie werden schlicht getan. Dieses Tun hat gesellschaftliche, körperliche und diskursive Seiten und wird debattiert: Gefühle werden besprochen, bewertet und hinterfragt, nicht nur von Wissenschaftler*innen, sondern auch im Alltag. Dabei steht oft auch ihre ‚Natürlichkeit‘ zur Diskussion – denn besonders dann, wenn Gefühle als ‚echt‘ wahrgenommen werden, gelten sie als gut, ja sogar als moralisch. Diese Verknüpfung von Authentizität und Moral zeigt sich beispielsweise in Rebecca Habermas’ (2000) Arbeit zu religiösen Gefühlen im Bürgertum des 19. Jahrhunderts oder in Monique Scheers (2020) Arbeit zur (religiösen) Begeisterung, der in ihrem Feld nur dann ohne Misstrauen begegnet wird, wenn man

18 Neben der Emotionspraxistheorie zirkulieren im Fach weitere Konzepte und Theorien zu Gefühlen, häufig aus dem Bereich der Affect Studies, die höchst produktiv diskutiert werden und zum Einsatz kommen – beispielsweise die Arbeiten von Sarah Ahmed (2004), Lauren Berlant (2011) und Sianne Ngai (2005), um nur drei prominente Vertreterinnen zu nennen. Eine ausführliche Diskussion dieser Arbeiten ist sehr bereichernd, würde den Rahmen dieses Aufsatzes allerdings sprengen, deshalb habe ich mich dazu entschieden, hier nur knapp auf die praxistheoretische Lesart zu verweisen, die meine Arbeit besonders anleitet.

sie als authentisch und angemessen (nicht aber als gekünstelt oder übertrieben) wahrnimmt. ‚Echte‘ Gefühle galten und gelten als moralische, gute Gefühle – und wo ließen sich ‚echtere‘ Gefühle finden als in einer Natur, die als ursprünglich und unberührt, rein und wahr imaginiert wird?

Im Gegensatz zu anderen Bereichen des Alltagslebens war es für Naturerlebnisse legitim, von intensiven Gefühlen begleitet zu werden – ja, es wurde sogar von ihnen erwartet und stellte eine essenzielle Funktion von Natur dar. Welcher Art die Emotionen waren, war dafür zunächst zweitrangig. Dass Natur es vermochte, die Menschen, die sich selbst mit den Attributen ‚modern‘ und ‚rational‘ bedachten und damit auch nüchtern, abgeklärt und nicht zuletzt ‚unemotional‘ meinten, überhaupt fühlen zu machen, war die Qualität, auf die es ankam und durch die sich auch das Planetarium als Natur auszeichnete. Das Planetarium verstanden als gewissermaßen ‚modernisierte‘ Natur erlaubte es, ein solches ‚modernes‘ Selbstbild beizubehalten und intensives Fühlen darin zu integrieren sowie zu legitimieren. Die Gefühle, die dabei wirksam wurden, waren vielschichtig, ambivalent und intensiv. Zu ihnen zählten das Wundern, aber auch Genuss, Erhebung, Freude, Respekt und Überwältigung. Das Fühlen der Natur ging einher mit dem Begreifen ihrer Funktionsweisen, dem Erlernen einer wissenschaftlichen Lesart für das Gesehene und deren unmittelbarer Rückbindung an das Gefühlte. Die Planetariumsnatur zeigte sich als Quelle und Objekt von Erkenntnis *und* Emotion – und als Durch(-)einander der beiden.

Der Zeiss-Ingenieur Walter Villiger sammelte fleißig Anekdoten über das Planetarium, in denen sich auch die dortige Gefühlslage abbildete – zu Werbezwecken versteht sich. Villiger schilderte unter anderem folgende Begebenheit:

„Eine illustre Kongress-Gesellschaft besucht das Zeiss-Planetarium. Der große Raum ist bis auf den letzten Platz besetzt mit erwartungsvollen, wissbegierigen Menschen. Feierliche Stille tritt ein, nachdem ein erlösendes ‚Aah‘, jener Ausdruck der Bewunderung, von Hunderten von andächtig gestimmten Menschen den Raum erfüllt, als der Sternenhimmel in voller Pracht plötzlich zu ihren Häuptern erstrahlte. Da. . . . , im Nordosten kündigt Morgendämmerung den kommenden Tag an. Sonnenaufgang! . . . Kikeriki! ruft's laut aus den Reihen der Schauenden. Alle waren erfreut über die so täuschend nachgeahmte Tierstimme. Sie begriffen aber auch diesen spontanen Morgenruf, der ausgelöst wurde durch die so täuschende Nachbildung des Naturgeschehens.“¹⁹

Villiger skizziert die Planetariumsgefühle verkaufstüchtig als „feierlich“, „andächtig“ und bringt sie auf die Formel des Wunderns – den meistgewählten Topos zur Beschreibung des Planetariums. Auch er verknüpft die Emotionen mit der empfundenen Natürlichkeit des Planetariums, die den Schauenden in Fleisch und Blut über-

19 Walter Villiger: Erlebnisberichte von den ersten Planetariumsvorführungen, vermutlich 1924. Zeiss-Archiv: BACZ 27930.

ging und dafür sorgte, dass diese den Eindruck der ‚echten‘ Morgendämmerung mit einem Hahnenschrei vervollkommneten. Das nachgeahmte Kikeriki legt Villiger als impulshafte Reaktion auf die Natürlichkeit des Planetariums aus: Die Natur des Planetariums war so ‚echt‘, sie ging den Zuschauenden unter die Haut und nahm ihre Sinne sowie ihre Stimme in Beschlag, sie wurden selbst zum Teil des Naturschauspiels und trugen mit ihrem Körper dazu bei, es als solches zu gestalten. Villigers Anekdote spitzt das zu – Hahnenschreie waren im Planetarium eher die Ausnahme –, dennoch verweist seine Erzählung darauf, dass die Natur des Planetariums nicht außerhalb der Besucher*innenkörper stattfand, sondern das Ergebnis von Praktiken war, die sich sowohl narrativ-diskursiv als auch performativ-körperlich vollzogen. Die vom Planetarium initiierten Eindrücke und Gefühlslagen griffen auf den Körper aus, der so gestimmt weitere Sinneseindrücke ergänzte:

„Die Täuschung ist vollkommen; man glaubt den nächt‘gen Luftzug zu spüren und lauscht, ob nicht eine Singdrossel ihr Abendgebet anstimmen oder ein Rohrsänger seine kleine Neckerei loslassen wird.“²⁰

Die Natur des Planetariums machte seinem Publikum den Nachthimmel nicht nur sicht- und erklärbar, sondern darüber hinaus auch hör- und spürbar. Ihre Natürlichkeit war das Ergebnis der Zusammenarbeit von Erzählung, Inszenierung, ihrer Sinnlichkeit und Verkörperung, aus der eine Gefühlslage hervorging, die sie als Natur beglaubigte.

Das Planetarium lässt sich als Ort fassen, an dem Natur mithilfe technischer Mittel hergestellt und inszeniert wurde. An dieser Produktion und Inszenierung wirkten die Zuschauenden in ihrer körperlichen Anwesenheit mit: Erst durch ihre Gefühle wurde die Natürlichkeit des projizierten Sternenhimmels validiert und erst durch ihre Verkörperung konnte sich Natur entfalten. Die Idee einer unberührten, reinen, geordneten und moralisch einwandfreien Natur trieb die Gefühle und Erzählungen des Planetariums an, auch wenn sich die so produzierte Planetariumsnatur in der Praxis ausschließlich als Durch(-)einander zeigte. Natur gerierte sich im Planetarium als Koproduktion von Menschen und Maschinen, Technik und Erzählung, Emotion und Erkenntnis. Sie offenbarte sich als Durch(-)einander, in dem Menschen (ästhetische) Erfahrungen fanden, die für sie eine Vielfalt an Zwecken erfüllten: Diese Erfahrungen brachten sie einer als rein und moralisch imaginierten Natur nahe, ermöglichten ‚moderne‘ Arten und Weisen des Fühlens, verschafften als wissenschaftlich markierte Erkenntnisse und versetzten sie in eine Stimmung, die ihnen als besonders wertvoll erschien. Natur war im Planetarium vor allem eine Gefühlslage, eine sinnliche Erfahrung, die Menschen nicht nur genießen, sondern sich zum Genuss gestalten,

20 Jens Jansen: „Unsere Sternschau.“ In *Hamburger Nachrichten*, 12. 04. 1930. Staatsarchiv Hamburg: 361–2 V 725i.

sich aneignen konnten. Als natürliche empfundene Gefühle trugen dazu bei, Natur zu fühlen.

Literatur

- Adamowsky, Natascha. 2010. *Das Wunder in der Moderne: Eine andere Kulturgeschichte des Fliegens*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. <https://doi.org/10.30965/9783846749630>.
- Ahmed, Sara. 2004. *The Cultural Politics of Emotion*. New York: Routledge.
- Amelang, Katrin, Friederike Gesing, Michael Filtner und Michi Knecht. 2019. „NaturenKulturen-Forschung: Eine Einleitung.“ In *NaturenKulturen: Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*, hrsg. von dens., 7–50. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839440070-001>.
- Bausinger, Hermann. 1980. „Heimat und Identität.“ In *Heimat und Identität: Probleme regionaler Kultur*, hrsg. von Konrad Köstlin und dems., 9–24. Kiel: Wachholtz Verlag.
- Beck, Stefan. 1999. *Zum Umgang mit Technik: Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie Verlag.
- Beck, Stefan. 2008. „Natur | Kultur: Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (2): 161–199.
- Benjamin, Walter. 1928. *Einbahnstrasse*. Berlin: Rowohlt Verlag.
- Berlant, Lauren. 2011. *Cruel Optimism*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822394716>.
- Binder, Beate. 2008. „Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (1): S. 1–18.
- Bonacker, Thorsten und Andreas Reckwitz. 2007. „Das Problem der Moderne: Modernisierungstheorien und Kulturtheorien.“ In *Kulturen der Moderne: Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, hrsg. von dens., 7–18. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Brauer, Juliane. 2021. „Nostalgie und Heimweh: Zum politischen Gehalt von Heimatgefühlen.“ *Zeithistorische Forschungen* 18: 151–165.
- Buchen, Sylvia. 2005. „Neue Geschlechterkonstruktionen und (queere) subkulturelle Strömungen in der Weimarer Republik.“ In *Freiburger FrauenStudien: Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung* 11 (17): 203–224.
- Casumbal-Salazar, Iokepa. 2014. „Multicultural Settler Colonialism and Indigenous Struggle in Hawai'i: The Politics of Astronomy on Mauna A Wākea.“ Diss., University of Hawai'i.
- Chakkalal, Silvy. 2014. „Lebendige Anschaulichkeit: Anthropologisierung der Sinne und der Erfahrungsbegriff im 18. Jahrhundert.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (1): 33–64.
- Daston, Lorraine. 2001. *Wunder, Beweise und Tatsachen: Zur Geschichte der Rationalität*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Daston, Lorraine und Katharine Park. 2002. *Wunder und die Ordnung der Natur: 1150–1750*. Frankfurt a. M.: Eichborn Verlag.
- Daum, Andreas. 1998. *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert: Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914*. München: Oldenbourg Verlag.

- Fenske, Michaela. 2006. „Mikro, Makro, Agency: Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 102 (2): 151–177.
- Frevert, Ute. 2013. *Vergängliche Gefühle*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Frevert, Ute. 2020. *Mächtige Gefühle: Von A wie Angst bis Z wie Zuneigung*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Gall, Alexander. 2011. „Wunder der Technik, Wunder der Natur: Zur Vermittlungsleistung eines medialen Topos.“ In *Wunder: Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Alexander C.T. Geppert und Till Kössler, 270–301. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Geppert, Alexander C.T. und Till Kössler. 2011. „Einleitung: Wunder der Zeitgeschichte.“ In *Wunder: Poetik und Politik des Staunens im 20. Jahrhundert*, hrsg. von dens., 9–68. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Habermas, Rebekka. 2000. „Rituale des Gefühls: Die Frömmigkeit des protestantischen Bürgertums.“ In *Der bürgerliche Werthimmel: Innenansichten des 19. Jahrhunderts*, hrsg. von Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann, 169–191. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.
- Haraway, Donna. 1995. „Ein Manifest für Cyborgs.“ In *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, hrsg. von Carmen Hammer und Immanuel Stiebs, 33–72. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Ingendahl, Gesa und Lioba Keller-Drescher. 2010. „Historische Ethnografie: Das Archiv als Beispiel.“ In *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106 (2): 241–263.
- Kaschuba, Wolfgang. 2004. *Die Überwindung der Distanz: Zeit und Raum in der europäischen Moderne*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Kühn, Karolina und Mirjam Zadoff, Hrsg. 2023. *To be seen: Queer lives 1900–1950*. München: Hirmer Verlag.
- Latour, Bruno. 2002. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Lekan, Thomas M. 2004. *Imagining the Nation in Nature: Landscape Preservation and German Identity, 1885–1945*. Cambridge: Harvard University Press.
- Löfgren, Orvar 1986. „Natur, Tiere und Moral: Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung.“ In *Volkskultur in der Moderne: Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*, hrsg. von Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Bernd-Jürgen Warneken, 122–144. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Maase, Kaspar. 2007. *Grenzenloses Vergnügen: Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Ngai, Sianne. 2005. *Ugly Feelings*. Cambridge: Harvard University Press. <https://doi.org/10.4159/9780674041523>.
- Patel, Kiran Klaus. 2003. „Neuerfindung des Westens – Aufbruch nach Osten: Naturschutz und Landschaftsgestaltung in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Deutschland, 1900–1945.“ In *Archiv für Sozialgeschichte* 43: 191–224.
- Reckwitz, Andreas. 2003. „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive.“ In *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4): 282–301. <https://doi.org/10.1515/zfsocz-2003-0401>.

- Reckwitz, Andreas. 2008. „Praktiken und Diskurse: Eine sozialtheoretische und methodologische Relation.“ In *Theoretische Empirie: Zur Relevanz qualitativer Forschung*, hrsg. von Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann, 188–209. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Rieger, Bernhard. 2003. „‘Modern Wonders’: Technological Innovation and Public Ambivalence in Britain and Germany, 1890s to 1933.“ In *History Workshop Journal* 55: 153–176. <https://doi.org/10.1093/hwj/55.1.152>.
- Schaffer, Simon. 2007. „Himmliche Mächte.“ In *Bildwelten des Wissens: Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik, Bd. 5.2, Imaginationen des Himmels*, 40–49. Berlin: Akademie Verlag.
- Schama, Simon. 1995. *Landscape and Memory*. New York: Vintage Books.
- Scheer, Monique. 2012. „Are Emotions a Kind of Practice (And Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotions.“ In *History and Theory* 51: 193–220.
- Scheer, Monique. 2016. „Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt.“ In *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn von 29. Mai – 1. Juni 2013*, hrsg. von Matthias Beitzl und Ingo Schneider, 15–36. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.
- Scheer, Monique. 2020. *Enthusiasm: Emotional Practices of Conviction in Modern Germany*. Oxford: University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780198863595.001.0001>.
- Schiebinger, Londa. 2004. *Plants and Empire: Colonial Bioprospecting in the Atlantic World*. Cambridge: Harvard University Press.
- Schmoll, Friedemann. 2004. *Erinnerung an die Natur: Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- te Heesen, Anke. 2002. „Die sinnliche Methode der Erziehungskunst und Naturgeschichte.“ In *Der historische Kontext zu Pestalozzis „Methode“: Konzepte und Erwartungen im 18. Jahrhundert*, hrsg. von Daniel Tröhler, Simone Zurbuchen und Jürgen Oelkers, 181–194. Bern, Stuttgart und Wien: Paul Haupt Verlag.
- von Hermann, Hans-Christian. 2016. „Der planetarische Maßstab der Technik: Zur Geschichte einer absoluten Metapher.“ In *Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie* 4 (2): 53–66, hrsg. von Dieter Mersch und Michael Mayer. Berlin und Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/jbmp-2016-0105>.
- Wietschorke, Jens. 2010. „Historische Ethnografie: Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts.“ In *Zeitschrift für Volkskunde* 106 (2): 197–224.

Lara Gruhn

Alltagslogiken

Eine theoretisch-begriffliche Konzeption am Beispiel des „guten Konsums“

Lara Gruhn: Everyday Logics. A Theoretical Concept Using the Example of “Good Consumption”

Abstract: Consumers develop their own logics in order to solve or at least to be able to withstand tensions between knowledge and everyday activities. This article therefore explores the question of how empirical cultural studies can approach this production of coherence at the subject level. With “everyday logics”, a conceptual approach is designed that makes it possible to approximate intellectual conclusions in different fields which bring existing knowledge and realities of life into harmony. Using seven key assumptions, everyday logics are conceptualised and exemplified on the basis of narrative interviews. The article argues that everyday logics are of great relevance because they form that essential part of consumer practice that is geared towards integrating knowledge situationally into everyday contexts and developing individual calls to action from it.

Keywords: everyday logics, knowledge practice, consumption, self-conceptions, ethical action, conceptual approach

„Du kannst dir Gedanken machen, wie du es machen willst“, erklärte die 27-jährige Daniela¹ im Interview, als es darum ging, wie man „richtig“ konsumiert. Jede*r solle für sich überlegen, „ah ja, ich will das machen, weil es macht für mich auch Sinn“ (Interview mit Daniela 2016). Die Aussage von Daniela bringt zum Ausdruck, dass Konsument*innen, die ihrem Empfinden nach ethisch konsumieren, der individuellen Wissenspraxis einen hohen Stellenwert zuschreiben. Als richtig oder ethisch wird das angesehen, was selbst überlegt, gedacht und persönlich als sinnvoll und machbar beurteilt wird. Dieser Beitrag fokussiert auf das Überlegen, Abwägen und ‚Sich-Gedankenmachen‘ von Konsument*innen und fragt nach, wie diese alltäglichen Auseinandersetzungen Selbstverständnisse erzeugen. Basis des Beitrags bildet ein Befund meiner Forschung, dass Konsument*innen eigene Logiken entwickeln, um Spannungen zwischen Wissen und alltäglichem Tun zu lösen oder zumindest (aus-)halten zu können. Ich nenne diese Logiken *Alltagslogiken*, da die Akteur*innen durch sie die Angewundenheit des Wissens an die eigene Lebenswelt bewerkstelligen. Es geht um das

1 Alle Namen der Interviewpartner*innen wurden anonymisiert.

situative In-Beziehung-Setzen von Wissen und Handeln in ihren unterschiedlichen Alltagen.

Der Beitrag knüpft dabei an bestehende Ansätze der disziplinären Konsumforschung an. Konsum und Konsumgesellschaft gehören seit den 1990er Jahren zu bevorzugten Forschungsgegenständen der Kultur- und Geschichtswissenschaften und wurden als „interpretatorischer Zentralschlüssel für die historische Analyse moderner Gesellschaften entdeckt“ (Wirsching 2009: 186). Konsumformen und Konsumgüter interessieren im Fach, weil durch sie soziale und individuelle Distinktionen untersucht werden können, Konsum also eine wichtige Rolle bei der Ausdifferenzierung verschiedener Lebensstile spielt (König 2013: 25–26). Mit der Analyse materieller Kultur fand in den 2000er Jahren eine Perspektivierung auf die Sphäre der Käufer und deren Handlungen statt, die nach alltagsweltlichen Wirkungen fragte (Hahn 2016; König 2009). Ins Zentrum des Interesses rückten nicht zuletzt Konsumkritik und kritische Konsumbewegungen. Solche Bewegungen wurden nach Themensetzungen, Ideen und Praktiken (Selbstversorgung, Sparen, Teilen, Tauschen etc.) befragt. Überdies wurden die in die jeweiligen zeithistorischen Kontexte eingebetteten Vorstellungen vom *guten* Leben, vom *richtigen* Maß oder dem *richtigen* Umgang untersucht (Derwanz 2015; Grewe 2017).² So erörtern beispielsweise jüngere Arbeiten Aspekte von Ethik und Nachhaltigkeit in der Ernährung des 21. Jahrhunderts und zeigen, wie über das Essen gesellschaftliche Kämpfe um Deutungshoheiten rund um das *gute* und *richtige* Leben ausgetragen werden (Hirschfelder et al. 2015).

Die Anknüpfung an die disziplinäre Konsumforschung führt unweigerlich zu einer Reflexion der jüngeren Perspektivierungen im Fach und damit auch zu einer Reflexion des eigenen Forschungsdesigns und Samples: Der Beitrag stützt sich mittelbar auf empirisches Material bestehend aus 34 qualitativen Interviews, welche in den Jahren 2016, 2017 und 2021 erhoben wurden.³ Im vorliegenden Beitrag geht es also weniger um die Frage nach konkretem Tun von Konsument*innen, sondern um eine Analyse von sprachlichen Aushandlungen, in denen Handlungen plausibilisiert werden. Für die Interviews wurden Personen rekrutiert, die ihrer Auffassung nach moralisch korrekt konsumierten. Das führte dazu, dass sich vor allem jüngere Menschen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren angesprochen fühlten: Die Mehrheit der Befragten stammte aus privilegierten Verhältnissen und lebte in einem studentisch bzw. akademisch geprägten urbanen Umfeld. Diese Milieuspezifika muss auf zwei Ebenen Reflexion erfahren: Zum einen ist es gerade das „urbane Kreativ-

2 Eine Zusammenschau solcher Forschungsinteressen bietet hier der Sammelband *Knappheit, Mangel, Überfluss*. Vgl. Grewe/Tauschek 2015.

3 Die Interviews aus den Jahren 2016 und 2017 wurden im Zuge der Forschungstätigkeit zur Dissertation geführt. Die Interviews aus dem Jahr 2021 wurden im Rahmen des Seminars *Erzählte Konsumethiken* an der Universität Zürich erhoben.

milieu“, das bei der Entdeckung von Forschungsgegenständen wie *Nachhaltigkeit*, *gutem Leben* oder *Konsumkritik* ins Zentrum des Forschungsinteresses unseres Faches rückt (Fenske 2017; Hinrichsen/Scheer 2019) – eine Fokussierung, der auch dieser Beitrag folgt. Die Alltagslogiken, welche im empirischen Teil des Beitrags dargelegt werden, sind jene einer privilegierten, jungen, urbanen Mittelschicht, welche sich für Fragen des guten Lebens interessiert und deren Auslegungen und Selbstverständnisse wiederum im Fach interessieren. Zum anderen spielen in der Empirischen Kulturwissenschaft und insbesondere auch in den Cultural Studies mit Blick auf den „guten Konsum“ immer auch Fragen nach den größeren Konstellationen und Konjunkturen – also Infrastrukturen, Kapitalsorten und ihren historischen und globalen Zusammenhängen etc. – eine gewichtige Rolle (Ege 2019). Diese Dimensionen werden in diesem Beitrag indes weitgehend ausgeblendet, weil er sich vor allem als theoretisch-begriffliches Plädoyer für Alltagslogiken versteht und dies an einem (unter vielen möglichen) empirischen Feld zu demonstrieren versucht. Beide hier skizzierten Punkte werden zum Ende des Textes nochmals aufgegriffen und problematisiert.

Von der Prämisse ausgehend, dass sich die Empirische Kulturwissenschaft nicht primär über ihre Forschungsgegenstände und -felder definiert, sondern vielmehr über ihre Herangehensweisen und ihre analytische Argumentation (Heimerdinger/Tauschek 2020), soll in diesem Beitrag mit Alltagslogiken ein konzeptioneller Zugang entworfen werden, der es ermöglicht, sich unterschiedlichen Feldern der oben benannten Spielart von Wissenspraktiken anzunähern. Der Beitrag fragt in einem ersten Teil nach Alltagslogiken als Gegenstand in den Sozial-, Sprach- und Kulturwissenschaften. Anschließend lege ich sieben Schlüsselemente dar, die Alltagslogiken als konzeptionellen Zugang für die Empirische Kulturwissenschaft fruchtbar machen. Im zweiten Teil des Beitrags wird dieser Zugang angewandt, und ich arbeite drei Alltagslogiken des „guten Konsums“ exemplarisch heraus. Zum Schluss werden Potenziale und Grenzen der Erforschung von Alltagslogiken und mögliche Anwendungsfelder jenseits der Konsumforschung diskutiert.

Alltagslogik(en) – ein unscharfer Begriff in der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde

In der sozialwissenschaftlichen Literatur war die Frage, wie Menschen im Alltag folgern, Ausgangspunkt für viele Abhandlungen und idealtypische Modellbildungen. Alfred Schütz, einer der Hauptvertreter der phänomenologischen Soziologie, thematisiert die Eigenart der Rationalität in Bezug auf Alltagserfahrung und entwarf im Briefwechsel mit Talcott Parsons in den 1940er Jahren erstmals eine „Logik des Alltags“: „Die Kategorien und Operationen, die das Denken des täglichen Lebens bestimmen, stellen lediglich *eine besondere Form* der formalen Logik dar. Diese spezielle Logik des Alltags oder, wie Husserl sie genannt hat: die Logik der ‚Gelegenheits-

urteile', ist bisher noch nicht entwickelt" (Schütz/Parsons 1977: 43–44. Hervorhebungen im Original). Schütz war der Auffassung, dass bei dieser „Logik des Alltags“ – der er sich in *Wissenschaftliche Interpretationen und Alltagsverständnis menschlichen Handelns* intensiv zuwendet – „das Hauptinteresse des Denkens im Alltagsleben gerade in der Beziehung der Sinnhorizonte, die an den Kernbedeutungen haften, zu der aktuellen Situation des Denkers“ liege (Schütz 1972: 36). Schütz hebt hervor, dass der Handelnde im Alltag nicht an der Suche nach unzweifelbarer Sicherheit interessiert sei, also nicht an der Veri- oder Falsifizierung der Logik, sondern „an den Chancen, seine alltäglichen Erwartungen zu realisieren“ (Schütz 1972: 45). Das Interesse von „Alltagshandelnden“ orientiere sich nach Schütz so nicht nach einer „traditionellen Logik“, sondern an den Erfordernissen der Situationsbewältigung (Eberle 1984: 199).

Alfred Schütz' Darlegung und Theoretisierung einer „Logik des Alltags“ war und ist immer wieder Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen, und gerade auch sein Wissensbegriff und seine Abgrenzungen zwischen wissenschaftlichem und alltäglichem Wissen und die damit verbundenen Dichotomien scheinen aus kulturwissenschaftlicher Sicht problematisch. Trotz dieser Kritik gibt es für mich zwei Elemente, die es weiterzudenken lohnt: Erstens betont Schütz die Gelegenheit bzw. das Situative solcher Logiken. Es geht um die subjektive Bewältigung von alltäglichen Situationen. Zweitens grenzt Schütz die „Logik des Alltags“ von der traditionellen Logik ab. Das maßgebende Kriterium sei der praktische Erfolg und nicht eine wissenschaftlich bestimmte Rationalität der Handlung (Eberle 1984: 199). Diese beiden Elemente werden unten aufgegriffen, wenn ich Alltagslogiken als Konzeption für die empirische Kulturwissenschaft skizziere.

Hier ist es lohnend, einen Blick in sprachwissenschaftliche Literatur zu werfen, in der die Logik des Alltags mit dem Interesse an der argumentativen Rhetorik einhergeht. Der Sprachwissenschaftler Manfred Kienpointner befasste sich auf empirischer Basis eingehend mit der Struktur und Funktion von Argumentationsmustern im Alltag. Unter dem Titel „Alltagslogik“ entwirft er eine umfassende Typologie dieser Alltagsargumentation und erklärt ihre Gültigkeit mit Gebrauchsregeln einer Sprechgemeinschaft: „[...] die Plausibilität von alltagssprachlichen Argumentationen [beruht] darauf, daß die Prämissen (Argumente und Schlußregeln) Inhalte zum Ausdruck bringen, die in einer Sprechgemeinschaft allgemein oder doch von großen Gruppen akzeptiert sind“ (Kienpointner 1992: 420). Da die alltägliche Argumentation auf der Grundlage von allgemeinen Topoi basiere, sei ihre Kreativität begrenzt. Zwar gäbe es kontextspezifisch unendliche Mengen an Argumentationen, diese folgen aber alle den gleichen gängigen und akzeptierten Sprachmustern, wie Vergleich, Kausalität, Definition usw. (Kienpointner 1992: 421):

„Auf Grundlage akzeptabler Schlußregeln haltbare Argumente vorzubringen, kontextspezifisch plausible Argumentationen nach den geläufigen Mustern der Alltags-

argumentation zu entwickeln, heißt bei aller Variation im Detail nur, daß in einer Sprechgemeinschaft/einem Sprachspiel vorgegebene Möglichkeiten reproduziert werden.“ (Kienpointner 1992: 426–427)

Auch Kienpointner geht, ähnlich wie Schütz, davon aus, dass sich die alltägliche Logik nicht im traditionellen philosophischen Sinn „logisch“ oder „vernünftig“ verhält, vielmehr geht es ihm um eine gesellschaftliche Akzeptanz von Sprachmustern, die auch Paradoxien miteinschließt. Darüber hinaus gibt es zwei wesentliche Einsichten, die für die empirisch arbeitende Kulturwissenschaft interessant sind: erstens, wie wichtig Funktion und Absicht von Sprache sind und wie Sprache Begrenzungen bei Alltagslogiken erzeugt. Zweitens, eng damit verbunden, die von den Sprecher*innen geforderten Kompetenzen und Strategien, argumentativ Sinn bzw. Kohärenz herzustellen.

Wirft man einen Blick in die Forschungsliteratur der Empirischen Kulturwissenschaft, so wurden „Logiken“ bisher vor allem als gesellschaftlich anerkannte und kulturell normierte Schlussfolgerungen in Bezug auf Wertehaltungen und Ideologien verstanden. Sie sind das Ergebnis bzw. die Schlussfolgerung von gesellschaftlichen, diskursiven Aushandlungsprozessen, die an die Subjekte herangetragen werden und auf diese „wirken“. Besonders geprägt hat den Begriff der „kulturellen Logik“ der Empirische Kulturwissenschaftler Markus Tauschek. In diversen Feldern untersuchte Tauschek „die kulturellen Logiken des Wettbewerbs“ – von *Miss Universe*-Wahlen über UNESCO-Welterbetiteln bis hin zu Hochschul-Rankings – und zeigt, dass kompetitive Logiken etwas sozial Genormtes, Gefestigtes und daher schwer Durchbrechbares sind (Tauschek 2013, 2015). Bei „kulturellen Logiken“ interessiert vor allem die Frage, welche Wirkung diese Logiken auf die Akteur*innen in den beforschten Feldern, ihre Praktiken und Selbstkonzeptionen haben (Tauschek 2013: 12). Entscheidend ist, dass von Logiken im Plural gesprochen wird. Dies als erstes Indiz, dass es bei der Untersuchung von Alltagslogiken nicht um die Suche nach ‚einer Logik‘ gehen sollte, sondern vielmehr um analytische Fragen, die sich des Situativen und Pluralen von Lebenswelten bewusst sind (Tschofen 2006: 99).

Erstaunlich ist vor allem die „Nicht-Karriere“ des Begriffs Alltagslogik(en) in der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde. Zwar findet die Begrifflichkeit seit den 1990er Jahren im Fach Verwendung, jedoch ohne begriffliche Ausarbeitung. Das unscharfe Changieren mit dem Begriff bewegt sich im breiten Spektrum zwischen Alltagslogik(en) als populäre Denkstile und Alltagslogik(en) als subjektive Aushandlungen, die im alltäglichen Denken und Handeln seitens der Wissenschaft ausgemacht werden. Ersterer Gebrauch findet sich vor allem in älteren Texten, die mit Alltagslogik(en) gesellschaftlich geteilte Vorstellungen und Denkstile ausdrücken. So zu finden beispielsweise bei Andreas Hartmann im Sammelband *Volkskunde als Programm* (Hartmann 1996: 43), als Titelei im Tagungsband zum 33. Kongress der

Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (Göttsch/Köhle-Hezinger 2001: VIII) oder bei Thomas Hengartner, der in den *volkskundlichen Anmerkungen zu Raum und Zeit* von zeitgenössischen Alltagslogiken spricht, die bei der Gewöhnung an neue Zeitmuster der Industrialisierung durchbrochen werden mussten (Hengartner 2002). Auf der anderen Seite des Spektrums findet sich die Verwendung von Alltagslogik(en) als emische Kategorie in etwas jünger datierten Texten. So beispielsweise bei Timo Heimerdinger, der in Bezug auf Ratgeberliteratur kontrastiert, dass das Bild des „autonomen Selbst“ und die appellierte Eigenverantwortung des Individuums an „den Erfordernissen der Alltagslogik“ vorbeigehen (Heimerdinger et al. 2008). Bei Irene Götz verhält es sich ähnlich: Sie analysiert, wo sich das Nationale in einer „Alltagslogik des Handelns“ zeigt, was für sie bedeutet, dass Identitätsfragen nicht allein auf einer Makroebene verhandelt werden, sondern auf spezifische Weise „im Alltag, der Lebenswelt, der kulturellen Handlungspraxis“ (Götz 2011: 154). Auch Hengartner verwendet den Terminus (gegenläufig zur Verwendung in früheren Texten) in Bezug auf Konsum auf diese Weise, wenn er von Alltagslogiken spricht, die es bei Handlungshorizonten und -routinen des Konsumierens zu berücksichtigen gelte (Hengartner 2014: 18). Schließlich verwendete auch ich Alltagslogiken als vom Subjekt gemachte Aushandlungen, ohne aber begriffliche Ausarbeitungen zu leisten (Gruhn 2019: 219). Diese kleine Revue – ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit – zeigt, dass es sich bei Alltagslogik(en) um einen im Fach gern und häufig verwendeten Begriff handelt, dessen vielleicht etwas verführerische Unschärfe wohl auch zu seiner Popularität beigetragen hat.

Alltagslogiken als konzeptioneller Zugang für die Empirische Kulturwissenschaft

Im Anschluss an die jüngere Verwendung des Begriffs im Fach und in den Sozial- und Sprachwissenschaften möchte ich im Folgenden mittels sieben Annahmen ein Verständnis von Alltagslogiken als konzeptionellen Zugang für die Empirische Kulturwissenschaft darlegen:

1) Alltagslogiken sind in Abgrenzung zu einer Logik der Folgerichtigkeit in der philosophischen Tradition zu verstehen. Es geht bei Alltagslogiken nicht darum zu prüfen, ob eine Argumentation in sich „logisch“ ist und/oder ob in ihr Tautologien wirken. Die Frage nach Alltagslogiken sollte vielmehr jene nach Arten des Umgangs mit Wissen sein (ganz unabhängig davon, wie „rational“ oder „logisch“ diese sind).

2) Alltagslogiken sind als subjektive Bewältigungsstrategien zu verstehen. Hier weiche ich teils von der Verwendung des Logikbegriffs in der Empirischen Kulturwissenschaft ab, denn bei Alltagslogiken sollte es nicht um größere gesellschaftliche oder „kulturelle“ Logiken gehen, sondern um lebensweltliche Schlussfolgerungen. Das Subjekt ist Akteur*in bzw. Entwickler*in von Alltagslogiken. Der konzeptionelle Zugang fokussiert daher auf die Wissensarbeit/auf das „Machen“ auf Subjektebene.

Was zweifellos nicht ausschließt, dass sich milieuspezifische Verdichtungen solcher subjektiven Logiken ergeben. Somit kann die Frage nach ihren Gültigkeiten (also wo diese Logiken Gültigkeit haben und wo nicht) auch Ränder von sozialen Welten sichtbar machen.

3) Es ist weiter davon auszugehen, dass dieses Entwickeln situativ geschieht. Alltagslogiken sind somit immer gelegenheitsbezogen bzw. situationsbedingt zu verstehen. Der Kontext (Ort, Zeit, soziale Konstellation, Personen etc.), dem sie entspringen, muss berücksichtigt werden. Durch den Gegenwartsbezug geht die Analyse von Alltagslogiken über eine Analyse von gesellschaftlichen Denkstrategien und Handlungsorientierungen hinaus, denn sie fokussiert auf das vom Subjekt betriebene situative In-Beziehung-Setzen von Wissensbeständen, Werteorientierungen etc. mit der eigenen, unmittelbar erfahrbaren Lebenswelt.

4) Alltagslogiken sind in diesem Sinne zwar begrenzt, aber im Plural zu denken, da sie – wie in den Punkten zwei und drei ausgeführt – subjektiv und situativ entstehen. Konkret heißt das, dass die gleichen Wissensbestände zu mannigfachen Alltagslogiken führen können, da Wissensarbeit und die lebensweltlichen Realitäten unterschiedlich sind. Es ist davon auszugehen, dass es trotz der Vielschichtigkeit von Alltagslogiken und der Pluralität von Alltagslogiken, die in ihnen stattfinden, in den einzelnen Forschungsfeldern zu dominanten Verdichtungen kommt. Individuelle Kohärenzherstellung verweist also auf ein Kollektiv, in dem das Handeln geschieht und auf das Verständnisse und Deutungen rückbezogen werden. Dieser Zusammenhang wird in der siebten Annahme problematisiert.

5) Einen Zugang, um das situative In-Beziehung-Setzen zu erforschen, sehe ich im Erzählen als Situieren von Menschen in gesellschaftlichen Diskursen, also in der Frage: Wie sprechen Menschen über ihr Tun? In der Analyse alltäglichen Erzählens sehe ich eine Möglichkeit, Alltagslogiken zu erforschen. Als empirische Basis einer Untersuchung von Alltagslogiken beim Konsum eignen sich beispielsweise mündliche Redewiedergaben, wie Tisch- und Küchengespräche, populäre mediale Kochsendungsformate (wie *Das perfekte Dinner*, *Landfrauenküche*, *Mini Chuchi dini Chuchi* etc.) oder – so wie ich an späterer Stelle ausführen werde – qualitative Interviews. Ich gehe von der These aus, dass die Gegenwart Bezugspunkt jeglicher Erzählung ist, dass also bei Alltagslogiken durch den Gegenwartsbezug – konstruktivistisch und von narrativen Mustern abhängig – erst Sinn hergestellt wird (Meyer 2017: 97).

6) Programmatisch verlangt die theoretische Konzeption von Alltagslogiken nicht systemtheoretische oder modellhafte Typologien von Logiken, sondern sie verlangt die empirische Einzelfallanalyse. Nur durch die Hinwendung zum Einzelfall kann das Gegenwärtige und Situative berücksichtigt und in Erfahrung gebracht werden, wie die einzelnen Akteur*innen Wissen und Werte an ihre individuellen Situationen und Lebenswelten koppeln. Dieses methodische Close-up ermöglicht, Alltagslogiken in unterschiedlichen Forschungsfeldern als konzeptionellen Zugang zu

nutzen, da das Postulat der Offenheit von empirisch qualitativer Forschung gewährt wird.

7) Wie oben beschrieben, ist davon auszugehen, dass sich in unterschiedlichen Forschungsfeldern dominante, Subjekt übergreifende Muster herausbilden. Es muss daher bei einer Analyse von Alltagslogiken immer auch gefragt werden, in welchem Verhältnis Subjekt und Gesellschaft stehen und wie gesellschaftliche Erwünschtheit die subjektiven Kohärenzherstellungen prägt.

So wie früher: Vergangenheitsorientiertes Wissen und Handeln

Die drei Beispiele für Alltagslogiken, die im Folgenden knapp skizziert werden, weisen in den Erzählungen über Konsum eine gewisse Dichte auf. Ihnen ist gemein, dass sie Wissen und Handeln zusammenhalten bzw. von einem ins andere überleiten. Es sind drei alltägliche, jedoch sehr unterschiedliche Bewältigungsstrategien von Konsument*innen, um die Verbindung des Wissens an die eigene Lebenswelt zu bewerkstelligen.

Vergangenheitsvorstellungen, die sich an einem ahistorischen Gestern ausrichten, haben in der Konsumkritik Konjunktur. Wenig überraschend zeigte sich auch bei den von mir Befragten eine gewisse Sehnsucht nach einem vermeintlichen früheren Zustand, zu welchem die heutige Konsumgesellschaft wieder zurückfinden müsse. Martin, ein damals 28-jähriger Informatiker aus Zürich, formulierte es so:

„[...] Also man sollte wieder zurückkommen zu so einem Stand, wo einfach ein Tier ein anständiges Leben haben darf. [...] Ich glaube, wie Milch produziert wurde und so, das ist früher schon ganz anders gewesen. Also wo der Bauer noch vorbeigekommen ist und seine eigene Milch gebracht hat in den Milchkasten oder mit dem Wägeli.“
(Interview mit Martin 2016)

Orvar Löfgren nennt solche imaginierten Modelle der Vergangenheit, die der gegenwärtigen *Overconsumption* gegenübergestellt werden, *Traditional Consumption* (Löfgren 1994: 47–53). Es sind fiktive, pseudohistorische Wirtschaftswelten, die als idealisierte Vorbilder bei Konsumkritiken dienen: „The very use of concepts such as ‚mass consumption‘ and ‚modern consumption‘, moreover, often implicitly presupposes a polarity: a ‚traditional consumption‘, which is seldom defined“ (Löfgren 1994: 50). *Traditional Consumption* fungiert auch in meinem empirischen Material, wie sich am Beispiel des Interviews mit Martin zeigt, als Gegenkonzept zum kritisierten Ist-Zustand.

Nutzt man hier nun Alltagslogiken als konzeptionellen Zugang, so geht es nicht bloß um das Aufzeigen der Redundanzen der Formel ‚Früher war alles besser‘ bei Konsumkritik, sondern darum zu fragen, wie sich dieses *yearning for yesterday* in subjektiven Lebensentwürfen zu einer Handlungsaufforderung entwickelt. Durch welche individuellen Logiken werden diese Vergangenheitsvorstellungen von den

Konsument*innen auf ihre eigenen, situativen Lebensrealitäten bezogen? Claire, eine damals 27-jährige Studentin der Sozialen Arbeit aus Luzern, erzählte mir dazu Folgendes:

„Weil ich diesen Film gesehen habe: Plastic Planet von Werner Boote. Und seit da, das ist so einschneidend für mich gewesen, weil seit dann tue ich überall – also es fällt einem überall auf, alles, wo man aus Plastik hat. Und ich frage mich dauernd: Ja, wie hat das meine Großmutter gemacht? So Zahnbürsten oder Wäschekorb. Alles so Sachen, wo du denkst, es sind quasi. . . also nicht ersetzbar [. . .].“ (Interview mit Claire 2017)

Mit der Fragestellung: „Ja, wie hat das meine Großmutter gemacht?“, vermag es Claire, den gedanklichen Kausalzusammenhang zwischen der Sehnsucht nach einem vermeintlich besseren Früher und der eigenen Alltagswelt herzustellen. Die Figur der Großmutter verkörpert das Früher, zu welchem Claire (zurück-)finden möchte. Indem es die eigene Großmutter ist, die einen früheren (und daher erstrebenswerten) Konsumstil verkörpert, wird die Handlungsaufforderung personalisiert und emotionalisiert. Es geht nicht mehr um eine abstrakte Vorstellung eines Früher, sondern um eine persönliche, verwandtschaftliche Beziehung zu diesem. In Claires Alltagslogik wird die Vorstellung der Vergangenheit durch die Großmutter personalisiert, aber nicht in einen größeren zeithistorischen Bezugsrahmen gesetzt, da die zeitliche Verortung relativ diffus bleibt (die Lebensdaten der Großmutter bleiben ungenannt). So fragt Claire nach der Beschaffenheit einer damaligen Zahnbürste, ohne dabei zu reflektieren, wie die Zahnhygiene ‚anno dazumal‘ ausgesehen hat bzw. inwiefern und für wen es dieses ‚Früher‘ (zum Beispiel im Kindesalter ihrer Großmutter) überhaupt gegeben hat. Interessant scheint mir dabei, dass die Logik „wie hat das meine Großmutter gemacht?“ für Claire trotzdem funktioniert. Sie prüft ihre Konsumhandlungen mit dieser Logik und ist so auch immer wieder mit Schwierigkeiten konfrontiert. So erzählt sie im selben Interview, wie viel Mühe es ihr bereitet, ihren kaputten Metallzuber und Wäschekorb flicken zu lassen oder einen „gebrauchten“ zu finden. Indem Claire dann erzählt, sie habe „eigentlich“ keinen Neuen kaufen wollen, wird klar, dass ihr dieses Vorhaben nicht gelungen ist (Interview mit Claire 2017). In der Erzählung schwingt die Kritik am Ist-Zustand mit, an einer Konsum- und Wegwerfgesellschaft, in der nichts mehr auf Langlebigkeit ausgerichtet scheint. Das Früher und das Heute stehen in einer reziproken Beziehung, sie bedingen sich gegenseitig. Die Frage nach Konsumpraktiken zu ‚Großmutterns Zeiten‘ ist somit auch immer die individuelle Auseinandersetzung mit der Frage, wie etwas (wieder) besser gemacht werden könnte.

Das Aufspüren von Vergangenheitsvorstellungen, die für Akteur*innen handlungsleitend in der Gegenwart sind, knüpft an bisherige Befunde aus der Empirischen Kulturwissenschaft an. Michaela Fenske hat am Beispiel von neuen Imkern

eindrücklich gezeigt, wie das „urbane Kreativmilieu mit Vergangenheit Zukunft (selber) macht“ (Fenske 2017). Historisches Wissen wird mit neuem (ökonomischem) Wert besetzt, und durch das Erzählen von Vergangenen erfährt das Handeln der Akteur*innen in der Gegenwart eine machtvolle Deutungsgrundlage (Fenske 2017: 236 und 240). Die Frage nach Alltagslogiken, die aus Vergangenheitsvorstellungen resultieren, offenbart, dass viele der Befragten nicht nur historisches Wissen und Vorstellungen von diesem Vergangenen haben, sondern dieses durch Personifizierung auch in ihre eigenen Lebenswelten integrieren. Neben den Großeltern waren es beispielsweise die Eltern, der Milchmann oder der Bauer/ die Bäuerin, die als personifiziertes ‚Früher‘ fungieren: So schafften sich Konsument*innen sogenannte „Gemüse-Abos“ an, bei welchen (hier zeigen sich Parallelen zur „Milchmann“-Erzählung) Gemüse und Früchte von einem lokalen Betrieb an die Haustüre geliefert werden. Am häufigsten wurde in den Interviews der Einkauf direkt beim Bauern erwähnt. So erzählte Anna, sie kaufe „gutes Fleisch, also meistens vom Bauernhof, wo ich weiß, wo es herkommt“ (Interview mit Anna 2017). Hanna sagte: „Und ich glaube, die einzige Lösung, wenn man jetzt eben gerne Fleisch isst oder jetzt auch Milchprodukte oder so, also du musst wirklich einen richtig guten Bauernhof kennen“ (Interview mit Hanna 2021). Cassandra meinte: „Wenn ich dann mal Milch einkaufe, wenn ich dann mal Eier kaufe, dann gibt es wirklich Milch vom Bauern, die Eier vom Bauern, den ich kenne“ (Interview mit Cassandra 2021), und Amanda formuliert ihre Überlegung, die hinter dem Einkauf auf dem Bauernhof steht: „Es ist ja – ja, es ist halt einfach retour zum Normalen“ (Interview mit Amanda 2016). Die gedanklichen Kausalzusammenhänge bestehen dabei aus der (erneuten) Personifizierung der entmenschlichten Produktionen von Nahrungsmitteln und einer (neben der in der Erzählung vorangegangenen Idealisierung des Ländlichen) nostalgischen Sehnsucht nach einem menschlicheren Früher, das es wieder zu erreichen gilt.

Alltagslogiken der Konsument*innen durch Personifizierungen des „Früher“ liefern zwar noch lange keine Definition einer bestimmten historischen Wirtschafts- oder Konsumweise und evozieren ein größtenteils ahistorisches Bild der Vergangenheit. Dennoch zeigt sich durch sie, dass die Konsument*innen konkrete Vergangenheitsbilder haben, an denen sie ihr Handeln ausrichten. So verdeutlichen die Erzählungen, dass *Traditional Consumption* (Löfgren 1994) nicht bloß ideologische Verklärung ist, die sich aus einem verachtenswerten Ist-Zustand ergibt, sondern dass die Konsument*innen diese personifizieren. Durch diese Anbindung an die eigene Lebenswelt ergeben sich „logische“ Schlussfolgerungen für den eigenen Konsum.

Wenn man wirklich will: Der „gute Konsum“ als Willenssache

Das zweite Beispiel von Alltagslogiken formiert sich um eine Erzählstrategie der Konsument*innen: Sie erklären ethischen Konsum zur Willenssache. Als Beispiel dient das Interview mit der damals 21-jährigen Studentin Anna:

„[...] [D]u musst ein bisschen überlegen – und das macht vielleicht auch vielen Leuten Mühe, das zu überlegen. Also ich sehe es manchmal in meinem Kollegenkreis, die sich dann nicht überlegen, was ist jetzt gerade saisonal oder regional. Wenn es halt Erdbeeren hat, ja dann kommen die halt anscheinend von irgendwo und dann hat es halt diese Erdbeeren oder irgendwas. Und dann muss man halt ein bisschen nachdenken. Aber wenn man es mal gemacht hat – mal ein paar Wochen, Monate vielleicht, sich ein bisschen Gedanken gemacht hat, dann ist es auch gar nicht mehr so schwierig. Aber halt am Anfang, dass man sich überlegt: ‚Was wächst denn nur vielleicht jetzt?‘ Oder: ‚Woher kommt das Zeug?‘ Oder: ‚das Etikett ...‘ also, da steht ja das meiste Zeug vorher schon. Man muss es halt nur noch schnell umdrehen. [...] Am Anfang musst du dir das schon erarbeiten. Aber es gibt auch viele Hilfestellungen, wenn du es wirklich willst, gibt es ja viele Hilfestellungen. [...] Man findet im Internet mega viel und da gibt’s ja alles Mögliche, man kann ja auch Bücher darüber kaufen, das habe ich jetzt nie gemacht, aber es gäbe schon Möglichkeiten, wenn man das wirklich will.“ (Interview mit Anna 2017)

Der Interviewausschnitt bietet ein Exempel, wie auf Subjektebene die ständige Relation zwischen Wissen und Nichtwissen individuell verhandelt wird. Mittels eines Vergleichs mit jenen, die anscheinend unüberlegt Erdbeeren einkaufen, festigt und legitimiert Anna ihre Position als ethisch konsumierendes Individuum. Anna erzählt auch von ihrer bereits durchlaufenen Wissensaneignung, wenn sie erklärt, dass das „[N]achdenken“ nach „ein paar Wochen, Monate[n] vielleicht“ einfacher werde. Zudem macht sie mit dem Wort „erarbeiten“ klar, dass hinter dieser Aneignung von Wissen viel Anstrengung steckt. Sie beschreibt auch ihre alltäglichen Routinen des Hinterfragens und formuliert diese in konkreten Fragen („Woher kommt das Zeug?“) und Handlungen (umdrehen und Etikett lesen). Anhand dieses einen Interviewausschnitts lassen sich diverse Wissenspraktiken darlegen, auch könnte der Ausschnitt anschaulich für die Herstellung narrativer Identität mittels Vergleichsgeschichten herangezogen werden. Hier möchte ich aber von solch gängigen Interpretationsmöglichkeiten absehen und, ganz dem Zugang der Alltagslogiken verpflichtet, nach der argumentativen Logik fragen, mit der Anna ihre Ausführungen unterlegt: Diese findet sich am prägnantesten in der Coda des Interviewausschnitts. Anna schließt mit dem verallgemeinernden Resümee: Wissen über ethischen Konsum sei Willenssache. Bei den Formulierungen „wenn du es wirklich willst“ und „wenn man das wirklich will“ benutzt Anna generalisierende man- und du-Formen, mit denen sie die Ausführungen als kollektive Grundsätze formuliert.

Die Alltagslogik speist sich aus der populären Redensart „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, die vom handlungsfähigen, selbstermächtigten Subjekt ausgeht, dessen geistige Entschlüsse mächtiger als alles andere sind. Bei der Alltagslogik *wenn man wirklich will*, werden gesellschaftliche und institutionelle Strukturen und mit ihnen Machtverhältnisse, aber auch die eigene Körperlichkeit ausgeblendet. Ethischer

Konsum wird zur bloßen geistigen Entscheidung erklärt. Trotz solcher Widersprüche (die sich als Charakteristika des „guten Konsums“ herausstellten und die es auch analytisch nicht aufzulösen gilt) funktioniert die Logik für die Konsument*innen. Die Postulierung des ethischen Konsums als Willenssache zieht sich als Kanon durch das Sample. Die Logik unterstellt allen, die sich nicht (selbst) aufklären, dass sie zwar könnten, aber eben nicht „wirklich“ wollten. Es fehle den anderen – so die Unterstellung – an der Absicht und dem geistigen Entschluss. Gleichzeitig positionieren sich die Interviewpartner*innen damit als unbeirrt, beharrlich und willensstark. Ob im Internet oder in Büchern, für Anna ist Wissen für jeden Einzelnen zugänglich, wenn er denn nur „wirklich“ wollen würde. Mit der Setzung des „wirklich“ bekräftigt sie zum einen den Grundsatz, zum anderen unterstellt sie den Nichtwissenden eine verminderte Willenskraft bzw. zu wenig Bereitschaft zur Anstrengung. Hier sei auf die dänische Anthropologin und Skandinavistin Kirsten Blinkenberg Hastrup verwiesen, die auf die Gefahren solcher Ausblendungen, von was Menschen überhaupt zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort wissen *können*, hinsichtlich der kulturanthropologischen Wissensdebatte hinweist (Hastrup 2004: 457). Mit dem Grundsatz *wenn man wirklich will* werden jegliche strukturelle Begebenheiten („social worlds“, Milieus, Möglichkeiten und Begrenzungen beim Zugang zu Wissen, ökonomische, soziale Ressourcen etc.) bei der Wissensaneignung von den Befragten negiert.

Dieses ‚Wirklich-Wollen‘ könnte man als populäres Narrativ, das häufig bei Argumentationen herangezogen wird, behandeln. Inwiefern es überhaupt Alternativen zu solchen gesellschaftlich verankerten Erzählmustern gibt, zeigt sich bei der Frage nach den Grenzen von Subjektivierungskonzepten (Gruhn 2022: 222–244). Hier soll aber behandelt werden, wie durch die Postulierung des ethischen Konsums als Willenssache eine *Alltagslogik* erzeugt wird. So unterliegt nicht nur die Wissensaneignung dem Willen des Einzelnen, sondern auch die Überführung dieses Wissens ins alltägliche Handeln. Das individuelle Wollen scheint für „guten Konsum“ eminent zu sein. Und spätestens hier bin ich bei philosophischen Abhandlungen rund um die zentrale Frage angelangt, ob Absicht oder Wirkung maßgeblich für ethisches Handeln sind. Ohne die jeweiligen philosophischen Stoßrichtungen zu vertiefen, kann argumentiert werden, dass für die Befragten die Absicht hinter einer Handlung bedeutsam ist. Diese Orientierung der Interviewpartner*innen findet sich anschaulich im eingangs dieses Beitrags zitierten Gespräch mit Daniela, einer damals 27-jährigen Therapeutin aus Zürich:

„[...] Du kannst dir Gedanken machen, wie du es machen willst. Also so. Ich finde einfach, wenn es eine Handlung ist, die nur passiert aufgrund von irgendeinem Befehl oder einem ... – so nicht selber überlegt, dann finde ich es – also es bringt vielleicht schon etwas, aber es ist dann nicht so nachhaltig, wie wenn es von innen kommt, der Wille ‚ah ja, ich will das machen, weil es macht für mich auch Sinn‘. Oder ‚ich will das

nicht so machen, weil es macht für mich keinen Sinn', das ist auch gut. [...] Und ich finde, die Verantwortung sollte eigentlich bei einem selber sein, voll und ganz. Dass man sich dann auch selber vielleicht dann auch über ein anderes Thema informiert, von sich aus oder so. Ja. – – –" (Interview mit Daniela 2016)

In Danielas Erzählung wird ethischer Konsum (einmal mehr) als individuelles Projekt dargestellt. Sie erzählt, ihr sei es wichtiger, dass ethische Konsumhandlungen „von innen“ kommen, als dass sie durch institutionalisierte Zwänge herbeigeführt würden. Handlungen, die aufgrund von Anordnungen ausgeführt werden, empfindet sie als weniger „nachhaltig“ als solche aus individuellen Überlegungen. Sie räumt ein, dass beide Handlungen wahrscheinlich die gleiche Wirkung erzielen, sieht aber die Absicht dahinter als Kern von ethischem Konsum. Der „Sinn“ muss „von sich aus“ kommen, eine Handlung benennt sie dann als ethisch, wenn sie aus eigenem Antrieb geschieht. Die Alltagslogik dahinter: Ohne das individuelle *Wollen* kann keine Erkenntnis über die eigene Handlung bzw. Nichthandlung gewonnen werden. Demnach gilt eine Konsumhandlung, der keine vom Individuum initiierte Wissenspraxis vorangeht – ganz abgesehen von ihrer Wirkung –, nicht als ethisch. Guter Konsum unterliege dem Wollen der Individuen. Sie selbst sind gefordert, zu überlegen und zu entscheiden, was für sie weshalb „Sinn“ macht, und ihr Handeln dementsprechend auszurichten. Indem in den Erzählungen die Findung einer Intention in die private Sphäre gelegt wird, gibt es nicht das eine Bestreben bzw. den einen Imperativ, nach dem sich ethischer Konsum richtet. Wenn Daniela sagt, „du kannst dir Gedanken machen, wie du es machen willst“, drückt sie aus, dass es eben nicht den einen (von oben diktierten) Weg gibt, richtig zu konsumieren, sondern dass hinter jeder ethischen Konsumhandlung ein individueller Wissensprozess und ein persönliches In-Beziehung-Setzen von Wissen in die eigene Lebenswelt steht. Als richtig oder ethisch wird das angesehen, was selbst überlegt und persönlich als machbar beurteilt wird.

Die Frage nach Alltagslogiken deckt damit auf, dass sich die interviewten Konsument*innen gewissermaßen an einer Prinzipienethik ausrichten, bei welcher die Absichten schwerer wiegen als die Konsequenzen bzw. die erzielten Effekte. Neben dieser Erkenntnis zeigte sich auch, dass die unterschiedlichen Intentionen und Absichten der Befragten heterogene Konsumhandlungen hervorbringen. Über die Postulierung von ethischem Konsum als Willenssache werden Spannungen, welche durch unterschiedliche individuelle Handlungen der Konsument*innen trotz kollektiv geteilten Wissens/ geteilter Werte entstehen, „logisch“ aufgelöst.

Gutes tun für mich und die Welt: Subjektive Gefühlswelten und das Wohl der Gemeinschaft

Die Alltagslogik *Gutes tun für mich und die Welt* funktioniert über die Gefühlswelt und über die Empfindung von Gemeinschaftlichkeit. Im Rahmen seiner Ausführungen zum *ökologischen Fußabdruck* antwortete Martin, ein damals 29-jähriger Informatiker, auf meine Frage, was er denn zu bewirken gedenke: „[...] halt mein Teil, mein kleiner Teil für die Welt (lacht), wo nicht so viel bewirkt, aber ja, ich habe wenigstens ein gutes Gewissen nachher“ (Interview mit Martin 2016). Martin bettet sein individuelles Handeln in einen gemeinschaftlichen Bezugsrahmen ein – ich nenne diesen mangels einer treffenden neutralen Bezeichnung Weltkollektiv. Martin fühlt sich verpflichtet, seinen „Teil“ für diese Gemeinschaft beizutragen. In einer Reformulierung wird „mein Teil“ zu „mein kleiner Teil“. Martin macht seine Gewissheit deutlich, dass sein individuelles Tun nur bedingt Einfluss auf die „Welt“ hat. Trotzdem handelt er so, und zwar aus dem Prinzip des Gemeinnsinns und für sein Gewissen. Die Einbettung des eigenen Konsumhandelns in ein Weltkollektiv führt zu Verpflichtungsgefühlen gegenüber einer imaginären Gemeinschaft. Martin handelt in erster Linie nach dem Prinzip der Verbindlichkeit diesem Kollektiv gegenüber und nicht primär aufgrund strategischer Erwägungen. Da er nur bedingt Einfluss auf die Wirkung seines Handelns nehmen kann – denn es braucht auch die anderen, die ihren Teil dazu beitragen – rückt in der Erzählung die Auswirkung seines Handelns auf ihn selbst in den Mittelpunkt. Martin erklärt, er „habe wenigstens ein gutes Gewissen nachher“. Sein eigenes Wohlbefinden hängt entsprechend stark von seinem Empfinden in Bezug auf ethischen Konsum als Pflicht gegenüber der „Welt“ ab. Nur wenn er dieser Pflicht nachkommt, ist er im Einklang mit sich. „[M]ein kleiner Teil für die Welt“ funktioniert so unabhängig davon, was dieser bewirkt. Die Absicht ist zwar, die ‚Welt besser zu machen‘, das Resultat liegt jedoch nicht in der Macht des Einzelnen und ist somit für die Alltagswelt der Befragten nicht weiter relevant. Dies vermag den Fokus der hier besprochenen Alltagslogiken auf die eigene Gefühlswelt zu erklären. Auch Anna, eine damals 20-jährige Studentin, rückt diesen Aspekt in den Vordergrund:

„Also ich möchte einfach, dass ich mich nachher nicht schlecht fühle, dass ich nicht Mitverursacherin bin. – Ja, ich weiß, ich kann es nicht überall machen. Einen Teil tue ich mitverursachen, tun wir alle mitverursachen. Aber bei dem Teil, wo ich es halt umgehen kann, probiere ich es dann halt bewusst zu umgehen und eigentlich nachher einfach für mich ein Zeichen setzen. Also für mich selber fühle ich mich dann nachher nicht schuldig in dem Bereich. Besser.“ (Interview mit Anna 2017)

Anna beantwortet die Frage nach dem Ziel ihres bewussten Konsums mit eigenen Empfindungen; es geht ihr um die Vermeidung von negativen Gefühlen. Diese Fokussierung meiner Interviewpartner*innen auf das unmittelbare Erleb- und Fühlbare ist

das Gegenteil strategischer Planungen. Hier zeigt sich, dass die Wirkung der Handlung für die Konsument*innen sehr wohl eine Rolle spielt, jedoch nicht auf der gesellschaftlichen/globalen, sondern auf der subjektiv erfahrbaren Ebene. Handlungen werden so nicht nur mit Blick auf die Absichten, sondern auch aufgrund von Gefühlen, die sie auslösen, im Kontext von Schuld- und Gewissensfragen bewertet und beurteilt. Das Ziel hinter Annas Konsumhandlungen ist es, sich „nicht schuldig“ bzw. „besser“ zu fühlen. Bei Anna geht es vor allem darum, welche Emotionen durch Handlungen ausgelöst bzw. vermieden werden. Es geht um unmittelbare Gefühlsstimulierung durch Konsum bzw. Konsumverzicht.

Wie bereits erörtert, bilden Alltagslogiken den Versuch der Akteur*innen, Vereinbarkeit von Wissen und Handeln in der eigenen Lebenswelt herzustellen. Dabei kommt es zu Widersprüchlichkeiten, die negative Gefühle auslösen. Hier spielt ‚das Gewissen‘ als narrative Figur in den Erzählungen eine wichtige Rolle. So wie Martin beriefen sich viele Befragte auf ihr Gewissen, um ihr alltägliches Tun mit dem Wissen, nicht wirklich viel bewirken zu können, in Einklang zu bringen. So beispielsweise Ladina: „Was ich tue ist wie besser fürs Gewissen“ (Interview mit Ladina 2021), oder Anna: „[...] damit ich irgendwie mit einem guten Gewissen durch mein Leben gehen kann, muss ich gewisse Sachen erfüllen“ (Interview mit Anna 2017). Es ist der Versuch, in den Gesprächen die fühlbare Unvereinbarkeit sprachlich auflösen zu wollen. Das Gewissen bildet so gewissermaßen eine sprachliche Legitimationsfigur, um narrative Kohärenz (zwischen Wissen, Empfindungen und Handlungen) herzustellen.

Ähnlich wie bei Martin schwingt in Annas Erzählung die Auffassung eines Weltkollektivs mit, jedoch eines, das Missstände verursacht. Indem Anna sagt, sie wolle nicht „Mitverursacherin“ sein, formuliert sie die Absicht ihres Tuns *ex negativo*. Dabei entsteht das Dilemma, dass sich Anna diesem Kollektiv nicht vollends entziehen kann, auch sie tue „einen Teil [...] mitverursachen“. Dort, wo sie könne, versuche sie für sich, „ein Zeichen“ zu setzen und sich von dieser Mittäterschaft zu lösen. Prägnant brachte Amanda dieses Dilemma auf den Punkt, als sie von ihrer ehrenamtlichen Arbeit erzählte: „Und das hat mir einerseits mega gut gefallen zum jemanden unterstützen zu können bei einer guten Arbeit, was mir auch wiederum, also meinem schlechten Gewissen ein bisschen geholfen hat. Oder eben, ich gehöre halt zu dieser Spezies Mensch und wir sind halt alle da ‚die Bösen‘“ (Interview mit Amanda 2016). Es ist allein das Menschsein, welches bereits mit Schuld behaftet ist. Dies ist das Sündenfall-Motiv, aus dem sich auch die ikonografische Macht des *ökologischen Fußabdrucks* speist (Brenner 2012: 256). Ethischer Konsum verspricht eine gewisse Erlösung von dieser Schuld, durch seine Existenz der Welt zu schaden. So empfindet es Anna, wenn sie ihre Erzählung mit „[a]lso für mich selber fühle ich mich dann nachher nicht schuldig in dem Bereich. Besser“ abschließt. Ethischer Konsum bietet ihr eine Möglichkeit, sich selbst (zumindest in gewissen Teilen) von der erdrückenden Schuld zu befreien. Und diese Befreiung, die sich positiv auf die

Gefühlswelt der Befragten auswirkt, ist ein weiteres zentrales Motiv der Alltagslogik *Gutes tun für mich und die Welt*. Dazu ein Ausschnitt aus dem Interview mit Amanda:

„[...] Ich habe jetzt auch einen Job, ähm, in einem Büro bekommen, wo eigentlich nur rein nachhaltige Bauweise plant. [...] Und das ist auch etwas, wo jetzt das Ganze fast noch wie so ein bisschen abrundet. Und ich freue mich jetzt mega darauf, dort jetzt nicht nur mein privater Konsum, sondern auch mit meiner Arbeit dann noch mehr Einfluss zu bieten. Ich meine, klar, würde irgendjemand anders diesen Job erledigen, wenn ich es nicht mache. Aber ich finde es halt einfach für mich auch schön, dass ich weiß, das, was ich mache, das macht halt doch die Welt ein kleines Stückchen besser. Also das ist so ein bisschen, also das rundet es so ein bisschen ab.“ (Interview mit Amanda 2016)

Amanda erzählt, dass sich durch ihre neue Arbeitsstelle ein weiterer Lebensbereich „nachhaltig“ gestalten lässt. Sie räumt ein, dass statt ihrer auch jemand anderes diesen Job machen würde und die Wirkung wahrscheinlich dieselbe bliebe. Dies zeigt zum einen wieder, dass die intrinsische Absicht von den Akteur*innen höher gewichtet wird als die Wirkung ihrer Handlung, zum andern, dass bei dieser Spielart von Alltagslogik keine Überhöhung des eigenen Handelns stattfindet. Es geht also gerade nicht um die rhetorische Formel „wenn nicht ich, wer dann?“, sondern darum, dass man die Arbeit selbst machen möchte, da dies das eigene Befinden positiv beeinflusst. Amanda erzählt dazu, warum sie selbst die Arbeit machen möchte und diese niemand anderem überlässt. In den Worten „einfach für mich auch“ drückt die Partikel „einfach“ aus, dass es sich erübrigt, noch mehr dazu zu sagen; das „auch“ kann als „außerdem“ oder „ebenfalls“ verstanden werden. So erhält die Coda der Erzählung einen beiläufigen Anstrich. Die Frage, weshalb Amanda die eigenen Empfindungen hinsichtlich ihres Handelns in der Erzählung marginalisiert, ließe sich eventuell mit den anderen dominanten Figuren des ethischen Konsums erklären, bei denen Gefühle wenig Platz haben. Interessant in Amandas Erzählung ist die unmittelbare Verknüpfung zwischen Wissen und Handlung. Sie sagt, sie wisse, dass das, was sie mache, „halt doch die Welt ein kleines Stückchen besser“ mache. Sie positioniert sich als Wissende: Ihr Wissen erlaubt ihr, das eigene Handeln hinsichtlich seiner globalen Wirkung zu deuten. Mit „halt doch“ deutet Amanda an, dass sie dem Effekt ihrer Handlungen auf die „Welt“, der bis dahin nur vermutet werden konnte, im Bereich der „nachhaltige[n] Bauweise“ Bedeutung beimisst und diesen für wahrscheinlich hält. Auch bei ihr gründet die Motivation an der Beteiligung der Weltverbesserung nicht zuletzt auf den damit zusammenhängenden persönlichen Emotionen.

Wissensfiguren machen etwas, sie lösen Emotionen aus – ob nun im Sinne einer gefühlten „Pflicht“ gegenüber der Welt, wie bei Martin, oder einer gefühlten Befreiung aus einer Mittäterschaft, wie sie Anna beschreibt. Die Gebundenheit von Wissen an die eigene Lebenswelt wird so durch Gefühle bewerkstelligt. Konsumhandlungen werden in diesem Feld der Alltagslogiken zu emotionalen Gewissensfragen, wobei

das eigene Gefühlsmanagement eine zentrale Rolle spielt. Nur schon die Absicht, „die Welt ein kleines Stückchen besser“ machen zu wollen bzw. seinen „kleine[n] Teil für die Welt“ zu tun, wirkt sich befreiend auf die Konsument*innen aus, auf denen (auch durch das angeeignete Wissen) Schuld lastet. Die Befragten haben – im Wissen um ihre eingeschränkte Wirkmacht – das positive Gefühl, Gutes zu tun. Allein durch diese Empfindung wird Kohärenz zwischen Wissen und Handeln hergestellt.

Potenzial und Grenzen von Alltagslogiken als konzeptioneller Zugang

Von der Forschungsfrage nach Funktionsdimensionen des ethischen Konsums auf Subjektebene geleitet, stellten sich Folgerungen von den Konsument*innen, die gemacht wurden, um Wissen und die eigene Lebenswelt miteinander in Einklang zu bringen, als zentral heraus. Diese Logiken bezeichne ich als Alltagslogiken, die ich mit diesem Beitrag als konzeptionellen Zugang für die Empirische Kulturwissenschaft vorschlage. In Anbindung an Konzepte der Sozial-, Sprach- und Kulturwissenschaft habe ich sieben Annahmen formuliert und mit drei Beispielen des „guten Konsums“ solche Logiken herausgearbeitet. Diese zeigen erstens, wie mit Vorstellungen von individualisierter Geschichte (oder zumindest Versatzstücken davon) eine Rückbezüglichkeit auf die eigene Situation hergestellt wird. Wie zweitens durch die Rahmung des ethischen Konsums als Willenssache Kohärenz in den Erzählungen erzeugt wird, und wie drittens durch Emotionalisierung Wissen an die eigene Lebenswelt rückgebunden wird. Zum einen ist davon auszugehen, dass es beim „guten Konsum“ weitere derartige Spielarten des In-Beziehung-Setzens gibt, die nach einer Erforschung verlangen. Zum anderen lassen sich die drei hier vorgestellten Alltagslogiken an anderem/neuem empirischen Material prüfen und/oder als weitgehend unbeanspruchte Zugänge nutzen. Es könnte etwa aufschlussreich sein, solche Close-ups weiterzuverfolgen und diesen (und weiteren) Alltagslogiken bei Konsumforschungen mehr Gewicht zu geben, gerade auch wenn es um die Frage geht, wie individuelle Logiken und gesellschaftliche Argumentationsmuster zusammenhängen. Alltagslogiken und ihre Analyse bieten einen Zugang zum Umgang mit Selbstverständnissen in unterschiedlichen Lebenswelten. Sie machen jenen wesentlichen Teil der Konsumpraxis aus, der darauf ausgerichtet ist, Wissen situativ in alltägliche Kontexte zu integrieren und daraus individuelle Handlungsaufforderungen zu entwickeln. Ich plädiere daher dafür, dass Alltagslogiken als konzeptioneller Zugang auch für andere Themen und Felder fruchtbar gemacht werden sollten. Denn relevant ist die Frage nach dem lebensweltlichen Angebundensein von Wissen überall dort, wo Subjekte als Individuen angesprochen werden und die Aufforderung zum Handeln erhalten. Sei dies nun die gesellschaftliche Aufforderung, wählen zu gehen, sich impfen zu lassen, Strom zu sparen, mehr Kinderbetreuung zu Hause zu leisten, sich besser zu „integrieren“ – oder sich eben gesund und moralisch korrekt zu ernähren. Immer kann gefragt werden: Wie bewerkstelligen die Subjekte die Angebundenheit des Wissens

an die eigene Lebenswelt? Welche Logiken entwickeln sie, um Spannungen zwischen Wissen und alltäglichem Tun zu lösen oder zumindest (aus-)halten zu können? Welche individuellen Handlungsaufforderungen entwickeln sie daraus? Anschließend an eine solche Analyse, die vom Einzelfall ausgeht, sehe ich die Chance, übergreifende Muster zu erkennen. Es gilt daher auch zu fragen, welche Alltagslogiken (in welchen Spielarten) in einem bestimmten Feld oder/und sozialen Milieu dominant auftreten und weshalb gerade sie in dieser Situation machtvoll geworden sind.

Genau hier sehe ich wiederum die Grenzen des in diesem Beitrag vorgestellten Zugangs: Denn wann sind/werden Alltagslogiken zu kulturellen Logiken? Inwieweit macht es überhaupt Sinn, diese voneinander abzugrenzen? Sind nicht alle subjektiven Logiken einer gesellschaftlichen Normierung ausgeliefert? Oder in den Worten Tauscheks formuliert: Sind kulturelle Logiken nicht so „veralltäglich“, dass sie die Selbsteutungen der Subjekte bestimmen (Tauschek 2015, 12)? Obschon ich die beiden letzten Fragen mit ja beantworte und sie dadurch die Ränder des in diesem Beitrag dargelegten Zugangs markieren, bin ich überzeugt, dass – dieser Normierung zum Trotz – Alltagslogiken bei aktuellen Gesellschaftsanalysen von Bedeutung sind. Denn sie bieten nicht zuletzt einen Zugang, um kulturelle Brüche in Diskursen zu untersuchen, die stark moralisch geprägt sind. Den in der Empirischen Kulturwissenschaft dominanten Perspektivierungen auf Konsum folgend, habe auch ich mich einem jungen, urbanen Milieu zugewandt. Die Auswahl der interviewten Personen und die damit verbundenen Effekte auf die Ergebnisse verlangen eine kritische Reflexion. Nicht zuletzt, weil dieser Text nun die Alltagslogiken und Selbstverständnisse einer – etwas zugespitzt formuliert – „privilegierten Position von Städtern“ repräsentiert. In dieser Problematisierung sehe ich aber auch das Potenzial des hier vorgestellten Zugangs: Die Empirische Kulturwissenschaft kann subjektbezogen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus nach Alltagslogiken fragen: Wie sehen diese beispielsweise in einer ländlichen Gegend, bei Menschen höheren Alters, mit wenig kulturellem und/oder ökonomischem Kapital aus? Oder welche Alltagslogiken entwickeln sich beispielsweise in den städtischen Agglomerationsräumen in Familien mit arbeitsmigrantischen Biografien? Wie entwickeln, verschieben, verfestigen sich solche Logiken über Generationen?

Hier wird deutlich, welchen Mehrwert die Argumentation von Alltagslogiken bringt: Durch die Analyse subjektiver situativer Beziehungsarbeit können Erkenntnisse gewonnen werden, die auf einer Metaebene kaum ersichtlich sind. Es gilt, das von den Akteur*innen gemachte situative In-Beziehung-Setzen von Wissen und Handeln in ihren unterschiedlichen Alltags in dessen Kontexten zu analysieren. Von Einzelfällen ausgehend, können – so wie ich dies im empirisch-analytischen Teil anhand meines Samples demonstriert habe – Verdichtungen von Alltagslogiken in unterschiedlichen sozialen Welten herausgearbeitet werden. Dadurch lassen sich Erkenntnisse nicht zuletzt darüber gewinnen, wie die Moralisierung des Konsums (und

anderer Felder) gesellschaftliche Verwerfungen erzeugt und an den kulturellen Gaps der Gegenwart mitwirkt.

Literatur

- Brenner, Andreas. 2012. „Die unerträgliche Schwere des Seins: Der ökologische Fußabdruck als religiöse Kategorie.“ *Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie* 21 (1): 251–259. <https://doi.org/10.1524/para.2012.0018>.
- Derwanz, Heike. 2015. „Die diskursive Konstruktion des ‚Weniger‘: Vom Voluntary Simplicity Movement zum Minimalismus.“ In *Knappheit, Mangel, Überfluss: Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*, hrsg. von Markus Tauschek und Maria Grewe, 181–204. Frankfurt und New York: Campus.
- Eberle, Thomas S. 1984. *Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft: der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften* (Veröffentlichungen der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften: Schriftenreihe Kulturwissenschaft, 5). Bern: Haupt.
- Ege, Moritz. 2019. „Zwischen Aneignungseuphorie und Austeritätsethnografie: Wohin bewegt sich die (empirisch-)kulturwissenschaftliche & europäisch-ethnologische Konsumforschung?“ In *Konsumkultur. Eine Standortbestimmung*, hrsg. von Dirk Hohensträter und Stefan Krankenhagen, 77–102. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Fenske, Michaela. 2017. „Wie das urbane Kreativmilieu mit Vergangenheit Zukunft (selbst-)macht.“ In *Diskurse und Praktiken des „Do it yourself“*, hrsg. von Nikola Langreiter und Klara Löffler, 221–243. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839433508-011>.
- Göttsch, Silke und Christel Köhle-Hezinger, Hrsg. 2001. *Komplexe Welt: Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Jena 2001. Münster und New York: Waxmann.
- Götz, Irene. 2011. „Zur Konjunktur des Nationalen als polyvalenter Vergemeinschaftungsstrategie: Plädoyer für die Wiederentdeckung eines Forschungsfeldes in der Europäischen Ethnologie.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 107 (2): 129–154.
- Grewe, Maria. 2017. *Teilen, Reparieren, Mülltauschen: Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839438589>.
- Gruhn, Lara. 2019. „Ethik-Konsum: Empirische Annäherung auf drei analytischen Spuren.“ In *Wirtschaften: Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Johannes Moser und Christian Schönholz, 213–222. Marburg: MakuFEE.
- Gruhn, Lara. 2022. *Guter Konsum: Alltägliche Ethiken zwischen Wissen und Handeln*. Zürich: Chronos. <https://doi.org/10.33057/chronos.1670>.
- Hahn, Hans Peter. 2016. „Aneignung und Domestikation. Handlungsräume der Konsumenten und die Macht des Alltäglichen.“ In *Konsum und Kreativität*, hrsg. von Dirk Hohnsträter, 43–60. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839428658-003>.
- Hartmann, Andreas. 1996. „Der kulinarische Zirkel: Über den Sinn des Schmeckens.“ In *Volkskunde als Programm: Updates zur Jahrtausendwende*, hrsg. von Michael Simon und Hildegard Frieß-Reimann, 39–48. Münster und New York: Waxmann.

- Hastrup, Kirsten. 2004. „Getting it Right: Knowledge and Evidence in Anthropology.“ *Anthropological Theory* 4: 455–472. <https://doi.org/10.1177/1463499604047921>.
- Heimerdinger, Timo und Markus Tauschek. 2020. „Einführung: Kulturtheoretisch argumentieren.“ In *Kulturtheoretisch argumentieren*, hrsg. von dies., 7–31. Wien et al.: Böhlau. <https://doi.org/10.36198/978383854501>.
- Heimerdinger, Timo, Michael Simon und Natalie Voges. 2008. „Aporien des Alltags – Ratgeberliteratur und spätmoderne Ratlosigkeit.“ *Natur & Geist. Das Forschungsmagazin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz* 24 (1): 13–16.
- Hengartner, Thomas. 2002. „Zur Ordnung von Raum und Zeit: Volkskundliche Anmerkungen.“ *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 98: 27–39.
- Hengartner, Thomas. 2014. „Konsum als kulturelle Praxis.“ *SuchtMagazin* 4: 17–19.
- Hinrichsen, Jan und Monique Scheer. 2019. *Forme[l]n des guten Lebens: Ethnografische Erkundungen alltäglicher Aushandlungen von Glück und Moral*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Hirschfelder, Gunther, Angelika Ploeger, Jana Rückert und John Gesa Schönberger, Hrsg. 2015. *Was der Mensch essen darf: Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01465-0>.
- Kant, Immanuel. 1999 [1784]. „Was ist Aufklärung?“ In *Ausgewählte kleine Schriften*, hrsg. von Horst D. Brandt, 20–27. Hamburg: Meiner. <https://doi.org/10.28937/978-3-7873-2115-5>.
- Kienpointner, Manfred. 1992. *Alltagslogik: Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- König, Gudrun M. 2009. *Konsumkultur: Inszenierte Warenwelt um 1900*. Wien et al.: Böhlau.
- König, Wolfgang. 2013. *Kleine Geschichte der Konsumgesellschaft: Konsum als Lebensform der Moderne*. Stuttgart: Franz Steiner. <https://doi.org/10.25162/9783515103701>.
- Löfgren, Orvar. 1994. „Consuming interests.“ In *Consumption and Identity*, hrsg. von Jonathan Friedman, 47–70. Chur: Harwood.
- Meyer, Silke. 2017. *Das verschuldete Selbst: Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Schütz, Alfred. 1972. *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie*, hrsg. von Arvid Brodersen. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Schütz, Alfred und Talcott Parsons. 1977. *Zur Theorie sozialen Handelns: Ein Briefwechsel*. Frankfurt a.M: Suhrkamp Taschenbuch.
- Tauschek, Markus. 2013. „Zur Kultur des Wettbewerbs: Eine Einführung. Kulturen des Wettbewerbs.“ In *Formationen kompetitiver Logiken*, hrsg. von ders., 7–36. Münster et al.: Waxmann Verlag.
- Tauschek, Markus. 2015. „Wissenschaft messen? Zur Ambivalenz von Hochschul-Rankings.“ *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1: 51–63. <https://doi.org/10.14361/zfk-2015-0109>.
- Tauschek, Markus und Maria Grewe, Hrsg. 2015. *Knappheit, Mangel, Überfluss. Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Tschofen, Bernhard. 2006. „Vom Alltag: Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie.“ In *Alltagskulturen: Forschungen und Dokumentationen zu österreichi-*

schen Alltagen, hrsg. von Olaf Bockhorn, Margot Schindler und Christin Stadelmann, 91–102. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde.

Wirsching, Andreas. 2009. „Konsum statt Arbeit: Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft.“ *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 57 (2): 171–199. <https://doi.org/10.1524/vfzg.2009.0040>.

Quellenverzeichnis

Interview vom 21. 06. 2016 mit Daniela Lindner, Zürich.

Interview vom 22. 07. 2016 mit Amanda Ramseyer, Zürich.

Interview vom 07. 09. 2016 mit Martin Kunz, Zürich.

Interview vom 05. 01. 2017 mit Anna Kistler, Zürich.

Interview vom 08. 02. 2017 mit Claire Jäggi, Luzern.

Interview vom 17. 10. 2021 mit Ladina Buchli, Chur.

Interview vom 20. 10. 2021 mit Cassandra Lorenz, Tuggen.

Interview vom 21. 10. 2021 mit Hanna Müller, Solothurn.

Juliane Tomann, Torsten Kathke, Mirko Uhlig

Reenactment in der DDR und der BRD

Eine akteurszentrierte Sondierung

Zusammenfassung: Während die Formierungsphase der anglo-amerikanischen Reenactment-Szene bereits gut erforscht ist, steht eine Historisierung von Reenactments als populärkulturelle Praxis der Vergegenwärtigung von Vergangenheit für den europäischen Raum zum Großteil noch aus. Insbesondere über die Entwicklungen in in der DDR und der BRD ist bislang wenig bekannt. Hier setzt dieser Beitrag an und leistet eine erste Rekonstruktion und Einordnung der Entwicklungen in den zwei deutschen Staaten, die vor allem in den 1970er und 1980er Jahren an Dynamik gewannen. Im Fokus steht dabei die subjektive Erfahrung zeitgenössischer Akteure, anhand der nachvollzogen wird, wie sich die Gruppen von Geschichtsinteressierten in den beiden deutschen Staaten formierten, konsolidierten und worin sie sich glichen beziehungsweise unterschieden. Ebenso wird beleuchtet, unter welchen politischen Maßgaben und alltäglichen Bedingungen die Menschen handelten. Auf Grundlage dieser ersten akteurszentrierten Sondierungen macht der Text auf Forschungsdesiderata aufmerksam und entwickelt weiterführende Forschungsfragen für zukünftige Untersuchungen dieses Feldes, etwa in Bezug auf die transnationalen Beziehungen und Netzwerke der Reenactment-Szenen und die Entwicklungen der Nachwendzeit.

Schlagwörter: Reenactment, Public History, deutsch-deutsche Zeitgeschichte, Geschichts- und Populärkultur, Amerikanischer Bürgerkrieg und Napoleonik

1. Erkenntnisinteresse und historischer Kontext

Geschichte zum Mitmachen und Anfassen, bunt und spektakulär – so lautet das Versprechen historischer Reenactments. Für Akteur*innen sowie Zuschauer*innen wird Geschichte in Reenactments zu einem sinnlich-emotionalen Erlebnis und ist insofern Ausdruck einer spätmodernen Aneignung von Vergangenem in spezifischen diskursiven und biografischen Kontexten (Bendix 2000; Groschwitz 2010; Uhlig 2020). Spätestens seit dem Großereignis der nachgestellten Völkerschlacht bei Leipzig zum 200. Jahrestag 2013 sind Reenactments prominente Bestandteile der Geschichts- und Populärkultur. Sie sind somit Gegenstand historisch argumentierender ethnografischer sowie geschichtswissenschaftlicher Forschungen.

Trotz des gegenwärtig zu beobachtenden Reenactment-Booms ist die Nachstellung von Vergangenheit keine ausschließlich spätmoderne Erscheinung. Diese Vergegenwärtigungspraktik hat ihre Wurzeln in so unterschiedlichen Phänomenen

wie religiösen Pilgerreisen, *tableaux vivants* (lebende Bilder), historischen Umzügen oder den Weltausstellungen (Sénecheau/Samida 2015; Tomann 2020). Auch die Gründung von Freilicht- und Living-History-Museen mit Elementen nachgespielter Geschichte wie etwa Skansen in Schweden (1891) und später Colonial Williamsburg (1926) oder Plimoth Plantation (1947) in den USA prägte die Entwicklung der rezenten Reenactment-Phänomene.¹ In den USA weist die populärkulturelle Form der Geschichtsaneignung und -darstellung zudem eine Traditionslinie auf, die eng mit Erinnerungspraktiken an den Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) verbunden ist.² Als sich die Schlachten zum 100. Mal jährten, wurde dies zum Anlass genommen, sie mit hohem Aufwand nachzustellen (Lowenthal 2015: 481). Die Formierungsphase der US-amerikanischen Szene ist inzwischen gut erforscht (Jureit 2020). Weit weniger wissen wir allerdings über die Entwicklungen des Phänomens in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere in den beiden deutschen Staaten. Wir leisten hier einen ersten Beitrag zur Rekonstruktion und Einordnung, schränken diesen jedoch bewusst auf die dynamischen Entwicklungen in der DDR und der BRD der 1970er und 1980er Jahre ein und legen den Fokus dabei auf die Perspektive der damals aktiven Akteure.³ Wir fragen, wie sich die Gruppen von Geschichtsinteressierten in diesen zwei Jahrzehnten in den beiden deutschen Staaten formierten und konsolidierten, worin sie sich glichen beziehungsweise unterschieden. Ebenso beleuchten wir, unter welchen politischen Maßgaben und alltäglichen Bedingungen die Akteure handelten. Auf Grundlage dieser ersten Sondierung verweisen wir am Ende des Textes auf Forschungsdesiderata und entwickeln weiterführende Forschungsfragen für zukünftige Untersuchungen.⁴

- 1 Allerdings handelt es sich bei den historischen Vorläufern um Phänomene mit unterschiedlichen Zielsetzungen und Publika, die trotz ihres gemeinsamen Kerns jeweils differenziert betrachtet werden müssen. Eine durchgängige Traditionslinie etwa von den *tableaux vivants* des 18. Jahrhunderts zu gegenwärtigen Schlachten-Reenactments zu ziehen, führt zwangsläufig zu problematischen Verkürzungen.
- 2 In den USA setzte laut Wolfgang Hochbruck (2016) die performative Auseinandersetzung mit den Schlachten des Civil War bereits kurz nach den letzten Kriegshandlungen 1865 ein. Im Gegensatz zu heutigen Reenactments können jene frühen Formen als eine Verarbeitung des selbst erlebten Krieges verstanden werden, denn die Akteure der ersten Reenactments im 19. Jahrhundert waren durchweg Veteranen.
- 3 Die in diesem Beitrag zu Wort kommenden Interviewpartner sind alle männlich. Wir sprechen nur dann von Akteur*innen, wenn es über diesen Personenkreis hinausgeht.
- 4 Wir schließen mit unserer Forschung an den vom Historiker Christoph Kleßmann entworfenen Interpretationsansatz der „asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte“ an. Dieser versucht, „dem Eigengewicht und der Verklammerung west- und ostdeutscher Geschichte besser gerecht zu werden als eine reine Kontrastgeschichte oder eine neue Nationalgeschichte“ (Kleßmann 2005: 10). Um diesen Ansatz, dem es um Erfahrungsgeschichte(n) und Multiperspektivität geht, für das Feld der Reenactment-Forschung adäquat fruchtbar zu machen, konzentrieren wir uns bei der Untersuchung

Den Reenactment-Begriff (dt.: Nachstellung) als analytischen Terminus zu nutzen birgt einige Herausforderungen. So sind Reenactment und die eng verwandte Living History auch emische Begriffe (Tomann 2020, 2021). Eine Unterscheidung zwischen beiden Begriffen wird in der deutschsprachigen Forschung aber auch auf analytischer Ebene nicht immer einheitlich getroffen (Pleitner 2011). Unser Ansatz konzentriert sich ausschließlich auf Reenactments als ein geschichts- und popukulturelles Freizeitphänomen, in dessen Rahmen zeitlich wie räumlich konkret umrissene historische (und in Quellen verbürgte) Begebenheiten – meist Schlachten oder kleinere Gefechte – aktiv nachgestellt werden. Dieses Phänomen ist für die Kulturanalyse aufschlussreich, da sich in ihm zeitgenössische Selbstbilder sowie gesellschaftlich prägende Diskurse spiegeln.

Um die erste Hochphase der Entwicklung von Reenactments in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren einordnen zu können, muss zunächst ein eng verwandtes geschichtskulturelles Phänomen diskutiert werden. Seit den 1950er Jahren breitete sich sowohl in der BRD als auch der DDR der sogenannte Hobbyismus aus, unter dem in der ethnologischen Literatur die „liebhaberische Beschäftigung mit der Lebensweise nordamerikan[ischer] Indianer“ subsumiert wird (Feest 1999: 176).⁵ Für einige DDR- wie BRD-Bürger*innen gehörte es zur Freizeitgestaltung, sich temporär, spielerisch und kostümiert in das Leben amerikanischer Indigener zu versetzen (Kalshoven 2012; Penny 2014).⁶ Nachgespielt wurden unter anderem diplomatische Verhandlungssituationen, indigene Bräuche und Lebensweisen, bisweilen auch militärische Scharmützel. In der DDR besaß diese auch als Indianistik bezeichnete Praxis großteils eine dezidiert kapitalismus- und amerikakritische Ausrichtung. Die ideologische Rahmung beförderte eine (geistige) Solidarisierung mit den Unterdrückten des US-Imperialismus und half, ein systemkonformes Amerikabild zu festigen (von Borries/Fischer 2008). In den politisch und räumlich beengten Verhältnissen der DDR bot die Indianistik aber auch einen kulturellen Freiraum und bildete eine Nische, in der die Sehnsucht nach „Freiheit, Weite und Abenteuer“ (von

der Anfänge zunächst auf die Darstellung der in der Forschung bislang nur wenig beleuchteten Akteursperspektiven hinsichtlich der nationalen Entwicklungen.

5 Wir übernehmen hier explizit Hobbyismus als Terminus technicus in der zitierten Definition von Christian F. Feest. Für eine Diskussion des Umfangs und alternativ verwendeter Bedeutungen des Begriffs muss an dieser Stelle auf die einschlägige Literatur verwiesen werden (Kalshoven 2012: 8–46). Wichtig sind im Kontext der öffentlichen Auseinandersetzung mit Geschichte in der BRD zusätzlich die sogenannten Geschichtswerkstätten, deren Mitglieder sich mit lokalen beziehungsweise regionalen Leerstellen und weißen Flecken der Vergangenheitsbewältigung, vor allem in Bezug auf die NS-Zeit, beschäftigten. Diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hatte auch einen konkreten Bezug zur Regional- und Lokalgeschichte, verfolgte jedoch andere Ziele als das Nachstellen von Vergangenheit im Reenactment (Lindenberger/Wildt 1989).

6 Birgit Turski (1994: 20–21) weist darauf hin, dass das Hobby sowohl in Westeuropa als auch in den Ostblock-Staaten (etwa der VR Polen, der ČSSR sowie der UdSSR) weit verbreitet war.

Borries/Fischer 2008: 189) ausgelebt wurde. In der BRD organisierten sich die Akteur*innen vorwiegend in sogenannten Western-Clubs, die zu einem Sammelbecken für all jene wurden, die sich für eine kostümierte Nachstellung der nordamerikanischen Geschichte begeistern konnten. Im Zentrum standen der soziale Austausch und das gemeinsame Interesse an einem spielerischen Eintauchen in Geschichte(n) (Drexl 2022). Ab den 1970er Jahren setzte in beiden Ländern eine Differenzierung dieser Szenen ein. So formierten sich in den 1980er Jahren beispielsweise Gruppen, die sich nicht länger mit der Interpretation von indigenen Bräuchen oder mit Cowboyromantik zufriedengaben und mit ihrer Art des Rollenspiels dagegen opponieren wollten. Als Vorbild fungierten hier die Südstaatler des Amerikanischen Bürgerkriegs. Und obgleich diese Darstellungen, wie es im Falle der Indianistik beschrieben wurde (Turski 1994: 65–66), kontrovers aufgefasst wurden,⁷ fanden die als Rebellen charakterisierten Konföderierten immer mehr Anhänger*innen. Zu aufwendigen Schlachtennachstellungen kam es in diesen Zusammenhängen nach bisherigem Kenntnisstand allerdings nicht (Turski 1994: 121).

Dem Impuls, Geschichte über das Buchwissen hinaus mit der eigenen sinnlichen und körperlichen Wahrnehmung „zum Leben“ zu erwecken, gingen sowohl die Akteur*innen in der DDR als auch in der BRD jenseits von Indianistik und Hobbyismus in ähnlicher Intensität nach. Bei einigen Akteur*innen wuchs dabei der Wunsch, die Nachstellung enger an die historischen Überlieferungen zu binden und ihre Freizeit in die Recherche der Details zu investieren. In der DDR entwickelte sich das Nachspielen historischer Ereignisse – außerhalb der Indianistik – in enger Auseinandersetzung mit regionaler und lokaler Geschichte. Zusammengenommen kulminierten diese Entwicklungsstränge in einer Praxis, die wir heute als Reenactment bezeichnen.

2. Akteurszentrierter Zugang und Quellen

Leipzig und Jena gehörten neben kleineren Standorten in Brandenburg zu den Ausgangspunkten und späteren Zentren der sich entwickelnden Reenactment-Szene in der DDR. Im Jahr 2018 wurden Interviews mit zwei Akteuren – wir nennen sie hier Herr X. und Herr Y. – geführt, die das Geschehen in Leipzig und Jena seit Ende der 1970er Jahre maßgeblich mitgestaltet haben. Der erste Kontakt zu Herrn X. kam während des Besuchs eines Reenactments im südlich von Leipzig gelegenen Großgörschen zustande. Herr Y. hingegen gehört zu den ältesten Mitgliedern der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*, zu der wir Kontakt aufgenommen hatten. Ein weiterführendes Interview mit ihm erschien daher vielversprechend. Beide Interviews fanden bei den

7 Von Borries und Fischer (2008) verweisen darauf, dass die Südstaaten-Anhänger*innen 1985 in der DDR ein erstes eigenes Treffen in Riesa abhielten. Zu einer nachhaltigen Entwicklung scheint es jedoch nicht gekommen zu sein.

Akteuren zu Hause südlich von Leipzig und in der Nähe von Jena statt. Über Herrn Y. bekamen wir außerdem Zugang zur Vereinschronik der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*, die ebenso gesichtet wurde wie Presseberichte aus dem Stadtarchiv Jena.⁸

Bei der Rekonstruktion der Formierungsphase in der BRD stützen wir uns in der Hauptsache auf empirisches Material, das im Frühjahr 2019 erhoben wurde und das bereits als Grundlage erster Deutungsversuche diente (Uhlig/Kathke 2021). Im Rahmen der Bemühung, die westdeutsche Genese nachzuzeichnen, konnten die Initiatoren des ersten Civil-War-Reenactments, das 1985 auf einem Truppenübungsplatz nahe der rheinland-pfälzischen Stadt Baumholder allein auf Initiative von Privatpersonen nahezu unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand, ausfindig gemacht und interviewt werden (wir nennen sie Herr A. und Herr B.).⁹ Auf das Baumholder Reenactment aufmerksam wurden wir über eine Retrospektive im Spartenmagazin *RWM Depesche (Recherchen zu Waffentechnik & Militärgeschichte)* (Heinz 2011). Die anschließende systematische Auswertung einschlägiger Periodika (*Rhein-Zeitung* sowie *Heimatkalender Landkreis Birkenfeld*) führte jedoch ebenso wenig zu Ergebnissen wie der telefonische Austausch mit einem lokalen ehrenamtlichen Heimatkundeprojekt (*Geschichtswerkstatt Baumholder*). Dass 1985 ein Civil-War-Reenactment veranstaltet worden war, wurde in keiner der eingesehenen Quellen erwähnt bzw. war in Baumholder nicht bekannt. Erst die Korrespondenz mit dem Verfasser des genannten Artikels half weiter, stellte er doch den Kontakt zu Herrn A. her, der im besagten Text zwar nicht erwähnt wird oder zu Wort kommt, allerdings als Mit-Initiator und aktiver Teilnehmer am Baumholder Reenactment Hintergrundinformationen beisteuerte. Da sich im weiteren Verlauf der qualitativen Erhebung zeigte, dass die Napoleonik,¹⁰ d. h. die Beschäftigung mit der Zeit der Napoleonischen Kriege (1800–1814) und der Befreiungskriege (1813–1815), als thematisches Bindeglied zwischen DDR- und BRD-Reenactments fungierte, wurde diesem Strang der BRD-Entwicklung zusätzlich nachgegangen. Mit dem aktuellen Schriftführer des *Freundeskreises Lebendige Geschichte e. V.* (Herr C.) sowie dem Mitbegründer der *Napoleonischen Gesellschaft* (Herr D.) waren, bedingt durch die Einschränkungen der Coronapandemie zur Zeit der Kontaktaufnahme, nur Korrespondenzen via E-Mail und Telefon möglich.

Die Akteursperspektive stellt die Forschung bekanntermaßen vor spezifische Herausforderungen. Was memoriert und in einer Interviewsituation wiedergege-

8 Die Chronik befindet sich im Privatbesitz eines der Interviewpartner und wurde Anfang der 1990er Jahre von einem Mitglied der Arbeitsgemeinschaft erstellt.

9 Damit die Aussagen der hier vorgestellten Akteure mit den bereits veröffentlichten Ergebnissen vergleichbar bleiben, haben wir uns dazu entschlossen, die Art der Pseudonymisierung aus einer früheren Publikation zu übernehmen (Uhlig/Kathke 2021). Das erklärt den zunächst womöglich irritierenden Umstand, dass die ersten beiden in diesem Text porträtierten Personen als Herr X. und Herr Y. bezeichnet werden.

10 Den Begriff der Napoleonik nutzen die Akteur*innen selbst zur Bezeichnung ihres Hobbys.

ben wird, sind „vor allem herausgehobene, zur Konstruktion einer erzählenswerten Geschichte geeignete Geschehnisse“ (Lehmann 2007: 277). Erinnern ist demnach nicht nur eine intentionale Reaktivierung von abgespeichertem Wissen, sondern ein höchst subjektiver wie selektiver Prozess und somit bereits eine eigenständige Interpretationsleistung (Schröder 2005). Dass Reenactor*innen für ihre Selbstbeschreibungen mitunter tendenziöse Erzähl-schablonen reproduzieren, die in der Szene erprobt sind, wurde jüngst kritisch angemerkt (Jureit 2020: 16). Daraus aber zu folgern, dass die Befragung der involvierten Akteur*innen prinzipiell kaum Aufschlussreiches für die Analyse böte, griffe zu kurz. Wie die Biografie- und Erzählforschung zeigt, handelt es sich bei dem Rückgriff auf Schablonenhaftes nicht um ein spezifisches Charakteristikum, das exklusiv dem hier untersuchten Phänomen inhärent ist. Es handelt sich vielmehr um einen generellen Zug autobiografischer Darstellungen, der bei jeder Forschung, die auf Interviewmaterial und/oder Egodokumente zurückgreift, berücksichtigt werden muss. Die Auseinandersetzungen mit der Vergangenheit – egal ob in einer wissenschaftlichen Interviewsituation, einem Alltagsgespräch oder im Kontext eines Reenactments – geschehen stets im Hier und Jetzt. Auch dem Phänomen der „multidirektionalen Erinnerung“ (Rothberg 2021) sollte bei der Interpretation der Selbstauskünfte Beachtung geschenkt werden. Gemeint ist damit, vereinfacht gesagt, dass der Akt des Erinnerns immer an die konkrete Lebensgeschichte des sich erinnernden Menschen gebunden ist – was zur Folge haben kann, dass eine spezifische Erinnerungssequenz eine andere bedingt, die auf den ersten Blick keine inhaltliche Kongruenz aufzuweisen scheint und von außen betrachtet zunächst arbiträr wirkt. Für das persönliche Erinnern sind solche Überlagerungen jedoch von großer Wichtigkeit, weil sie eine narrative Stimmigkeit und dadurch individuelle Sinnstiftung ermöglichen. Der Kulturanalyse können sie als instruktive Indikatoren dienen, um die Verschränkung unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse erfassen, pointierter herausarbeiten und somit diskutieren zu können.

Für die kritische Einordnung des Materials zum bundesrepublikanischen Kontext ist wichtig zu wissen, dass sich beide Interviewpartner (Herr A. und B.) seit der Jahrtausendwende nicht mehr aktiv an Bürgerkriegs-Reenactments beteiligt haben und kaum noch Kontakte zu ehemaligen Weggefährt*innen oder aktiven Reenactor*innen unterhalten. In beiden Fällen erklärt sich der Abbruch des Hobbys auch durch emotionale Verletzungen, welche die Akteure in ihrer aktiven Zeit erfahren haben. Darunter fallen zum Beispiel mangelnde Wertschätzung für besonderes Engagement oder zwischenmenschliche Verwerfungen, die nichts mit der inhaltlichen Ausrichtung des Reenactment-Hobbys zu tun hatten. Dass sich also Ressentiments und nostalgische Verklärungen der Anfangszeit in die Erzählungen eingeschrieben haben können, haben wir mitbedacht. Im Gegensatz dazu sind die ostdeutschen Akteure nach wie vor aktiv und betonen diese Kontinuität mit Stolz. Aber auch hier galt es, etwaige Romantisierungen zu benennen.

3. Entwicklungsstrang DDR

Gegenwärtig zählen Leipzig und sein Umland mit einer Vielzahl von Reenactment-Veranstaltungen zu den wichtigsten Standorten der deutschen Reenactment-Szene. Die Ursprünge dieser Entwicklung lassen sich bis ans Ende der 1970er Jahre zurückverfolgen, als ein kleiner Kreis Geschichtsinteressierter begann, die lokalen Ereignisse der Napoleonischen Kriege nachzustellen. Leipzig bot dafür eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten: Als Gedenkort an die Napoleonischen Kriege haben Stadt und Region eine bedeutende Tradition, spätestens seit der Einweihung des Völkerschlachtdenkmal im Jahr 1913. Auch die sogenannten Apel-Steine, die verstreut über das Stadtgebiet die Orte von Gefechten einzelner Schlachten markieren, sind lokale Erinnerungszeichen.

Herr X. und Herr Y. gehörten zum Kreis der Aktiven, die diese frühe Formierungsphase der Reenactment-Szene in der DDR maßgeblich mitgestaltet haben. Beide sind nach ihren jeweiligen Möglichkeiten noch immer im Hobby aktiv und haben die Entwicklung der Szene von Beginn an bis in die Gegenwart hinein begleitet, gestaltet und geprägt. Sie verstehen sich selbst als Autodidakten auf dem Feld des Historischen, haben keine akademische Ausbildung und gingen bis zur Rente handwerklichen Berufen als Maurer bzw. Drucker nach. Die intensive Beschäftigung und das daraus resultierende aktive Nachspielen von Lokalgeschichte bildete für beide eine erfüllende und sinnstiftende Freizeitbeschäftigung, der sie sich intensiv nach Feierabend und an den Wochenenden widmeten. Herr Y. beschreibt sein Verhältnis zur Vergangenheit sogar als eine Art „Sucht“, die ihn damals gepackt habe und auch in der Gegenwart nicht loslasse. Für Herrn X. als Drucker stand zunächst das Interesse an der historischen Entwicklung der Buchstadt Leipzig im Vordergrund. Zu Beginn der 1980er Jahre war er in der *Fachgruppe Buchgewerbe* im Kulturbund aktiv. Dort beschäftigte er sich mit der Leipziger Druckereigeschichte während der Napoleonischen Zeit. Er beobachtete jedoch schon damals ein steigendes Interesse an veränderten Formen der Auseinandersetzung mit der Lokal- und Regionalgeschichte, die zunehmend von „kleineren Gruppen aus Liebertwolkwitz, Schkeuditz und Jena“ an historischen Orten nachgespielt worden sei. Herr X. erinnert sich, dass diese ersten historischen Nachstellungen im Umfeld der Jahrestage der Völkerschlacht noch „eher im Kleinen“ stattgefunden haben. Seiner Wahrnehmung nach ereignete sich im Jahr 1988 die erste große Veranstaltung in Form eines „Biwak“ rund um das Völkerschlachtdenkmal, zu der auch seine *Fachgruppe Buchgewerbe* eingeladen war:

„Und da waren [wir] natürlich stolz. Jetzt hatten wir auch so eine Uniform. Und da habe ich gesagt: [. . .] Und wo sollen wir jetzt hin? Naja. Lasst euch mal was einfallen. Da gab es ein paar Stangen, eine Zeltplane und paar Seile. Und da haben wir uns dann irgendwas zusammengebastelt, wie das so war. Und da waren [wir] da mitten in diesem Biwak-Leben drin. Das kannten [wir] ja gar nicht. Die haben ja wirklich so wie 1813 [. . .], die haben auf dem Stroh geschlafen und [. . .] keiner hat da Zigarette

geraucht. Die haben also Pfeife geraucht. Und abends am Lagerfeuer [...], das war [...] wildromantisch.“

Erstaunt hat Herr X. an seinem ersten persönlichen Zusammentreffen mit den bereits bestehenden Reenactment-Gruppen nicht nur der Versuch, die historische Realität des Jahres 1813 möglichst detailliert nachzustellen. Berichtenswert erschien ihm insbesondere, dass alle Beteiligten mit selbst gefertigten Waffen ausgestattet waren. Das Kriegsgerät sei „mit allen Ressourcen der DDR“ zusammengebaut worden, mit Materialien „von der Deutschen Reichsbahn“ bis hin zu „Säbelklingen, die [...] aus einer Feder von einem Wartburg geschmiedet“ wurden. Weitaus mehr begeisterte den gelernten Drucker jedoch die Drucktechnik des frühen 19. Jahrhunderts. Neben seiner militärischen Ausrüstung baute er allmählich eine historisch anmutende Druckmaschine nach, die er als *Felddruckerei 1813* bezeichnete, bestehend aus einem „Planwagen mit Druckmaschine und Setzkästen“.

Dem stellte Herr X. jedoch einen zweiten, nicht minder wichtigen Aspekt zur Seite. Rückblickend sagt er, dass man sich in den Gruppen „engagieren [...] und nicht nur in einer Uniform rumrennen [musste]. Das war es eben noch nie, auch nicht zu DDR-Zeiten, sondern die wollten schon sehen: Kümmern die sich auch mal, wenn mal Arbeitseinsatz [ist].“ Im Laufe des Interviews kristallisierte sich deutlich heraus, dass zum Selbstverständnis der Reenactment-Gruppen auch die Instandsetzung und Pflege von materiellen Überresten gehörte, etwa kleinerer Denkmäler oder Gedenksteine, die an die Zeit der Napoleonischen Kriege erinnern. Der Erhalt materieller Hinterlassenschaften spielte laut Herrn X. schon seit Beginn der Aktivitäten eine ebenso zentrale Rolle wie das eigentliche Nachspielen militärisch relevanter Ereignisse.

Die genauen Umstände der Herausbildung der Leipziger Reenactment-Szene blieben im Gespräch mit Herrn X. weitgehend ungeklärt. Der Verweis auf kleinere Gruppen, die auch schon vor der ersten Großveranstaltung im Jahr 1988 aktiv napoleonische Geschichte nachgespielt haben, verdichtet sich jedoch anhand zeitgenössischer Berichterstattung. Die Vermutung liegt nahe, dass das öffentliche Nachspielen von Geschichte in der DDR auch zu Beginn der 1980er Jahre bereits schnell an Popularität gewonnen hatte und kein reines Nischenphänomen blieb. Ein Bericht der landesweit erscheinenden Tageszeitung *Neues Deutschland* über die Feierlichkeiten zum 170. Jahrestag der Völkerschlacht vom Oktober 1983 lässt darauf schließen, dass sich der Kreis der Akteur*innen rasch vergrößerte und sie sich zügig organisierten hatten:

„Mitglieder der Interessengemeinschaft ‚Völkerschlacht 1813‘ der Ortsgruppe des Kulturbundes von Liebertwolkwitz marschierten in der vergangenen Woche auf den Spuren der russisch-preußischen Truppen von Mutzschen nach Neunitz [...]. Die historischen Uniformen der Russen, Preußen, Sachsen, Österreicher, Schweden und der

napoleonischen Soldaten [...] boten ein ausdrucksvolles, farbenfrohes Bild. [...] 118 Teilnehmer zählte der Marsch, der in allen Orten von den Bürgermeister und Einwohnern begrüßt wurde.“ (Wenk 1983)

Neben Leipzig spielten auch das brandenburgische Finsterwalde sowie das thüringische Jena und seine Umgebung eine wichtige Rolle bei der Entwicklung von Reenactments in der DDR. Herr Y. (* 1951) lebte Anfang der 1980er Jahre in einem kleinen Dorf bei Jena, das in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes von Jena-Auerstedt liegt. Obwohl das Schlachtfeld auf Herrn Y. schon seit seiner Kindheit eine hohe Faszination und Anziehungskraft ausgeübt hatte, begann sein Weg zur Nachstellung der Schlacht von Jena und Auerstedt nicht vor seiner Haustür, sondern in Leipzig. Zwischen 1981 und 1986 waren er und eine Reihe weiterer Jenaer Geschichtsinteressierte Mitglieder der *Interessengemeinschaft Völkerschlacht 1813*¹¹ und im Kulturbund organisiert. Mit großer Wahrscheinlichkeit gehörten sie zu denjenigen, die laut Herrn X. Gefechte der Völkerschlacht seit Anfang der 1980er Jahre „im Kleinen“ nachgestellt hatten. Erst als sich die Schlacht von Jena und Auerstedt 1986 zum 180. Mal jährte, wurde dies zum Anlass genommen, die *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* zu gründen.¹² Im Februar 1987 wurden die Jenaer als eigenständige Gruppe im Kulturbund in der Ortsgruppe Neuengönna/Jenaer Land registriert. Herr Y. erinnerte sich, dass für eine Registrierung im Kulturbund eine Mindestanzahl von sieben Mitgliedern notwendig war. Daraufhin meldeten die drei Männer kurzerhand ihre Frauen sowie eines der Kinder, das älter als 14 Jahre alt war, als Gruppenmitglieder an.

3.1 Lokalgeschichte zum Mitmachen im Kulturbund der DDR

Dass sich die Geschichtsaktivitäten sowohl in Leipzig als auch in Jena unter dem Dach des Kulturbundes abgespielt haben, ist insofern wenig verwunderlich, da es in der DDR keine Vereine außerhalb des staatlich organisierten und politisch vorgegebenen Rahmens von zugelassenen Massenorganisationen geben durfte. Der Kulturbund war in einem weit gefassten Spektrum aktiv und ähnelte somit anderen Massenorganisationen, unterschied sich jedoch hinsichtlich der Intensität der Verknüpfung mit den staatlichen Strukturen (Dietrich 2019: 1743–1750; Zimmer 2019). Obwohl er fester Bestandteil der bestehenden politischen Ordnung war, nahm er eine gewisse Sonderrolle ein, die ihren Mitgliedern Möglichkeiten zur Eigeninitiative gewährte. Es handelte sich um eine sehr heterogene Institution ohne straff organisierte

11 Die *Interessengemeinschaft Völkerschlacht 1813* war eine Untergruppe des größeren *Arbeitskreises 1813*, der neben Mitgliedern in Leipzig und Jena auch Anhänger*innen in Finsterwalde hatte (Zimmer 2019: 490). Zimmer spricht zwar von Fürstenwalde, aber dass es sich um Finsterwalde gehandelt hat, belegt unter anderem ein Artikel aus der Zeitung *Neues Deutschland* über die „Kulturbundmitglieder in originalgetreuen Uniformen“ (Herr 1986).

12 Dies geht aus der Chronik *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* hervor.

Leistungsstruktur und eindeutige „Unterstellungs- und Überordnungsverhältnisse“ (Meier 2000: 599). Wer sich dem Kulturbund anschloss, wollte meist einer Freizeitaktivität nachgehen oder Interessen pflegen, nicht jedoch vordergründig einer politischen Überzeugung Ausdruck verleihen (Dietrich 2019: 1745).

Der Kulturbund band die sich entwickelnde Reenactment-Szene und deren Beschäftigung mit der Regionalgeschichte einerseits offiziell in die staatlichen Strukturen der DDR mit ein. Andererseits ermöglichte er die lokalen Geschichtsaktivitäten, ohne sie einzuschränken.¹³ Obwohl von der Forschung überwiegend als ambivalent beschrieben (Maubach 2012; Meier 2000), wurde der Kulturbund von beiden Gesprächspartnern ausgesprochen positiv bewertet. Herr X. hielt es für einen glücklichen Umstand, dass der Kulturbund „so durchgeknallte Typen wie uns tolerierte“. Diese retrospektive Selbstbeschreibung lässt darauf schließen, dass Herr X. in den Schlachternachstellungen durchaus Konfliktpotenzial zur offiziellen geschichtspolitischen Linie der DDR sah. Eine Massenorganisation mit politischem Auftrag war der Kulturbund in seiner Wahrnehmung nicht, vielmehr setzte die Organisation etwa mit einer Unfallversicherung inklusive Lohnfortzahlungen den organisatorischen Rahmen für sein Hobby. Er nahm den Kulturbund als nur lose mit dem staatlichen System verbunden wahr. Auch Herr Y. hob im Interview beständig hervor, dass vom Kulturbund keine „Bevormundung“ ausgegangen sei.

Sowohl Herr X. als auch Herr Y. betonten, dass die Nachstellung der Völkerschlacht in Leipzig stets geschichtspolitischen Rückhalt im Konstrukt einer militärischen Verbundenheit zwischen DDR und Sowjetunion gefunden hatte. Das spiegelt sich auch im oben erwähnten Bericht der Zeitung *Neues Deutschland* wider, der einen Lichtbildvortrag in der Leipziger Moritzbastei anführt, bei dem das nachgestellte Kampfeschehen anschließend symbolisch in die „Traditionslinien der deutsch-russischen Waffenbrüderschaft“ eingeordnet wurde. Das ideologische Konstrukt einer solchen Waffenbrüderschaft bildete einen legitimierenden Rahmen, den sich auch die Reenactor*innen zu eigen machten. Begründet wurde das Bündnis mit der im Jahr 1812 in Tauroggen geschlossenen Neutralitätskonvention zwischen Preußen und Russland, die in einer preußisch-russischen Allianz gegen Napoleon mündete (Müller 2004: 71). Das gemeinsame Auflehnen gegen die französische Fremdherrschaft bildete das sinnstiftende Moment für dieses Element der DDR-Geschichtsideologie.

Im Gegensatz zu den Leipziger*innen konnte die Jenaer Gruppe dieses geschichtspolitische Konstrukt für ihre Aktivitäten nicht bemühen. In der Schlacht von 1806 kämpfte das französische Heer gegen Sachsen und Preußen, russische Trup-

13 Inwiefern die regionalgeschichtlichen Aktivitäten der Reenactor*innen mit der 1977 gegründeten *Gesellschaft für Denkmalpflege* oder der 1979 gegründeten *Gesellschaft für Heimatpflege* im Kulturbund verbunden waren, müssen zukünftige Forschungen klären.

pen waren daran nicht beteiligt. Die Jenaer*innen begeisterten sich zudem für die siegreichen Franzosen, derer – aus ihrer Perspektive gesehen – in der DDR nicht angemessen gedacht wurde. Dennoch verliefen die lokalhistorischen Aktivitäten der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* im geschichtspolitisch abgesicherten Rahmen, denn mit dem Sieg der französischen Armee bei Jena und Auerstedt war der Beginn der Abschaffung feudaler Verhältnisse in Preußen verbunden. Politisch passend waren die Schlachtenachstellungen in den 1980er Jahren zudem im Hinblick auf den außenpolitischen Kontext der späten DDR: Der Ausbau der Handelsbeziehungen zu Frankreich, die Entwicklung der Kulturbeziehungen mit der Eröffnung von Kulturzentren in Ostberlin und Paris sowie der Besuch des SED-Generalsekretärs Erich Honecker im Januar 1988 in der französischen Hauptstadt, bei der er mit allen staatlichen Ehren empfangen wurde, stehen sinnbildlich für den Versuch, die Verbindungen zwischen der DDR und Frankreich zu vertiefen. Diese politische Großwetterlage begünstigte die Aktivitäten der Jenaer Akteur*innen, die die historische Dimension französisch-deutscher Beziehungen lebensnah für die Bürger*innen in Szene setzten.

3.2 „Restauratoren in Uniform“¹⁴

Neben dem Nachspielen der Schlacht war der Aspekt der Pflege materieller historischer Hinterlassenschaften für Herrn Y. von grundlegender Bedeutung. So berichtete er, dass die drei Initiatoren der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* bereits vor der offiziellen Gründung der Arbeitsgemeinschaft angefangen hatten, Denkmäler auf dem Schlachtfeld zu restaurieren. Im Rahmen der Feierlichkeiten des 180. Jahrestages wurden Teile der Schlacht das erste Mal in großem Maßstab in historischen Uniformen nachgestellt.¹⁵ Das Reenactment lockte damals über 3.500 Schaulustige an, die auch aus dem Ausland anreisten – darunter „ein ganzer Bus französischer ‚Geschichtstouristen‘“ (Ein Ereignis, das Geschichte machte. 1986).

Die Betonung dieser Art von geschichtskultureller Eigeninitiative im Umgang mit dem Schlachtfeld und seiner Markierung zieht sich als Motiv durch das gesamte Gespräch mit Herrn Y., der in Bezug auf das Schlachtfeld fortwährend betonte: „Wir waren die Akteure“.¹⁶ Ihr Engagement scheint dabei seitens der politischen Stellen

14 Überschrift eines Beitrages der Wochenendbeilage der Zeitung *Das Volk*, 26. 10. 1984 von W. Kiesel.

15 Außerdem zeugen viele Zeitungsartikel davon, etwa in *Das Volk*, Bezirksausgabe vom 21. 10. 1986; Volkswacht vom 8. 11. 1986.

16 Diese Aussage bedarf einer Kontextualisierung, die hier nur im Ansatz geleistet werden kann. So muss etwa im Blick behalten werden, dass neben den Aktiven der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* auch die Gedenkstätte Cospeda 1806 bereits seit 1956 bestand und mit einer Ausstellung an die Schlacht erinnerte. Die Gedenkstätte ging zurück auf die Privatsammlung des Gastwirts des *Grünen Baum zur Nachtigall*, Walter Lange (1887–1969). Sein bürgerlicher Name war zu seinen Lebzeiten jedoch kaum bekannt, da er sich selbst aufgrund von Ähnlichkeiten im Äußeren und dem Habitus stets als „Napoleon von Cospeda“ bezeichnete und diesen sowohl für seine Gäste als auch außerhalb

oder der Bezirksverwaltung nicht eingeeht worden zu sein. Die *Thüringer Landeszeitung* berichtete über die „[r]ührige Arbeit dreier Kulturbund-Mitglieder“, die den Napoleonstein nicht nur in Eigeninitiative errichteten, sondern auch „selbst finanziert[en]“. ¹⁷ 1981 legten die späteren Gründer der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* das erste Mal einen Kranz am zentralen Denkmal in Vierzehneiligen nieder. Herr Y. erinnert sich daran:

„Da haben [...] die Leute teilweise hinterm Fenster so, hinter der Gardine geguckt. Haben gedacht, die Spinner hier mit der historischen [...] Uniform. [...] Aber spätestens, [als] wir dann angefangen haben, die alten Denkmäler [...], als wir die wieder wirklich hergestellt haben, haben die gedacht [...], die tun was [...] für die Historie.“

Das schätzte auch der Verfasser eines Artikels in den *Thüringer Neuesten Nachrichten* so ein: „Vor ein paar Jahren hieß es so mancherorts: ‚Die Spinner kommen‘ [...] wenn sie einen Denkstein in Uniform einweiheten. Heute werden sie inzwischen ‚unsere Napoleons‘ genannt“ (Friedrich 1988).

Die ersten Einblicke in die Entstehungsphase veranschaulichen, dass Reenactments in der DDR in der Wahrnehmung der beiden Akteure ein Refugium im sozialistischen Alltag bildeten, welches ihnen eine „sinnvolle Freizeitbeschäftigung“ (Herr Y.) ermöglichte und damit auch Freiräume im Denken eröffnete. ¹⁸ Politische Dissidenz oder die Erwägung einer Flucht aus der DDR waren für die interviewten Reenactors zu keinem Zeitpunkt Optionen – wengleich zahlreiche Auslandskontakte, etwa nach Frankreich, dies nahelegen könnten. Die Verbindung der Akteure zu ihren Heimorten und Regionen war viel zu ausgeprägt. Gerade im Jenaer Fall zeigt sich dies im Gestaltungswillen bezüglich der Erinnerungszeichen auf dem historischen Schlachtfeld sehr deutlich. Gerd Dietrich (2019: 1748) weist darauf hin, dass in den 1970er und 180er Jahren „im heimatgeschichtlichen Randbereich [...] eine relativ vorurteilsfreie Beschäftigung mit der regionalen und lokalen Geschichte möglich [war]“. Die Hinwendung der hier vorgestellten Akteure zur Lokal- und Regionalgeschichte bestätigt diese Beobachtung, bedarf in ihrer spezifisch körperlichen, aktiv-gestaltenden Form im Kontext der DDR zu jener Zeit dennoch weiterer Einordnungen. Zum Verständnis dieses Kontextes gehört etwa, dass die DDR-Geschichtsschreibung seit Ende der 1970er Jahre einen veränderten, integralen Ansatz mit einem offeneren Geschichtsbild verfolgte, das über die Konzentration auf die strikt revolutionäre Tra-

gerne verkörperte. Die Gedenkstätte wurde im Laufe ihres Bestehens mehrfach umgestaltet und gehört seit der Eingemeindung Cospedas 1994 zum Jenaer Stadtmuseum (Kaufmann 1996: 36–40).

17 Artikel „Weitere Steine kommen hinzu“ in der Chronik der *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*, aufgelegt, ohne Datumsangabe.

18 Zu den „tolerierten ‚Nischen‘“ und zur Frage, inwiefern es sich bei der späten DDR um eine „stillgestellte Gesellschaft“ gehandelt hat, siehe ausführlich Ralph Jessen (1995).

ditionslinie der DDR-Geschichte hinauswies.¹⁹ Die These einer sozialistischen Nation wurde damit nicht infrage gestellt, vielmehr wollte man „durch die Vermittlung eines flexibleren, erweiterten Geschichtsbildes vor allem DDR-Identität befördern und das Land konsolidieren“ (Dietrich 2019: 1723). Damit einher ging die Hinwendung zu einer eigenen Nationalgeschichte der DDR, die das sozialistische Staats- und Nationalbewusstsein der Bürger*innen über die Hinwendung zum Regionalen stärken sollte. Dadurch wird verständlich, warum die Reenactor*innen bei ihrer Beschäftigung mit der Regional- und Lokalgeschichte viel Spielraum hatten und scheinbar kaum politisch gelenkt wurden.²⁰

Der Gestaltungsfreiraum der Reenactors hatte jedoch Grenzen. Herr X. äußerte zwar mehrfach, dass „die Stasi keine Probleme machte“ bei der geschilderten Art der Geschichtsdarstellung. Gleichwohl war er der Auffassung, dass seine Aktivitäten von Inoffiziellen Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) beobachtet wurden. Die Annahme ist nicht abwegig. In den 1980er Jahren wuchs mit der steigenden Unzufriedenheit der Bevölkerung auch das Interesse des Ministeriums an den Aktivitäten des Kulturbundes und die Organisation wurde intensiver beobachtet – mit direkten Auswirkungen auf die *Interessengemeinschaft Völkerschlacht 1813*. Andreas Zimmer (2019: 517) wies darauf hin, dass zwischen Februar und November 1989 „Maik Gärtner“ als Inoffizieller Mitarbeiter Mitglied der *Interessengemeinschaft Völkerschlacht 1813* war und dem MfS über die Gruppe berichtete. Inwiefern das sich entwickelnde Reenactment-Hobby im Fokus der Staatssicherheit stand, wie die Aktivitäten der Kulturbund-Gruppen überwacht wurden und welchen Einfluss eine mögliche Überwachung auf die Ausgestaltung der Reenactment-Szene hatte, bleiben vorerst Forschungsdesiderata.²¹

19 In diesem Kontext steht auch die Diskussion um die Differenzierung zwischen Tradition und Erbe (Dietrich 2019: 1724). Grundlegend zu dieser Debatte in der DDR-Geschichtsschreibung vgl. Meier/Schmidt (1988).

20 Mit dem Fokus auf die Regional- und Lokalgeschichte rückt auch der Begriff Heimat in den Blick. Heimat ist im Kontext der DDR ein komplexer Begriff. Wie Cornelia Kühn (2020) herausgearbeitet hat, begegnete die SED-Führung tradierten Vorstellungen von Heimat mit Distanz. Das Heimatkonzept wurde in der frühen DDR politisch umgedeutet; regionale Zugehörigkeit und lokale Identifikation wurden in den Hintergrund gedrängt und traditionelle Inhalte neu interpretiert. Jan Palmowski (2016: 27) weist jedoch darauf hin, dass die politische Führung der DDR bereits in den späten 1960er Jahren erkannte, dass die sozialistische Ideologie „sich mit kulturellen und historischen Wurzeln unterfüttern ließ, wenn der Sozialismus und die DDR mit der Heimat eng verflochten wurden.“ Heimatbezogene Praktiken, die auf der lokalen Ebene sozialistische Identität produzieren sollten und somit die (auch kulturelle) Eigenständigkeit der DDR untermauerten, erfuhren fortan vermehrte Wertschätzung. In welchem Verhältnis die Aufwertung des sozialistischen Heimatbegriffes als Teil der geschichtstheoretischen Debatte um Erbe und Tradition in der DDR zu den hier untersuchten Reenactment-Praktiken stand, bleibt vorerst ein Desiderat.

21 Einen ersten Einblick der Überwachungstätigkeiten des MfS bietet die Webseite des Stasiunterlagenarchivs, wo unter der Überschrift „Napoleon“ im Visier der Staatssicherheit. Wie das MfS auf

4. Entwicklungsstrang BRD

Im Gegensatz zur Entwicklung in der DDR scheint der Wunsch, sich vor Ort mit der ‚eigenen‘ Geschichte auseinanderzusetzen und sich dabei gleichzeitig für ihre Pflege zu engagieren, nicht die wesentliche Triebfeder für die Entwicklung des westdeutschen Reenactment-Hobbys gewesen zu sein. Auch unterschied sich der politische Rahmen, in dem agiert werden konnte. Wie sich die Formierungsphase in der BRD gestaltete, wird im Folgenden skizziert.

4.1 Amerikanischer Bürgerkrieg und Napoleonik – populärkulturelle Impulse und die Auseinandersetzung mit der ‚eigenen‘ Geschichte

Im Jahr 1985 veranstaltete eine Gruppe von Interessierten das unseren Nachforschungen zufolge erste Schlachten-Reenactment in der BRD – auf einem Truppenübungsplatz nahe der rheinland-pfälzischen Stadt Baumholder. Herr A. und Herr B., beide damals aktive Western-Club-Mitglieder und die Initiatoren des genannten Reenactments, machten im Gegensatz zu den DDR-Akteuren darauf aufmerksam, dass ihr Engagement stark durch die populärkulturell-mediale Repräsentation amerikanischer Geschichte befeuert wurde. Herr A. (* 1964, Rhein-Lahn-Kreis) berichtete im Interview, wie sehr ihn als Kind US-amerikanische Western-Produktionen wie *Bonanza*, *Rauchende Colts* oder *Die Leute von der Shiloh Ranch* fesselten. Herr B. (* 1955, Rhein-Sieg-Kreis) teilt eine ähnliche Medien- und Konsumbiografie. In seiner Erzählung spricht er aber auch einen Bewusstseinswandel an, begründet durch die Wendung des Western-Genres in den 1970er Jahren – von der Glorifizierung des Heldennarrativs hin zu dessen Dekonstruktion im *Revisionist Western* (Schneider 2016: 48–51). In diesem Zusammenhang verflüssigten sich für Herrn B. vorher feste Gut-Böse-Zuschreibungen, was bei ihm zu einer kritischeren Betrachtung der historischen Ereignisse führte. Ende der 1970er Jahre erlebte die mediale Aufbereitung der US-Geschichte im Nachklang der 200-Jahr-Feiern zur Gründung der amerikanischen Republik (1776) einen Aufschwung. Neue Romane, Filme und TV-Produktionen reicherten die Themenpalette um weitere Facetten an und boten den Fans des bis dato übermäßig vertretenen ‚Wilden Westen‘ alternative Perspektiven. Geprägt durch eine ‚Amerikanisierung‘ nach dem Zweiten Weltkrieg (Lüdtker et al. 1996; Maase 1992) und kombiniert mit älteren Topoi wie Amerika-Sehnsucht und ‚Indianthusiasm‘ (Kalshoven 2012; Lutz 2002), die von der Populärkultur der Nachkriegszeit bedient wurden, trafen sich Herr A. und Herr B. auf einer Zusammenkunft verschiedener Western-Clubs im Jahr 1984. Dort wurde konkret über die Idee nachgedacht, ein Reenactment nach amerikanischem Vorbild durchzuführen.

preußische Traditionspflege reagierte“ einige Dokumente einsehbar sind. <https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/informationen-zur-stasi/themen/beitrag/napoleon-im-visier-der-staatssicherheit/>. Zugriff 28.09.2022.

Über den Umweg einer intensiven Beschäftigung mit der US-Geschichte wurden Bezüge zur ‚eigenen‘ deutschen Geschichte hergestellt. Herr B. sei in diesem Kontext „zum ersten Mal auf die ‚48er Revolution gestoßen“ und habe sich dann mit der historischen Demokratiebewegung auseinandergesetzt. In ihm reifte der Wunsch, deutschstämmige Truppen darzustellen, die im Amerikanischen Bürgerkrieg aufseiten der Nordstaaten gekämpft hatten.

Auch wenn das Baumholder-Reenactment 1985 als die erste Nachstellung einer militärischen Gefechtssituation auf westdeutschem Boden gelten kann und auch wenn der im Nachgang gegründete Verein *Union & Confederate Reenactors – Völkerkundlicher Verband für die Nachstellung nordamerikanischer Militärgeschichte* (UCR) die Kommunikation untereinander und den Zugang zum Hobby erleichterte, wäre es zu kurz gegriffen, die westdeutschen Reenactment-Aktivitäten auf das Sujet des Amerikanischen Bürgerkriegs zu beschränken. Wie in der DDR fanden sich auch in der BRD Menschen zusammen, die ihr Interesse am frühen 19. Jahrhundert gemeinsam ausleben wollten. Diejenigen, die sich unter dem Sammelbegriff der Napoleonik mit den Möglichkeiten des Reenactments beschäftigten, organisierten sich zur gleichen Zeit wie die Civil-War-Reenactor*innen in einem Verein. Der *Freundeskreis lebendige Geschichte* wurde im Februar 1985 gegründet und somit mehrere Monate vor dem Baumholder Reenactment.²² Wie einer der Initiatoren des *Freundeskreises* (Herr C.) darlegte, waren es Personen mit verschiedenen Partikularinteressen – „Sammeler von Zinnfiguren, Vorderlader/Schwarzpulverschützen, Amerikanistiker, Heimatkundler“ –, die sich Mitte der 1980er Jahre zusammenfanden, um „das spürbare Nacherleben, das Nachfühlen, das Authentische“ zu suchen, nachdem sie dies in den Hobbys, die sie zum Reenactment gebracht hatten, vermissten. Von Reenactments erfuhren Herr C. und andere Interessierte „aus der Zeitung“ oder durch „Filmproduktionen, in denen man sich bemühte, historisch korrekt zu sein. Die Neugier war geweckt“ und die Gruppe um Herrn C. besuchte „Veranstaltungen in Großbritannien und im fernen Amerika“.²³ Derartige Kontakte ins westliche Ausland waren für die interviewten DDR-Reenactors bis auf einige Ausnahmen (Frankreich und Belgien) schwierig; das Netzwerk war dennoch international aufgestellt mit Kontakten nach Polen und in die Tschechoslowakei.

Ein weiterer wichtiger Verein, der die Entwicklung der Napoleonik in der BRD vorantrieb, ist die 1988 gegründete *Napoleonische Gesellschaft – für europäische Kultur und Geschichte und lebendige Geschichtsdarstellung*. Herr D. war Gründungsmitglied, bis 1995 Vereinspräsident und ist auch heute noch treibende Kraft. In Osna-

22 Der *Freundeskreis* wurde am 10. Februar 1985 gegründet (Datum der Errichtung der Satzung) und am 30. Januar 1986 ins Vereinsregister des Amtsgerichts Frankfurt am Main eingetragen (Amtsgericht Frankfurt am Main, Vereinsregister, Auszug, VR8607).

23 E-Mail-Korrespondenz mit Herrn C., Mai 2021.

brück aufgewachsen, kam Herr D. bereits zu Schulzeiten Mitte der 1950er/1960er Jahre mit der „Franzosenzeit“ über lokale Gedenkstätten in Berührung. Im Gegensatz zu den Civil-War-Gewährspersonen resultierte Herrn D.s Interesse für Reenactments aus einer unmittelbaren Begegnung mit Geschichte vor Ort. Allerdings – und dies unterscheidet seinen Werdegang von den Biografien der vorgestellten Akteure aus der DDR – mündete diese Beschäftigung nicht direkt darin, Geschichte vor Ort auch nachzustellen. Diese Form performativer Geschichtskultur lernte Herr D. im Ausland kennen. So nahm er 1984 auf „Einladung aus Großbritannien“ an einer Veranstaltung zum Gedenken an den Texanischen Unabhängigkeitskrieg von 1835/36 teil. Auch war Herr D. in der Westernszene aktiv – und zwar im Osnabrücker *Bocanora County Club*, wo auch Herr A. und Herr B. Veranstaltungen besuchten. Allem Anschein nach geht die Idee, den UCR zu gründen, auf die gemeinsame Initiative von Herrn B. und Herrn D. zurück.²⁴ Herr D. nahm ebenfalls aktiv am Baumholder-Reenactment teil und fungierte als Vizepräsident des neu gegründeten UCR.²⁵

Während in der DDR öffentliche Reenactments bereits in den frühen 1980er Jahren größere Publika anzogen, dauerte es in der BRD bis zur Mitte des Jahrzehnts, bis das Hobby in einem wahrnehmbaren Maße einer Öffentlichkeit bekannt wurde. Dass es die Akteur*innen des Civil-War-Reenactments waren, die als erste eine Nachstellung in Westdeutschland organisierten, mag unter anderem damit zu erklären sein, dass Reenactments an den historischen Schauplätzen in den Vereinigten Staaten schwierig zu erreichen waren. Ein so gelagertes Interesse musste somit durch selbst organisierte Nachstellungen befriedigt werden. Dagegen lagen die historischen Schlachtfelder der mitteleuropäischen Konflikte und damit verbundene etablierte Reenactments der Napoleonik-Szene deutlich näher. Eine Nachstellung der Schlacht von Waterloo zu besuchen lag durchaus im Bereich des Machbaren, während für die deutschen Civil-War-Reenactor*innen eine Reise zu einem Reenactment an den historischen Stätten in den USA eine ungleich größere Investition von Zeit und Geld erfordert hätte.

4.2 *Geschichtsbilder und Bildungsauftrag – ein Hobby im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdwahrnehmung*

Ein großes Identifikationspotenzial für die Reenactor*innen bildeten Geschichtsbilder, die auf den ersten Blick betrachtet politisch wenig brisant erscheinen. ‚Europa‘ wurde in der westdeutschen Napoleonik-Szene von Beginn an großgeschrieben; als Konzept, als Idee, mitunter auch als gelebte Realität der ‚Völkerverständigung‘. So bezieht sich etwa Herr D. in seiner Rückschau gleich mehrmals darauf. Dabei ist Eu-

24 Diese Informationen stammen aus einer autobiografischen Skizze vom 6.08.2021, die uns Herr D. via Mail am 12.08.2021 zukommen ließ.

25 Amtsgericht Wiesbaden, Vereinsregister, Auszug, VR2381.

ropa nicht nur die geografisch-historische Region, in der sich die Ereignisse aus den Befreiungskriegen zugetragen haben, sondern gleichzeitig eine mit rivalisierenden Sinndeutungen aufgeladene Chiffre.

Herr D. versteht das Reenactment-Hobby als „eine andere Art Friedensbewegung“, die mahnend die Schlachten früherer Jahrhunderte – vor europäischer Einigung und europäischen Institutionen – aufleben lasse. „Dabei“, so Herr D. weiter, entstünden „internationale Freundschaften [. . .], die der Völkerverständigung zwischen ehemaligen Feinden“ dienen. Dies deckt sich mit den Selbstbeschreibungen der interviewten westdeutschen Civil-War-Reenactors, die ihre Aktivitäten ebenfalls als Anti-Kriegs-Intervention verstehen.

Zumindest vordergründig unterscheiden sich damit die deutschen Akteur*innen in ihrer Selbstrechtfertigung von denen in vielen anderen Ländern, vorrangig den USA. US-Reenactor*innen, so Dora Apel (2013: 246), würden im Wissen um die nicht gerade positive Bewertung ihres Hobbys durch Historiker*innen und die weitere Gesellschaft das eigene Tun dadurch rechtfertigen, dass sie die Öffentlichkeit über Geschichte informieren bzw. die Opfer der Soldaten aus vergangenen Zeiten ehren wollten.

In der Napoleonik vermengte sich die Idee der ‚Völkerverständigung‘ mit einem teils sehr unverhohlenen Stolz auf die Errungenschaften Europas. Der Einigungsprozess nach dem Zweiten Weltkrieg und damit auf zweiter Ebene die friedliche Koexistenz von Ländern, die auch schon im frühen 19. Jahrhundert miteinander im Krieg gestanden hatten, lässt hierbei sowohl eine linke Lesart von Europa als multiethnischer und multinationaler offener Gesellschaft zu als auch ein Verständnis von Europa, das innerhalb neurechter Kreise schon in den 1980er Jahren reüssierte. Diese nutzten ‚Europa‘ als Chiffre für das weiße ‚Abendland‘ in Spengler’scher Tradition unter rassistisch begründetem Ausschluss von Fremden anderer Ethnien oder Nationalitäten (Conze 2005: 28). Da beide Stränge auch in der europäischen Realpolitik stets vorhanden waren, konnte sich hier potenziell ein breites politisches Spektrum an Mitstreitenden angesprochen fühlen.

Das Geschichtsverständnis unserer Interviewpartner scheint durch einen bildungsbürgerlichen Impetus aus dem 19. Jahrhundert begründet zu sein. Dass damit ebenfalls ein gewisser Bildungsauftrag verbunden ist, kommt in Herrn D.s Ausführungen zur Sprache:

„Die Mitglieder der NG [Napoleonischen Gesellschaft] und der Szene haben durch die Reisen zu und durch die Teilnahme an Veranstaltungen die Möglichkeit, sich an den meisten historischen Zielorten die Schauplätze der napoleonischen Zeit nahe zu bringen, dortige Museen zu besuchen [. . .]. Meine Auffassung, jede dieser Fahrten ist gleichzeitig eine Bildungsreise.“

Der pädagogische Anspruch wird hier aus einer vermeintlich defizitären Schulbildung abgeleitet. „Im Schulunterricht“, bemängelt Herr D., „findet diese Zeit [das frühe 19. Jahrhundert] fast gar nicht mehr statt. Was uns in unserer Ausfassung [sic] stärkt, die Menschen durch die lebendige Geschichtsdarstellung wieder an die Historie zu führen“. Es stünde noch genauer zu prüfen, inwiefern zeitgenössische Debatten zur Erinnerungs- und Geschichtskultur die Selbstwahrnehmung der Akteure geprägt haben.²⁶ Was direkt ins Auge springt, ist beispielsweise die Nähe zum Bestreben des ehemaligen Kulturdezernenten Hilmar Hoffmann (1979), die Demokratisierung der westdeutschen Kultureinrichtungen voranzutreiben und, verknappt gesagt, allen Bevölkerungsschichten ‚kulturelle Bildung‘ zu ermöglichen.

Dass dann das erste dokumentierte Reenactment in Westdeutschland auf einem von US-Truppen genutzten Truppenübungsplatz nahe Baumholder ausgetragen wurde, war letztlich rein pragmatischen Überlegungen geschuldet.²⁷ Das Treffen wurde auf ein verlängertes Wochenende gelegt, da die Teilnehmenden berufstätig waren und genügend Zeit zur Verfügung stehen sollte, sich und seine Rolle(n) besser kennenzulernen. Zudem musste ein Ort gefunden werden, der den Reiseaufwand für alle Beteiligten minimierte. Der Truppenübungsplatz in Rheinland-Pfalz, den Herr B. aufgrund persönlicher Kontakte reservieren konnte, garantierte überdies die gewünschte Abgeschiedenheit, wollten die Reenactor*innen doch bei ihrer ersten Zusammenkunft, einer Art „Probeschuss“ (Herr B.), keine öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Denn: „Die Wahrnehmung des Hobbys von außen“, so Herr D., „war sehr unterschiedlich. Manche Personen fanden die Darstellungen sehr gut und informativ. Andere lehnten sie, aus welchen Gründen auch immer, ab.“ Ein zeitgenössischer Artikel aus der *Wetterauer Zeitung* (1988: 10) verdeutlicht exemplarisch ein öffentlich geäußertes Unverständnis gegenüber dem Reenactment-Hobby. Unter der Schlagzeile „400 Soldaten ‚spielten‘ Bürgerkrieg“ berichtete das Blatt kritisch über ein Reenactment, das Herr B. in Hessen veranstaltet hatte. Der örtliche Bürgermeister machte seinem Unmut Luft und drängte darauf, dass derartige Veranstaltungen in Zukunft unterbunden werden sollten. Die bisweilen tendenziöse Berichterstattung in der zeitgenössischen Presse der BRD bildet einen signifikanten Unterschied zur medialen Wahrnehmung der ersten Reenactments in der DDR. Sie muss im historischen Kontext gesehen werden, auf den sowohl Herr A. als auch Herr B. im Interview verweisen. Die terroristischen Taten von Mitgliedern der rechtsextremen *Wehrsportgruppe Hoffmann* waren aufgrund eines Prozesses gegen deren Anführer Karl-Heinz

26 Wie z. B. der „Grabe, wo du stehst“-Slogan nach Lindqvist (1979).

27 Keine Rolle spielten hierbei Kontakte zu in Baumholder stationierten US-Soldaten. Unsere erste Hypothese, dass es sich bei den Akteuren womöglich gar selbst um US-Amerikaner gehandelt haben könnte, die das Reenactment nutzten, um sich durch das Spiel ein Stück Heimat in die Fremde zu holen, erwies sich spätestens nach dem ersten telefonischen Kontakt zu Herrn A. als haltlos.

Hoffmann vom September 1984 bis in den Sommer 1986 genau zu der Zeit in den Nachrichten präsent, als sich die Bürgerkriegs-Reenactor*innen zum ersten Mal organisierten. Die *Wehrsportgruppe Hoffmann* war dafür bekannt, dass sie militärische Manöver mit Uniformen und Kriegsgerät durchführte. Die Parallele zu den Reenactment-Hobbyisten war also zumindest vordergründig plausibel und die öffentliche Diskreditierung von Reenactments als kriegsverherrlichend, zumindest aus Sicht von außen, nachvollziehbar. Für den US-amerikanischen Kontext hat James O. Farmer (2005) festgestellt, dass einige Reenactment-Gruppen Ideologien der ‚white supremacy‘ durchaus offen zur Schau stellen. Auch in Westdeutschland habe, wie uns Herr B. im Interview darlegte, das Reenactment-Hobby teils eine rechte Klientel angezogen, von der man sich durch den Ausschluss auffälliger Einzelpersonen oder ganzer Gruppen klar habe distanzieren wollen. Wie solche Abgrenzungsversuche dann tatsächlich praktiziert worden sind und inwiefern sie erfolgreich waren, extremistisches Gedankengut in der Szene negativ zu sanktionieren, entzieht sich bislang unserer Kenntnis. Hierfür wären weitere Interviews mit Beteiligten notwendig.

5. Zusammenfassung und Forschungsdesiderata

Es ist uns bewusst, dass wir auf der Grundlage unseres empirischen Materials keine weitreichenden Ableitungen vornehmen können. Wie unsere erste Annäherung über Einzelfälle aber zeigen konnte, bestanden signifikante Unterschiede hinsichtlich der strukturellen Entwicklung des Reenactment-Hobbys und der Selbstwahrnehmung der Akteure in der DDR und BRD. Waren die Berührungspunkte mit einer konkreten lokalen, regionalen oder nationalen Geschichte im westdeutschen Reenactment anfangs eher gering, so stand in der DDR die Beschäftigung mit der Lokalgeschichte von Beginn an im Zentrum der Nachstellung von historischen Kriegshandlungen. Während sich das erste Reenactment in der BRD 1985 nahe der Stadt Baumholder an eine Episode des Amerikanischen Bürgerkriegs anlehnte, wurden in Leipzig seit 1979 Gefechte der Völkerschlacht aus dem Jahr 1813 am historischen Ort nachgespielt. Das auf Regional- und Lokalgeschichte fokussierte Reenactment in der DDR erfreute sich zunehmender Beliebtheit und wurde – zumindest auf den ersten Blick – politisch kaum eingehegt. In der BRD sahen sich die interviewten Akteure hingegen einem Legitimierungszwang ausgesetzt, der durch die im öffentlichen Diskurs vermutete Nähe zu demokratiefeindlichem Gedankengut befördert wurde.

Viele weitere Aspekte der Gründungsgeschichten der Reenactment-Vereinigungen konnten zwar erkannt und angerissen, an dieser Stelle jedoch nicht tiefergehend ergründet werden. Das ergibt sich in erster Linie aus dem gewählten akteurszentrierten Zugang, der sich auf die Erinnerungen, Wahrnehmung und Reflexion der Ereignisse durch aktiv Beteiligte stützt. Diese Perspektiven sind zwangsläufig subjektiv und von der Gegenwart der Interviewsituation geprägt. Der Aussagewert hinsichtlich größerer Zusammenhänge ist daher begrenzt und verallgemeinernde Aussagen müs-

sen sehr behutsam und mit dem nötigen Augenmaß getroffen werden. Die Grenzen des gewählten Zugangs über subjektive Einblicke in das damalige Geschehen führen im Umkehrschluss die Forschungsdesiderata auf diesem Feld umso deutlicher vor Augen.

Zusammenfassend benennen wir daher die dringlichsten Desiderata, denen sich zukünftige Forschungen widmen sollten: Es ist bereits deutlich geworden, dass eine grundlegende historische Einordnung der Reenactment-Phänomene in größere kultur- und sozialpolitische Zusammenhänge der 1970er und 1980er Jahre in beiden deutschen Staaten noch aussteht. Die notwendige Sichtung und Auswertung von Archivalien müsste sich im Fall der DDR unter anderem auf die Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin sowie Quellenbestände im Sächsischen Staatsarchiv in Leipzig und – anscheinend noch nicht katalogisierte – Quellen im Staatsarchiv in Rudolstadt konzentrieren. Zukünftige Forschungsvorhaben müssen sich für den Fall DDR außerdem vertieft mit den internen Strukturen der untersuchten Vereinigungen sowie der Überwachung der Aktivitäten durch das Ministerium für Staatssicherheit auseinandersetzen.

Eine Beschreibung und Analyse des Prozesses, wie die Akteur*innen aus Ost und West im Verlauf der Nachwendezeit und während der 1990er Jahre zusammenfanden, bezeichnet ein weiteres Forschungsdesiderat. Hinweise auf diese Zeit des Aufbruchs und Neubeginns finden sich bislang nur marginal in unserem Material. Es sei hier auf die Aussage von Herrn A. verwiesen, der erst im Zuge der politischen Umbrüche mit der Napoleonik aktiv in Berührung kam, sich jedoch sehr positiv an diese Zeit erinnerte. Etwaige Ost-West-Konflikte habe er nicht wahrgenommen. Die Reenactor*innen aus den neuen Bundesländern hätten aufgrund der längeren Erfahrung über mehr Wissen verfügt. An historisch akkurate Ausrüstung zu kommen und dadurch „richtige“ Reenactments zu veranstalten, sei Herrn A. zufolge für diese aber erst mit der Öffnung zum Westen hin und dem Zugang zur nötigen Infrastruktur möglich gewesen.

Unbestritten bedeutete der Fall der Mauer im November 1989 für die deutschen Reenactment-Gruppen einen Aufbruch. Es war nun einfacher möglich, die jeweils andere Seite des ehemaligen Eisernen Vorhangs zu besuchen, was etwa in der Napoleonik-Szene auch genutzt wurde. Zwar hatte es schon vorher sporadische Kontakte zwischen Reenactor*innen aus der DDR und der BRD gegeben, aber die Notwendigkeit, bürokratisch-politische Überzeugungsarbeit zu leisten, um Einreisegenehmigungen zu erhalten, hatte dem Austausch sehr rigide Grenzen gesetzt.²⁸ Nachdem die Reiserestriktionen aufgehoben wurden – und spätestens mit der Wiedervereinigung im

28 Herr D. berichtet von zwei Teilnahmen „an der Völkerschlacht von Leipzig, noch in der Zeit der DDR“ bzw. „in der Zeit vor der Wende“, für die er sich von oberster politischer Stelle eine Erlaubnis einholen musste.

Oktober 1990 –, trafen den Aussagen unserer Interviewpartner zufolge die west- und ostdeutschen Szenen erstmals nicht nur punktuell aufeinander. Die Akteure berichteten einhellig von einer Neugier, die sie dazu antrieb, die jeweils anderen Gruppen und Orte kennenzulernen. Allerdings wurde nicht nur ein harmonischer Austausch gepflegt. Das Zusammentreffen zwischen Ost und West in der Zeit unmittelbar nach dem Mauerfall führte den Reenactor*innen lebensweltliche Divergenzen vor Augen. Darüber hinaus wurden von unseren Gesprächspartnern Probleme in den 1990er Jahren bei der Findung gemeinsamer Organisationsstrukturen angedeutet, die die west- und ostdeutschen Reenactment-Szenen hätten integrieren sollen. Wie die Reenactor*innen letztlich die Wiedervereinigung beider deutscher Staaten erlebten und inwiefern die Lebenswelten der ost- und westdeutschen Reenactment-Szenen in jener Zeit zueinander fanden, bleibt ein Forschungsdesiderat.

Interessant für künftige Forschungen ist die Einschätzung eines Reenactors aus Thüringen, die während eines kurzen Feldgesprächs im Mai 2021 dokumentiert wurde. Er war der Meinung, dass „[d]ie Wiedervereinigung [...] im Hobby besonders gut funktioniert [hat]. Das Reenactment war im Westen nicht gut gelitten und ist erst nach 1989 richtig aufgeblüht. Die Westler hatten die besseren Auslandskontakte. Das Zusammenführen beider Welten hat zu einem echten Push geführt.“ Ob diese Einschätzung aus dem Frühjahr 2021 als Endpunkt eines Einigungsprozesses in der deutschen Reenactment-Szene zu lesen ist, bleibt offen. Zu fragen wäre hier, welche Diskussionen in den 1990er Jahren konkret dazu führten und welche Aspekte zwischen den Akteur*innen aus Ost und West verhandelt wurden. Dabei geht es nicht nur um die organisatorische Annäherung der verschiedenen Szenen. Vielmehr müssen Aushandlungsprozesse bezüglich der vermittelten Geschichtsbilder und Interpretationen der Vergangenheit zwischen Ost und West in Betracht gezogen werden.

Wie transnationale Netzwerke die Entwicklung des Reenactments in Deutschland weiter geprägt haben, ist sowohl für die 1970er und 1980er Jahre als auch für die Jahre danach noch weitestgehend unbekanntes Terrain. Netzwerke bestimmten und definierten die Möglichkeitsräume, in denen Reenactments vor allem auch in Bezug auf die Öffentlichkeitswirkung gedacht werden konnten. Eine aktive, weltweit vernetzte Reenactment-Szene entstand sowohl zu dieser Zeit als auch in den folgenden Jahrzehnten. Der Reenactment-Forschung stellen sich hier noch zahlreiche Fragen und Herausforderungen.

Literatur

Apel, Dora. 2013. „Violence and Historical Reenactment: From the American Civil War to the Moore’s Ford Lynching.“ In *Violence and Visibility in Modern History*, hrsg. von Jürgen Martschukat und Silvan Niedermeier, 241–261. New York: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9781137378699_13.

Bendix, Regina. 2000. „Der gespielte Krieg: Zur Leidenschaft des Historic Reenactment.“

- In *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 21), hrsg. vom Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 253–268. Wien: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Borries, Friedrich von und Jens-Uwe Fischer. 2008. *Sozialistische Cowboys: Der Wilde Westen Ostdeutschlands*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Conze, Vanessa. 2005. *Das Europa der Deutschen: Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970)* (Studien zur Zeitgeschichte, 69). München: R. Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486596335>.
- Dietrich, Gerd. 2019. *Kulturgeschichte der DDR. Band III: Kultur in der Konsumgesellschaft 1977–1990*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666370878>.
- Drexel, Cindy. 2022. *Faszination Wilder Westen: Living History im Kosmos des Münchner Cowboy-Clubs* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 48). Münster und New York: Waxmann.
- „Ein Ereignis, das Geschichte machte, wurde auf dem Sperlingsberg lebendig.“ 1986. Das Volk, Lokalausgabe Apolda, 21. Oktober 1986.
- Farmer, James O. 2005. „Playing Rebels: Reenactment as Nostalgia and Defense of the Confederacy in the Battle of Aiken.“ *Southern Cultures* 11: 65–67.
- Feest, Christian F. 1999. „Hobbyismus.“ In *Wörterbuch der Völkerkunde: Grundlegend überarb. und erweiterte Neuaufg.*, 176. Berlin: Reimer.
- Friedrich, Frank. 1988. „Arbeitsgemeinschaft Jena 1806: ‚Wir ehren den einfachen Soldaten‘.“ Thüringer Neueste Nachrichten, 27. Oktober 1988.
- Groschwitz, Helmut. 2010. „Authentizität, Unterhaltung, Sicherheit: Zum Umgang mit Geschichte in Living History und Reenactment.“ *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*: 141–155.
- Heinz, Elmar. 2011. „Reenactment – die deutschen Brüder in Blau und Grau.“ *RWM Depesche* 1: 32–34.
- Herr, Wolfgang. 1986. „Sie sind die Garde von Finsterwalde: Aktive Arbeitsgemeinschaft Befreiungskriege 1813.“ Neues Deutschland, 22./23. Februar 1986.
- Hochbruck, Wolfgang. 2016. „Reenacting Across Six Generations: 1863–1963.“ In *Doing History: Performative Praktiken in der Geschichtskultur* (Edition Historische Kulturwissenschaften, 1), hrsg. von Sarah Willner, Georg Koch und Stefanie Samida, 97–116. Münster und New York: Waxmann.
- Hoffmann, Hilmar. 1979. *Kultur für alle: Perspektiven und Modelle*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jessen, Ralph. 1995. „Die Gesellschaft im Staatssozialismus: Probleme einer Sozialgeschichte der DDR.“ *Geschichte und Gesellschaft* 21: 96–110.
- Jureit, Ulrike. 2020. *Magie des Authentischen: Das Nachleben von Krieg und Gewalt im Reenactment* (Wert der Vergangenheit, 1). Göttingen: Wallstein.
- Kalshoven, Petra Tjitske. 2012. *Crafting „the Indian“: Knowledge, Desire, and Play in Indianist Reenactment*. New York und Oxford: Berghahn.
- Kaufmann, Ernst. 1996. *Das alte Jena in seinen berühmten Originalen*. Jena: Quartus.
- Kiesel, W. 1984. „Restauratoren in Uniform.“ Das Volk, Wochenendbeilage, 26. Oktober 1986.

- Kleßmann, Christoph. 2005. „Konturen einer integrierten Nachkriegsgeschichte.“ *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18/19: 3–11.
- Kühn, Cornelia. 2020. „Zwischen sozialistischer Propaganda und lokaler Idylle: Die politische Konzeption von Heimat in Ost- und West-Berlin in den 1950er Jahren.“ In *Heimat Revisited: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf einen umstrittenen Begriff*, hrsg. von Dana Bönisch, Jil Runia und Hanna Zehschneztler, 41–67. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110650624-003>.
- Lehmann, Albrecht. 2007. „Bewußtseinsanalyse.“ In *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2.*, überarb. Aufl., hrsg. von Silke Göttisch und Albrecht Lehmann, 271–288. Berlin: Reimer.
- Lindenberger, Thomas und Michael Wildt. 1989. „Radikale Pluralität: Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik.“ *Archiv für Sozialgeschichte* 29: 394–411.
- Lindqvist, Sven. 1979. „Dig Where You Stand.“ *Oral History* 7: 24–30.
- Lowenthal, David. 2015. *The Past is a Foreign Country – Revisited*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139024884>.
- Lüdtke, Alf, Inge Marszolek und Adelheid von Saldern, Hrsg. 1996. *Amerikanisierung: Traum und Albtraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Lutz, Hartmut. 2002. „German Indianthusiasm: A Socially Constructed German National(ist) Myth.“ In *Germans & Indians: Fantasies, Encounters, Projections*, hrsg. von Colin G. Calloway, Gerd Gemünden und Susanne Zantop, 167–184. Lincoln und London: University of Nebraska Press.
- Maase, Kaspar. 1992. *BRAVO Amerika: Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*. Hamburg: Junius.
- Maubach, Lisa. 2012. „Es war ja doch Arbeit“. *Freizeit im Spannungsfeld zwischen Staat und Individuum am Beispiel der organisierten Numismatiker im Kulturbund der DDR* (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 4). Münster et al.: Waxmann.
- Meier, Helmut. 2000. „Der Kulturbund der DDR in den 70er Jahren: Bestandteil des politischen Systems und Ort kultureller Selbstbetätigung.“ In *Befremdlich anders: Leben in der DDR*, hrsg. von Evemarie Badstübner, 599–626. Berlin: Dietz.
- Meier, Helmut und Walter Schmidt. 1988. *Erbe und Tradition. Geschichtsdebatte in der DDR*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Müller, Winfried. 2004. „Das historische Jubiläum: Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion.“ In *Das historische Jubiläum: Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, hrsg. von Winfried Müller, 1–75. Münster: Lit.
- Palmowski, Jan. 2016. *Die Erfindung der sozialistischen Nation: Heimat und Politik im DDR-Alltag*. Berlin: Ch. Links.
- Penny, Glenn. 2014. „Not Playing Indian: Surrogate Indigeneity and the German Hobbyist scene.“ In *Performing Indigeneity: Global Histories and Contemporary Experiences*, hrsg. von Laura R. Graham und Glenn Penny, 169–205. Lincoln und London: University of Nebraska Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1d9nmw6.11>.
- Pleitner, Berit. 2011. „Living History.“ *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 62: 220–233.

- Rothberg, Michael. 2021. *Multidirektionale Erinnerung: Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung*. Berlin: Metropol.
- Schneider, Thomas. 2016. „Cowboy und Indianer – Made in Germany: Eine Skizze zu Rezeption und Produktion von Western-Filmen in Deutschland.“ *Volkskunde in Rheinland-Pfalz* 31: 11–52.
- Schröder, Hans Joachim. 2005. „Topoi des autobiographischen Erzählens.“ In *Leben – Erzählen: Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann* (Lebensformen, 17), hrsg. von Thomas Hengartner und Brigitta Schmidt-Lauber, 17–42. Berlin und Hamburg: Reimer.
- Sénécheau, Miriam und Stefanie Samida. 2015. *Living History als Gegenstand historischen Lernens: Begriffe – Problemfelder – Materialien*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stasi-Unterlagen-Archiv. O.A. „Napoleon“ im Visier der Staatssicherheit. Zugegriffen 28.09.2022. <https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/informationen-zur-stasi/themen/beitrag/napoleon-im-visier-der-staatssicherheit>.
- Tomann, Juliane. 2020. „Living History.“ *Docupedia-Zeitgeschichte*. Zugegriffen 25. 11. 2021. <http://dx.doi.org/10.14765/zsf.dok-1755>.
- Tomann, Juliane. 2021. „Einleitung.“ In *Historisches Reenactment: Disziplinäre Perspektiven auf ein dynamisches Forschungsfeld* (Medien der Geschichte, 4), hrsg. von Sabine Stach und Juliane Tomann, 1–26. Berlin und Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110734430-001>.
- Turski, Birgit. 1994. *Die Indianistikgruppen der DDR: Entwicklungen – Probleme – Aussichten*. Idstein: Baum.
- Uhlig, Mirko. 2020. Heimat und Reenactment: Ethnografische Fallbeispiele zur Anverwandlung von Welt.“ In *Heimat verhandeln? Kunst- und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, hrsg. von Amalia Barboza, Barbara Krug-Richter und Sigrid Ruby, 273–288. Wien et al.: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412515904.273>.
- Uhlig, Mirko und Torsten Kathke. 2021. „Baumholder 1985 – das ‚erste deutsche Reenactment‘: Zur Formierungsphase von Civil War-Nachstellungen in der Bundesrepublik Deutschland.“ In *Historisches Reenactment: Disziplinäre Perspektiven auf ein dynamisches Forschungsfeld* (Medien der Geschichte, 4), hrsg. von Sabine Stach und Juliane Tomann, 155–180. Berlin und Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110734430-007>.
- „Weitere Steine kommen hinzu. ohne Datum.“ Thüringer Landeszeitung [keine Angaben zur Veröffentlichung; enthalten in der Chronik der Arbeitsgemeinschaft Jena 1806].
- Wenk, Karin. 1983. „Marketenderinnen reichten Trunk: Traditionsmarsch der Interessengemeinschaft 1813 zum Jahrestag der Völkerschlacht.“ *Neues Deutschland*, 18. Oktober 1983.
- Wetterauer Zeitung. 1988. „400 Soldaten ‚spielten‘ Bürgerkrieg.“ *Wetterauer Zeitung*, 16. Mai 1988.
- Zimmer, Andreas. 2019. *Der Kulturbund in der SBZ und in der DDR: Eine ostdeutsche Kulturvereinigung im Wandel der Zeit zwischen 1945 und 1990*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-23553-6>.

Juliane Tomann, Torsten Kathke, Mirko Uhlig

Reenactment in the GDR and the FRG

An Actor-centered Study

Abstract: While the formative phase of the Anglo-American reenactment scene has already been well researched, a historicisation of reenactments as a popular cultural practice of visualising the past is still largely lacking for Europe. In particular, little is known about the developments in East and West Germany. This is the starting point for our article, which provides an initial reconstruction and classification of the developments in the two German states, which gained momentum especially in the 1970s and 1980s. Our focus is on the subjective experience of contemporary actors, on the basis of which it we trace how various groups of people interested in history in the two German states formed and consolidated and in which ways they were similar or different. It also sheds light on the political and everyday conditions under which people acted. On the basis of these initial actor-centered explorations, the text draws attention to desiderata for further research and suggests research questions for future studies in this field – for example with regard to the transnational relationships and networks of both reenactment scenes and the developments during the post-reunification period.

Keywords: reenactment, public history, German contemporary history, historical and popular culture, American Civil War and Napoleonics

1. Scholarly Interest and Historical Context

History that can be touched and experienced, is colorful and spectacular – that is the promise of historical reenactment. Reenactments turn history into an emotional and sensory laden experience for both actors and spectators, and, as such, are an expression of a late-modern appropriation of the past in specific discursive and biographical contexts (Bendix 2000; Groschwitz 2010; Uhlig 2020). They have been a prominent element in historical and popular culture in Germany at least since the large-scale reenactment put on for the 200th anniversary of the Battle of Leipzig in 2013. As such they are an object of historically reasoned ethnographic and historiographic scholarship.

In spite of the currently observable boom, reenactments of the past are not a phenomenon exclusive to the late modern period. This practice of visualization has its roots in various different phenomena, such as religious pilgrimage, *tableaux vivants* (living pictures), historical processions and world's fair expositi-

ons (Sénécheau and Samida 2015; Tomann 2020). The founding of open-air and living history museums with elements of reenacted history, such as Skansen in Sweden (1891) and subsequently Colonial Williamsburg (1926) and Plimoth Plantation (1947; now called Plimoth Patuxet Museums) in the United States, helped shape the development of the recent reenactment phenomenon.¹ Furthermore, the popular culture form of historical appropriation and presentation in the US is traditionally closely connected to practices of American Civil War (1861–1865) remembrance.² The 100th year anniversaries of the various Civil War battles were taken as opportunities to put on elaborate reenactments (Lowenthal 2015: 481). The founding phase of the US-American scene has been well explored in scholarship (Jureit 2020). Much less is known, however, about the development of the phenomenon in post-Second World War Europe, especially in the two German states. While this article represents an initial contribution to the reconstruction and classification of the topic, its focus is deliberately limited to the dynamic developments in the GDR (German Democratic Republic; Deutsche Demokratische Republik) and FRG (Federal Republic of Germany; Bundesrepublik Deutschland) in the 1970s and 80s, and to the perspective of the participants who were then active in the scene. We pose the questions of how these groups of history enthusiasts in the two German states formed and consolidated over the course of these two decades, and in which ways they were similar or differed from each other. We similarly highlight the political stipulations and everyday conditions under which the participants were acting. Based on this first study, we refer at the end of this text to the currently existing research desiderata and develop further research questions for future studies.³

The use of the word ‘reenactment’ as an analytical term carries with it some challenges. ‘Reenactment’ and the closely related ‘living history’ are emic terms (Tomann

- 1 The historic antecedents were, however, phenomena with different objectives and audiences, which, in spite of their shared quintessence, should be considered distinct from each other. Drawing a single line, for example, from the *tableaux vivants* of the 18th century to the battle scene reenactments of the present day inevitably leads to problematic abridgments.
- 2 According to Wolfgang Hochbruck (2016), the performative examination of the Civil War battles began in the United States just shortly after the final hostilities of the war had ended in 1865. In contrast to the present day, the early forms of these reenactments could be understood as a processing of the war experience, as the actors in the first 19th century reenactments were invariably Civil War veterans.
- 3 Our research follows historian Christoph Kleßmann’s interpretive approach of the two countries’ “asymmetrically interwoven parallel history.” This attempts “to better do justice to the deadweight and the interlocking of West and East German history than a straight history of contrasts or a new national history” (Kleßmann 2005: 10). In order to make this approach, which deals with accounts of personal experiences and multi-perspectivity, adequately fruitful for the field of reenactment studies, our investigations of the formation of this scene necessarily initially concentrate on the depiction of the actors’ perspectives – which have so far received little attention – in relation to the developments on a national level.

2020, 2021). However, the differentiation between the two terms on a theoretical level is not always consistent in German-language scholarship (Pleitner 2011). Our approach concentrates exclusively on reenactments as a historical- and pop-cultural leisure phenomenon, in the setting of which temporally and spatially delineated historical events (as found in authenticated sources) – mostly battles or smaller skirmishes – are actively reconstructed. That contemporary self-perception and socially founded discourses are reflected in this phenomenon makes it informative for cultural analysis.

In order to contextualize the first heyday of the development of reenactment in the late 1970s and early 1980s, a closely related phenomenon of historical culture must first be discussed. Starting in the 1950s, so-called “hobbyism” spread through both the FRG and GDR. This refers to, in the ethnological literature, the “amateur preoccupation with the lifestyle of North American Indians” (Feest 1999: 176).⁴ An essential leisure-time activity for some citizens of East and West Germany alike was, through costume and playacting, to temporarily step into the lives of American Indigenous people (Kalshoven 2012; Penny 2014).⁵ Diplomatic negotiations, Indigenous customs and ways of life, and sometimes even military skirmishes were all subjects of reenactment. This practice, also referred to as “Indianistik” in the GDR, largely had a decidedly critical stance towards capitalism and the United States. The ideological framing conveyed a (spiritual) solidarity with those oppressed by U.S.-American imperialism and helped to solidify an image of America that was compliant with the GDR’s political system. In the politically and spatially constricted circumstances of the GDR, however, this practice of Indianistik also offered some cultural leeway and created a niche in which the longing for “freedom, expanse and adventure” (von Borries/Fischer 2008: 189) could be indulged. Enthusiasts in the FRG organized themselves primarily into so-called Western Clubs, which became a gathering place for all those who found themselves captivated by the costumed reenactment of North American history. These clubs centered on the social interaction and common interest in this playful immersion in history (Drexel 2022). A differentiation of this scene began to develop in both countries from the 1970s onward. Groups began to form

- 4 We explicitly use hobbyism here as a technical term, per Christian F. Feest’s definition. For a discussion of the scope and alternatively used meanings of the term, we refer readers at this point to the relevant literature (Kalshoven 2012: 8–46). So-called history workshops, whose members dealt with the local and regional gaps left in the process of coming to terms with the past, especially the era of National Socialism, are additionally of significance in the context of the public grappling with and examination of history in the FRG. This dealing with the past also had a concrete bearing on local and regional history, but was following other objectives than the recreation of the past in reenactment (Lindenberger and Wildt 1989).
- 5 Birgit Turski (1994: 20–21) notes that the hobby was widely popular in Western Europe as well as in the Eastern Bloc states (such as the Polish People’s Republic, the CSSR and the USSR).

in the 1980s, for example, that were no longer satisfied with the interpreting of Indigenous customs or romanticizing of cowboys, but, instead, wanted to oppose it with their style of role-playing. The Southerners of the American Civil War served as a model for this. Although these representations, as described in the case of Indianistik (Turski 1994: 65–66), were understood to be controversial,⁶ the Confederates, characterized as rebels, found more and more adherents. However, in this context and according to the current state of knowledge, no elaborate battle reenactments were put on.

The impetus to bring history out of the books and “to life” to be physically experienced with all senses was one that actors in both the GDR and the FRG pursued with a similar intensity beyond Indianistik practice and hobbyism. Some actors found themselves increasingly desiring their reenactments to be closer and truer to the historical record, and spent their free time researching the details. The reenactment of historical events in the GDR – apart from Indianistik – developed alongside the close examination of and grappling with local and regional history. Taken all together, these various developmental strands culminated in a practice that we today refer to as reenactment.

2. Actor-centered Approach and Sources

The origins and later centers of the evolving reenactment scene in the GDR could be found in Leipzig and Jena, along with other smaller places in Brandenburg. Interviews were conducted in 2018 with two actors – referred to here as Mr X. and Mr Y. – who, starting in the late 1970s, were significantly involved in organizing events in Leipzig and Jena. The initial contact with Mr X. came about during a reenactment we attended in Großgörschen, south of Leipzig. Mr Y., on the other hand, is one of the longest-standing members of the group *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* (‘Working group Jena 1806’), which we contacted. A wide-ranging interview with him, thus, seemed promising. Both interviews were conducted at the reenactors’ respective homes, south of Leipzig and near Jena, respectively. Through Mr Y., we were granted access to the association history of the *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*, which we reviewed along with press clippings found in the Jena City Archive.⁷

Regarding the reconstruction of the formational phase in the FRG, we relied primarily on empirical material that were collected in the spring of 2019 and that already served as the basis for our initial work in this field (Uhlig and Kathke 2021).

6 Von Borries and Fischer (2008) point out that the adherents of the Southern states in the GDR held the first gathering of their own in Riesa in 1985. It does not seem, however, that any sustainable growth or development followed.

7 The association’s history is held in private possession by one of the interviewees and was written by a member of the group at the beginning of the 1990s.

In the context of efforts to retrace the genesis of the West German scene, we were able to identify and interview the organizers (who we call Mr A. and Mr B.) of the first Civil War reenactment, which took place in 1985 on a military parade ground near the city of Baumholder in Rhineland-Palatinate. This event was organized and carried out by private citizens, to the almost complete exclusion of any public or wider audience.⁸ We became aware of the reenactment in Baumholder thanks to a retrospective published in a magazine of military history and weapons technology, *RWM Depesche* (Heinz 2011). However, the subsequent systematic evaluation of relevant periodicals (the newspaper *Rhein-Zeitung* and the local events calendar of the Birkenfeld district) produced no results. Neither did phone calls to a local history and geography society (*Geschichtswerkstatt Baumholder*). No mention that a Civil War reenactment had been held there in 1985 was to be found in any of the sources we reviewed, nor did anyone in Baumholder seem to have any knowledge of it. It was only through correspondence with the author of the article mentioned above that any progress was made, as the author put us in contact with Mr A. Although the latter was neither mentioned nor quoted in the article, he provided background information as a co-organizer and active participant in the reenactment. This strand of development in the West German scene was additionally pursued because, as the qualitative inquiry would go on to show, the *Napoleonik*⁹ – that is, the preoccupation with the era of the Napoleonic Wars (1800–1814) and the Wars of Liberation (1813–1815) – served as a thematic link between reenactments in the GDR and the FRG. Only email correspondence and telephone conversations were possible with the current secretary (Mr C.) of the *Freundeskreis Lebendige Geschichte e. V.* ('Friends of Living History') and the co-founder (Mr D.) of the *Napoleonische Gesellschaft* ('Napoleonic Society') due to the ongoing Corona pandemic restrictions.

Employing the actor-centered perspective notoriously poses some specific challenges for research. The things which are memorized and reported in an interview are "above all incidents that are prominent and suited to the construction of a story worth telling" (Lehmann 2007: 277). Memory is, accordingly, not only an intentional reactivation of stored knowledge, but a highly subjective and selective process and, thus, already in itself an autonomous interpretative power (Schröder 2005). That reenactors, at times, reproduce biased narrative templates that are well-trying in the scene for their self-descriptions, has been the subject of recent note and criticism (Jureit 2020: 16). To conclude from that, however, that the interviewing of the actors

8 On order that the statements of the actors presented and quoted here remain comparable to those made in previously published work, we decided to use the same pseudonymization here as well (Uhlig and Kathke 2021). This is why those first named in this text are referred to as Mr X. and Mr Y., which we understand some might find an irritating or perplexing choice.

9 The actors themselves use the term 'Napoleonik' to refer to their hobby.

involved would offer little to no analytical insight would also fall short. This recourse to the stereotypical is not a specific characteristic that is exclusively inherent to the phenomenon being researched here, as has been shown by the fields of biographical and narrative research. It is, instead, a general feature of autobiographical representation that must be taken into consideration in all scholarship that relies on interview material and/or egodocuments. The confrontation with and analysis of the past – whether it takes place in the setting of an academic interview, an everyday conversation or in the context of a reenactment – always happens in the here and now. When interpreting self-disclosures, attention should also be given to the phenomenon of “multi-directional memory” (Rothberg 2021). That means, simply put, that the act of remembering and the life story of the person doing the remembering are always interconnected. One possible consequence of this is that a specific sequence of memory can determine or trigger another, which, at first glance, might not seem to be congruent in terms of content, and from an external viewpoint, might seem arbitrary. However, these overlaps and interferences are of great importance for personal memory because they allow for narrative coherence and, thus, individual sense-making. They can serve as instructive indicators for cultural analysis, in that they can help us capture and more incisively map out – and, thus, be able to discuss the intertwining of – various social discourses.

It is important for the critical classification of the material relevant to the West German context to know that neither of the interviewees (Mr A. and Mr B.) have actively participated in Civil War reenactments since the turn of the century, nor kept in close contact with any of their former fellow reenactors, nor have close contact with any who are currently active. For both actors, the abandonment of their hobby followed hurt feelings they experienced while they were still active participants. These include, for example, insufficient appreciation from others for extraordinary commitment, or interpersonal frictions that did not have anything to do with the hobby’s content or focus. That resentments or nostalgic romanticization of the early days could be reflected in these narratives is something that we have taken into consideration. The East German actors, on the other hand, are still active, and they highlight this continuity in their lives with pride. Yet, it also remains valid here to look out for and label any possible romanticization.

3. Line of Development in the GDR

Leipzig and the surrounding region, with a multitude of events, currently counts as one of the most important places in the German reenactment scene. The origins of this development can be traced back to the end of the 1970s, when a small group of history enthusiasts started reenacting incidents from the Napoleonic Wars that took place locally. Leipzig had a variety of reference points to offer in this respect: the city and region have notably and traditionally served as a memorial site of the Napoleonic

Wars, at least since the dedication of the Monument to the Battle of the Nations in 1913. Additionally, the so-called Apel-stones, which are scattered throughout the city at the locations of various battle skirmishes, serve as local memorial makers.

Mr X. and Mr Y. belonged to the group that played such a significant role in shaping this early formational phase of the reenactment scene in the GDR. Both still actively participate in this hobby, as they are respectively able, and they have supported, shaped and influenced the development of the scene from the beginning through to the present day. They see themselves as autodidacts in the field of history, do not have an academic education and worked in manual professions – one as a mason, one as a printer – until retirement. The intensive engagement with – and resulting reenactment of – local history served both as a fulfilling and meaningful recreational activity, which they vigorously pursued in the evenings and weekends. Mr Y. even describes his relationship to the past as a kind of “addiction” that grabbed him back then, and to this day has not let go. For Mr X., as a printer, it was his interest in Leipzig’s historical development as a major center of the publishing and book trade that was paramount. He was active in the *Fachgruppe Buchgewerbe* (‘Book Trade Professionals’ Group’) in the Cultural Association at the start of the 1980s, where he focused on the history of Leipzig’s printing industry during the Napoleonic era. Even then, he noted a growing interest in local and regional history, as well as the different ways people were interacting with it; it was increasingly being reenacted by “small groups from Liebertwolkwitz, Schkeuditz and Jena” at historical locations. Mr X. recalls that these initial historical reenactments around the anniversary of the Battle of Leipzig started out “rather small.” As far as he remembers, the first large event occurred in 1988, a ‘bivouac’ around the monument to the Battle of the Nations that his *Fachgruppe Buchgewerbe* was invited to:

And [we] were naturally quite proud of that. Now we also had a uniform. And so I said: [...] And where should we go now? Oh well. We’ll come up with something. There were a few poles, a tarpaulin and some rope. And so, we rigged something up, as it were. And then there [we] were in the middle of this bivouac-life. It was all new to us, we didn’t know anything. They really had it like in 1813 [...], they were sleeping on straw and [...] no one was smoking cigarettes. They smoked pipes instead. And evenings around the campfire [...], it was [...] rugged and romantic.

Mr X., when he first personally encountered the reenactment groups already in existence, found himself astounded not only at their attempts to recreate the historical reality of 1813 in as much detail as possible. He also thought it remarkable that all the participants were equipped with weapons they had fashioned themselves. The military equipment had been assembled “with all the resources the GDR had available,” with materials “from the German Reichsbahn” (‘National Railway’) to “sabre blades that [were] forged from the suspension system springs taken from a Wartburg car.” Yet, it was early 19th century printing technology that by far most impressed Mr X., a

trained professional printer. In addition to his military equipment, he gradually built a printing press, an apparently historically accurate recreation, that he dubbed *Feld-druckerei 1813* ('Field Printing Works 1813'), made out of a "wagon with a printing press and type cases."

There was also, however, a second no less important aspect to all this for Mr X. Looking back, he says, that those in the groups "got involved and didn't just [have to] run around in a uniform. That was never just it, not even in the GDR era, but rather, they wanted to see: would they also still be there when there was work to be done?" It became abundantly clear over the course of the interview that the reenactment groups saw the preservation and maintenance of the various material relics of the Napoleonic War era, such as the smaller monuments and memorial stones, as under their purview, as a matter of their own self-conception and identity. Indeed, according to Mr X., from the very beginning, the preservation of this material legacy played as central a role in the activities of these reenactment groups as the actual reenactments of military actions.

Our conversation with Mr X. left the exact circumstances surrounding the emergence of Leipzig's reenactment scene mostly unexplained. The reference to smaller groups that were already actively reenacting Napoleonic history prior to the first large event in 1988 became clearer with the help of contemporary media coverage. The conjecture seems likely that public historical reenactment had already become popular in the GDR by the early 1980s and did not remain a purely niche phenomenon. A report in the national daily newspaper *Neues Deutschland* ('New Germany') in October 1983 about the ceremonies marking the 170th anniversary of the Battle of Leipzig suggests that the group of actors had quickly increased in number and got themselves swiftly organized.

Members of the *Interessengemeinschaft 'Völkerschlacht 1813'* ['Interest Group "Battle of Leipzig 1813"'], of the Liebertwolkwitz branch of the Cultural Association, marched last week following in the tracks of the Russian-Prussian troops from Mutzschen to Neunitz [...]. The historic uniforms of Russian, Prussian, Saxon, Austrian, Swedish and Napoleonic soldiers [...] made for a powerful and colorful picture. [...] 118 participants were counted in the march, which was greeted by mayors and residents in every town. (Wenk 1983: n.p.)

In addition to Leipzig, Finsterwalde in Brandenburg and Jena and the surrounding area in Thuringia played an important role in the development of the reenactment scene in the GDR. At the beginning of the 1980s, Mr Y. (born in 1951) was living in a small village near Jena, that was located very close to the Jena-Auerstedt battleground. Although the battleground had fascinated and appealed to Mr Y. since he was a child, his path to reenacting the Battle of Jena-Auerstedt did not begin on his own doorstep, but in Leipzig instead. Between 1981 and 1986, he and a number of his fellow history enthusiasts from Jena were members of the *Interessengemeinschaft*

*Völkerschlacht 1813*¹⁰, organized under the auspices of the Cultural Association. In all likelihood, they belonged to the groups to which Mr X. had referred that had been reenacting skirmishes from the Battle of Leipzig since the beginning of the 1980s “on a small scale.” It was only on the occasion of the 180th anniversary of the Battle of Jena-Auerstedt in 1986 that the opportunity was taken to found the *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*.¹¹ In February 1987, the Jena group was registered as a separate entry with the Cultural Association, in the local group Neuengönna/Jena-Land. Mr Y. recalled that registration in the Cultural Association required a minimum of seven members. Without further ado, the three men enrolled themselves, their wives and one of their children, who was more than 14 years old at the time, as members.

3.1 Hands-on Local History in the Cultural Association of the GDR

That these history-related activities in both Leipzig and Jena played out under the auspices of the Cultural Association is hardly surprising, given that there were no clubs or associations allowed in the GDR beyond the officially organized and politically dictated framework of the mass organizations permitted by the state. The Cultural Association covered a broad spectrum of activities and, in that way, was similar to other mass organizations, although it differed regarding the intensity of its alliance with state structures (Dietrich 2019: 1743–1750; Zimmer 2019). The Cultural Association, although it was part and parcel of the existing political order, had a special status of sorts, in that it allowed its members some room for personal initiative. It was an extremely heterogeneous institution without a tightly organized governance structure and explicit “hierarchical relationships [...]” (Meier 2000: 599). Most of those who joined the Cultural Association wanted to pursue a recreational activity or cultivate personal interests, but not ostensibly to express any political convictions (Dietrich 2019: 1745).

The Cultural Association, on the one hand, officially embedded the developing reenactment scene and its preoccupation with regional history in the state structures of the GDR. On the other hand, it allowed for local history-related activities without restricting them.¹² Although its treatment in research has been predominantly

10 The *Interessensgemeinschaft Völkerschlacht 1813* was a subgroup of the larger *Arbeitskreis 1813* (“Working Group 1813”), which in addition to those in Leipzig and Jena, also had members in Finsterwalde (Zimmer 2019: 490). Zimmer does indeed mention Finsterwalde, but that it was instead Finsterwalde is evidenced by, among other things, an article in the newspaper *Neues Deutschland* about the “Cultural Association members in true-to-original uniforms” (Herr 1986: o. S.).

11 This comes from the association history of the *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*.

12 To what extent actors’ regional history related activities in the *Gesellschaft für Denkmalpflege* (‘Society for the Preservation of Historical Monuments’), founded in 1977, or in the *Gesellschaft für Heimatpflege* (‘Local Heritage Society’), founded in 1979, were connected to the Cultural Association remains a question for future research.

ambivalent (Maubach 2012; Meier 2000), both interviewees gave decidedly positive assessments of the Cultural Association. Mr X. considers it fortunate that the Cultural Association “tolerated wacky guys like us.” From this retrospective self-description, it can be inferred that Mr X. recognized the potential for conflict with the official party line in the GDR posed by the battle reenactments. As he saw it, the Cultural Association was not a mass organization with a political objective, but rather an institution that provided organizational cover for his hobby, including, for example, accident insurance with continued payment of wages. He perceived the Cultural Association as only loosely tied to the state system. Mr Y. also continually highlighted that there was no ‘paternalism’ emanating from the Cultural Association.

Both Mr X. and Mr Y. stressed that the reenactment of the Battle of Leipzig had always found historical-political backing in the construct of the ‘German-Russian brotherhood-in-arms.’ This is also reflected in the in the *Neues Deutschland* mentioned above, which cites an illustrated lecture at Leipzig’s Moritzbastei in which the reenacted battle was subsequently categorized as symbolically in line with the “tradition of the German-Russian alliance.” The ideological construct of a fraternal alliance – a brotherhood-in-arms, as it were – between the GDR and the Soviet Union formed a legitimizing framework that the reenactors could appropriate. The alliance originated with the neutrality treaty signed by Prussia and Russia in 1812 in Taurroggen that lead to a Prussian-Russian alliance against Napoleon (Müller 2004: 71). The common rebellion against French foreign rule was the defining moment for this element of East German historical ideology.

In contrast to the group in Leipzig, the Jena group were not able to put this historical-political construct to good use for their activities. At the 1806 battle, it was the French Army against Saxony and Prussia; Russian troops were not involved. Beyond that, the Jena group were enthused about the victorious French troops, who – from the reenactors’ point of view – were not adequately commemorated in the GDR. Nonetheless, the *Jena 1806* group’s reenactment and commemoration of local history took place within a protected historical-political space, because the victory of the French Army at Jena and Auerstedt, in a way, marked the beginning of the end of feudalism in Prussia. The battle reenactments in the 1980s were additionally politically appropriate in light of the GDR’s foreign policy and affairs towards the end of its statehood. The expansion of trade relations with France and the development of cultural ties, which saw the opening of culture centers in East Berlin and Paris, as well as the visit to the French capital in January 1998 by the *Sozialistische Einheitspartei Deutschlands’s* (‘East German Communist Party’) General Secretary Erich Honecker, where he was received with all state honors, are all emblematic of the attempt to foster connections between the GDR and France. The trend of this general political situation favored the activities of the Jena actors, who were staging the true-to-life historical dimension of the French-German relations for their fellow citizens.

3.2 “Conservators in Uniform”¹³

In addition to the reenactment of battle scenes, caring for the physical historical relics was of central importance for Mr Y. He reports that the three original founders of the *Jena 1806* group had begun restoring battlefield memorials even before the group was officially formed. In the course of the ceremonies marking the 180th anniversary, parts of the battle were reenacted on a large scale for the first time.¹⁴ The reenactment drew more than 3,500 onlookers, some of whom even came from abroad – including “an entire busload of French ‘history tourists’” (Das Volk 1986: n.p.).

The emphasis on this type of historical-cultural initiative regarding the battlefield and its markers and memorials was a recurring theme throughout the entire conversation with Mr Y. He repeatedly reiterated concerning the battlefield: “We were the actors.”¹⁵ Their commitment did not seem to be restricted by the political authorities or the regional administration. The newspaper *Thüringer Landeszeitung* (A.K. n.y.: n.p.) reported on the “[q]uiet work of three Cultural Association members” who not only took it upon themselves to erect the commemorative “Napoleon stone,” but also financed the work themselves.¹⁶ The would-be founders of the *Jena 1806* group laid a wreath in 1981 for the first time at the central memorial in the Jena city district of Vierzehnheiligen. As Mr Y. recalls:

There were [...] some people watching from inside their windows, peeking out from behind the curtains. Thinking, look at the weirdos here with the historical [...] uniforms. [...] But then, at the latest [when] we started to really restore the old monuments [...], then they thought [...], they’re doing something [...] for history.

As the author of the article in the newspaper *Thüringer Neueste Nachrichten* put it: “A few years ago, people were saying in some places ‘Here come the weirdos’ when they dedicated a memorial marker in uniform. These days they are referred to as ‘our Napoleons’” (Friedrich 1988: n.p.).

13 Headline of an article in the weekend supplement of the newspaper *Das Volk*, October 26, 1984 by W. Kiesel.

14 Many newspaper articles also bore witness to this, such as in *Das Volk*, local edition, October 21, 1986; and in *Volksmacht* November 8, 1986 (Schuster 1986).

15 This statement requires some contextualization that can only be offered to a limited extent here. It should perhaps be kept in mind that in addition to the activities of the *Jena 1806* group, the Cospeda 1806 memorial site had been in existence since 1956 and had an exhibition memorializing the battle. The memorial site stems from the private collection of Walter Lange (1887–1969), the proprietor of the tavern *Grüner Baum zur Nachtigall*. During Lange’s lifetime, he was hardly known by his actual name; instead, given the similarities in both stature and bearing with the namesake general, he was always called the ‘Napoleon of Cospeda,’ an appellation he gladly embodied for his guests and beyond his place of business as well. The memorial site has been redesigned several times since its initial conception, and has belonged to the Jena City Museum since the 1994 incorporation of Cospeda into Jena (Kaufmann 1996: 36–40).

16 Article found in the association history of the *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806*, glued in, undated.

The first glimpses of the formational phase exemplify that reenactment in the GDR provided a sanctuary for both actors from everyday life under socialism, one that allowed for a “meaningful hobby” (Mr Y.) and, thus, opened up space for thought.¹⁷ Political dissidence or even considering fleeing from the GDR were never options for our two interviewees – even when their many foreign contacts, such as those in France, might suggest otherwise. The ties between the actors and their hometowns and surroundings were too strong. This can be seen particularly in the case of Jena in the drive to erect and maintain memorial markers on the historic battlefield. Gerd Dietrich (2019: 1748) points out that in the 1970s and 80s, “on the fringes of local history, a relatively impartial pursuit of regional and local history [was] possible.” The focus on local and regional history demonstrated by the actors introduced here confirms this observation, although in its specific active, physical manifestation it requires further placement in the context of the GDR of that time. For a proper understanding of this context, it is important to note that from the end of the 1970s, the historiography of the GDR followed a modified integral approach with a more open view of history; one that transcended a concentration on the strict revolutionary tradition of history in the GDR.¹⁸ The very proposition of a socialist nation was, thus, not thrown into doubt, but instead it was intended that “the mediation of a more flexible, expanded view of history would especially promote an East German identity and consolidate the country.” (Dietrich 2019: 1723) The shift in the GDR to a national history of its own that was meant to strengthen the citizens’ awareness of and pride in the socialist state and nation was accompanied – and helped along – by a turn to the regional. It, thus, becomes clear why the reenactors had so much leeway in their pursuit of local and regional history and why they were apparently mostly left to their own devices politically.¹⁹

17 On the “tolerated ‘niches’” and the question of the extent to which the GDR could be considered an “abandoned society”, see Ralph Jessen (1995).

18 In this context, there is also a discussion about the differentiation between tradition and heritage (Dietrich 2019: 1724). Fundamental to this debate in the historiography of the GDR, see Meier and Schmidt (1988).

19 With the focus on local and regional history, the term *Heimat* (a connotatively rich German word for home or homeland) also comes more into view. In the context of the GDR, *Heimat* is a complex concept. As mapped out by Cornelia Kühn (2020), the leadership of the East German Communist Party kept itself distanced from traditional notions of *Heimat*. In the early days of the GDR, the concept of *Heimat* was reframed politically; regional allegiance and local identification were pushed to the back and traditional ideas and connotations were given new interpretations. As Jan Palmowski (2016: 27) points out, however, the political leadership of the GDR had recognized in the late 1960s that the sociological ideology “would be reinforced with cultural and historical roots if socialism and the GDR could be woven tightly together with the idea of ‘Heimat.’” *Heimat*-related practices that were meant to feed the socialist identity at the local level, and, thus, also undergird the (cultural) autonomy of the GDR, were increasingly valued. The exact nature of the relationship between the

There were, nonetheless, boundaries to this relative freedom enjoyed by the reenactors. Indeed, while Mr X. expressed more than once that “the Stasi didn’t cause any problems” over the group’s way of portraying history, he was, at the same time, of the belief that his activities were being observed by unofficial collaborators of the Ministry for State Security. This supposition is not far-fetched. The increasing discontent of the people of the GDR in the 1980s was mirrored by the growing interest of the Stasi in the activities of the Cultural Association, and the organization was subject to more intense scrutiny, which directly impacted the *Interessensgemeinschaft 1813*. Andreas Zimmer (2019: 517) pointed out that between February and November 1989, ‘Maik Gärtner,’ an unofficial collaborator, was a member of the *Interessensgemeinschaft 1813* and reported to the Ministry for State Security about the group. To what extent the developing reenactment scene had the attention of the state security apparatus, how the activities of the various Cultural Association groups were being monitored and what influence possible surveillance had on the shaping of the reenactment scene remain, for the time being, in the realm of research desiderata.²⁰

4. Line of Development in the FRG

In contrast to the development in the GDR, it seems that the desire to grapple with one’s ‘own’ local history while also getting involved with the ‘care’ of that history’s relics were not the driving force for the West German reenactment scene. The political scope in and under which it operated was also quite different. What follows is an outline of the scene’s formational phase in the FRG.

4.1 *The American Civil War and the Napoleonik – Pop Culture Inspiration and the Examination of One’s ‘Own’ History*

A group of enthusiasts staged the first battle reenactment in the FRG – or, at least, the earliest found in our inquiry – in 1985 on a military parade ground near the city of Baumholder in Rhineland-Palatinate. Mr A. and Mr B., who were then both active members in Western clubs and the organizers behind this first reenactment, called attention to the fact that their involvement in the scene – in contrast to the actors

upward valuation of the socialist concept of *Heimat* as a part of the debates around the historical theory of heritage and tradition in the GDR, and the practices of reenactment discussed here, for the time being remains a desideratum.

20 An initial glimpse into the surveillance activities of the Ministry for State Security is available at the website of the Ministry for State Security archive, where there are some documents to be viewed under the heading “‘Napoleon’ im Visier der Staatssicherheit. Wie das MfS auf preußische Traditionspflege reagierte” (“‘Napoleon’ in the Sights of State Security. How the MfS reacted to the Cultivation of Prussian Tradition”). Stasi-Unterlagen-Archiv. Accessed September 28, 2022. <https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/informationen-zur-stasi/themen/beitrag/napoleon-im-visier-der-staats-sicherheit/>.

in the GDR – was largely fueled by pop-cultural media representation of American history. Mr A. (born in 1964 in Rhein-Lahn-Kreis) reported in his interview that he was captivated as a child by American-produced Westerns, such as *Bonanza*, *Guns-moke* and *The Virginian*. Mr B. (born in 1955 in Rhein-Sieg-Kreis) shared a similar pattern of media consumption. In his interview, however, he also spoke of a changing awareness that was attributed to the turn in the 1970s that took the Western genre to the so-called *revisionist Western*, from the glorification of the heroic narrative in the former to the deconstruction thereof in the latter (Schneider 2016: 48–51). In this context, Mr B. found the previously solid good-versus-evil narratives had become more fluid, which led him to look more critically at historical events. At the end of the 1970s, in the years following the 200th anniversary of the founding of the American Republic in 1776, the treatment and depiction of US history in popular media experienced an upswing. New novels, films and TV productions brought new facets to the subject and offered new perspectives to the fans of the then already exceedingly well represented ‘Wild West.’ Shaped as they were by *Americanization* after the Second World War, (Lüdtkke et al. 1996; Maase 1992) along with older topoi such as a longing for America and *Indianthusiasm* (Kalshoven 2012; Lutz 2002) that were well served by pop culture in the postwar era, Mr A. and Mr B. met at a convention of various Western clubs in 1984. There, the idea to put on an American-style reenactment was given serious consideration.

By way of a detour through an intense preoccupation with US history, the two men formed connections to their ‘own’ German history. It was in this context that Mr B. “for the first time came across the Revolutions of 1848” and then looked into the historical pro-democracy movement in greater detail. He felt a growing desire to see a portrayal of German-born troops who had fought on the Union side in the American Civil War.

Even if the 1985 reenactment in Baumholder was indeed the first recreation of a military skirmish in West Germany, and given that the subsequently founded association *Union & Confederate Reenactors – Völkerkundlicher Verband für die Nachstellung nordamerikanischer Militärgeschichte* (UCR; ‘Union & Confederate Reenactors – Ethnological Association for the Reenactment of North American Military History’) made communication and access to the hobby easier, confining the scope of the West German reenactment interests and activities to the subject of the American Civil War would be shortsighted. As was the case in the GDR, enthusiasts in the FRG came together around both their common interest in the early 19th century and their desire to play it out. At the same time that the Civil War reenactors were founding a club based around their interests, those who were interested in the possibilities of Napoleonic reenactment were also forming an organization. The *Freundeskreis lebendige Geschichte* club was founded in February 1985 – several months before the Baumhol-

der reenactment.²¹ As one of the founders of the group (Mr C.) put it, it was people with various particular interests – “collectors of tin figurines, muzzle-loaders/black-powder shooters, American history buffs and local historians” – who came together in the mid-1980s in order to find “the palpable, visceral experience, understanding, and authenticity” that they were missing in the very hobbies that had brought them to the idea of reenactment. Mr C. and his fellow enthusiasts found out about reenactments “from the newspaper” or through “film productions that endeavored to be historically accurate. It stirred the curiosity,” and Mr C.’s group attended “events in Great Britain and far-away America.”²² That kind of contact with foreign countries in the West was, with a few exceptions (namely France and Belgium), difficult for the GDR reenactors interviewed; their network was, nonetheless, internationally positioned, with contact to Poland and Czechoslovakia.

A further significant group driving the development of the Napoleonic in West Germany was the *Napoleonische Gesellschaft – für europäische Kultur und Geschichte und lebendige Geschichtsdarstellung* (‘Napoleonic Association – for European Culture and History and Living History’) that was founded in 1988. Mr D. was a founding member and the association’s president until 1995. He is still a guiding force for the group today. Growing up in Osnabrück, Mr D. encountered local memorials during his school days in the mid-1950s and the 1960s during the ‘French period.’ In contrast to the Civil War enthusiasts among our West German interviewees, Mr D.’s interest in reenactment grew out of direct encounters with his own local history. This interest in history did not, however, like the actors/interviewees in the GDR, lead to him directly also reenacting history at home. Mr D. became familiar with this performative form of historically oriented culture abroad. Following an invitation from Great Britain in 1984, he came to participate in an event commemorating the Texas Revolution of 1835–36. Mr D. was also active in the Western scene – in the Osnabrück-based *Bocanora County Club*, whose events Mr A. and Mr B. also attended. By all accounts, the idea to found the UCR can be traced back to the common initiative of Mr B. and Mr D.²³ Mr D. was also an active participant in the Baumholder reenactment and served as the vice-president of the newly formed UCR.²⁴

While public reenactments in the GDR were already drawing large audiences in the early 1980s, it was the middle of the decade before the hobby had any perceptible public recognition in the FRG. That it was Civil War reenactors who were the first to

21 The *Freundeskreis* was founded on February 10, 1985 (the date the articles of association were submitted) and officially entered into the register of association at the district court in Frankfurt am Main on January 30, 1986 (Amtsgericht Frankfurt am Main, Vereinsregister, Auszug, VR8607).

22 Email correspondence with Mr C., May 2021.

23 This information comes from an autobiographical sketch composed on August 6, 2021, that Mr D. sent us by mail on August 12, 2021.

24 Amtsgericht Wiesbaden, Vereinsregister, Auszug, VR2381.

organize a reenactment in West Germany might be explained by the fact that the historical Central European battlefields were easier for reenactors to reach. Travelling to an international reenactment of a Napoleonic battle took relatively little effort. Attending a reenactment of the Battle of Waterloo was certainly in the realm of the doable, while the German Civil War reenactors would have faced a disparately large investment of time and money to travel to a reenactment at one of the historical sites in the United States.

4.2 Views of History and an Educational Mission – a Hobby Caught Between Self-awareness and External Perception

Views of history that, at first glance, seemed politically uncontroversial had considerable potential as common identity points around which the reenactors could rally. ‘Europe’ was emphasized from the very beginning in the West German Napoleonic scene; as a concept, an idea and occasionally even as a lived reality of international understanding. Mr D. referred to this more than once in his account to us. Europe, in this sense, is not only a geographical and historical region in which the events of the Napoleonic wars of liberation took place but also, at the same time, a cipher loaded with rivalling interpretations of meaning.

Mr D. sees reenactment as “a different kind of peace movement,” that hortatively brings to life the battles of earlier centuries – from before European unification and the establishment of European institutions. “In the process,” Mr D. continued, there developed “international friendships [...], that [serve] understanding and cooperation between former enemies.” This corresponds to the self-reported portrayals provided by the West German Civil War reenactors/interviewees, who also understand their activities to be antiwar interventions.

Superficially at least, the German actors differed here in their self-justification from those in other countries, especially in the United States. American reenactors, according to Dora Apel (2013: 246), knowing that their hobby is not exactly seen in a positive light by historians and wider society, find justification for what they do in that it teaches the public about history and/or is meant to honor the soldiers of bygone eras.

In the Napoleonic scene, the idea of international understanding blended with a sometimes very blatant pride in the accomplishments of ‘Europe.’ The process of unification following the Second World War and, on another level, the peaceful co-existence of countries that had also been at war with each other in the early 19th century, allows for a *leftist* reading of Europe as an open, multiethnic and multinational society, as well as for a different understanding that, already in the 1980s, was successfully spreading within New Right circles. ‘Europe’ was used in the latter as a code for a white ‘occident’ in the Spenglerian tradition, which carried with it a racially justified exclusion of ‘others’ of different ethnicities or nationalities (Conze

2005: 28). Both strands are also invariably present in European *realpolitik*, thus, a broad spectrum of comrades-in-arms could potentially feel addressed.

Our interview partners' understanding of history seems to be predicated by a 19th-century *bildungsbürgerlich* ('petty bourgeoisie') impetus. That reenactment in the German context was also connected with a certain educational mission came up in in Mr D.'s interview:

By travelling to and participating in the events, the members of the NG [Napoleonic Association] and [others in] the scene have the opportunity to get up close and personal at the most historical destinations and locations of the Napoleonic era, and to visit the museums there [...]. In my opinion every one of these is an educational trip.

The pedagogical claim here is derived from a supposedly deficient school education. As Mr D. criticized, "In school lessons, there are hardly lessons anymore about this era [the early 19th century]. Which strengthens us in our notion to bring people back to history through the presentation of living history." A more precise consideration is still needed as to what extent contemporary debates about the culture of memory and history may have shaped the actors' self-perception.²⁵ Their proximity to the efforts of Hilmar Hoffmann (1979) is, nonetheless, immediately obvious. Hoffmann was an influential politician for cultural affairs who worked rather tirelessly to drive forward the democratization of West German cultural institutions and, to put it succinctly, to make 'cultural education' accessible to all members of society.

The fact that the first documented reenactment in West Germany was held near Baumholder on a military training ground used by American troops was ultimately due to pragmatic considerations.²⁶ The gathering was slated for a long weekend because the participants worked during the week, and this arrangement allowed them more time to get to know each other and their roles. Additionally, a location had to be found that the participants could reach with minimal travel time and expense. The military training ground in Rhineland-Palatinate, which Mr B. was able to reserve through personal contacts, also guaranteed the isolation desired, as the reenactors wanted their first gathering to serve as a kind of "test firing" (Mr B.) and, so, did not want to attract any public attention. Because, according to Mr D.: "Others' perception of the hobby was quite varied. Some found the demonstrations very good and informative. Others opposed them, for whatever reasons." One contemporary newspaper article in the *Wetterauer Zeitung* (1988: 10) exemplifies such an instance of publicly expressed incomprehension of the hobby. Under the headline "400 Soldiers 'Played' Civil War," the paper published a report critical of the reenactment organized by Mr B.

25 Such as the "dig where you stand" slogan from Lindqvist (1979).

26 No roles were played by any US soldiers stationed in Baumholder. Our initial hypothesis that the actors could have possibly been Americans who were using the reenactment to try to recreate a bit of home for themselves, proved untenable as soon as we first spoke to Mr A. on the telephone.

The local mayor made his displeasure known and urged that such events should not be allowed in the future. The sometimes tendentious reporting in the contemporary West German press represented a significant contrast to the media response to the first reenactments in the GDR. As both Mr A. and Mr B. pointed out in their interviews, the West German reporting must be seen in its historical context. At the same time the Civil War reenactors were planning their first gathering, the terrorist acts carried out by members of the right-wing extremist group *Wehrsportgruppe Hoffmann* were getting a lot of media attention due to the ongoing trial of the group's leader, Karl-Heinz Hoffman, from September 1984 to the summer of 1986. The *Wehrsportgruppe Hoffmann* was known for performing armed military manoeuvres in uniform. The parallels to the reenactment hobbyists were at least superficially plausible and the public discreditation of reenactment as a glorification of war was, from an outsider's perspective at least, understandable. In the American context, James O. Farmer (2005) found that some reenactment groups openly flaunt 'white supremacist' ideologies. As Mr B. expounded upon in his interview, the reenactment scene in West Germany also attracted a right-wing following in part, from which they wanted to clearly distance themselves, whether by excluding conspicuous individuals or entire groups. How such lines were actually drawn in practice and to what extent they were successful in sanctioning extremist thinking in the scene is, so far, still unknown to us. Further interviews with participants are necessary to find out more.

5. Summary and Research Desiderata

We are aware that, based on our empirical material, there are no far-reaching conclusions we can draw. However, our first approach regarding individual cases can show that there were significant differences in terms of the structural development of the reenactment hobby and the actors' self-perception between the GDR and the FRG. If the touch points with concrete local, regional and national history in the West German reenactment scene were rather few, the preoccupation with local history was central to the reenactment of historic military operations in the GDR from the very beginning. While the first reenactment in the FRG near the city of Baumholder in 1985 was inspired by an episode in the American Civil War, skirmishes from the 1813 Battle of Leipzig had been reenacted at historic sites in Leipzig since 1979. The reenactment scene in the GDR focused on regional and local history, enjoyed growing popularity and was barely – at least at first glance – restricted politically. The interviewees in the FRG, on the other hand, felt themselves pressured to prove their legitimacy, which was called into question by a public discourse that assumed the scene to be adjacent to anti-democratic thought.

We could make note of many further aspects of the reenactment associations' founding histories, but we cannot delve further into them here. This arises primarily out of our choice to take an actor-centered approach that relies on what active participants

are willing to share of their memories, perceptions and reflections of the events. These perspectives are inevitably subjective and affected in the present by the interview situation. The meaningfulness regarding any wider context is therefore limited. Generalizing statements must be made carefully and with the necessary sound judgement. The limits of the approach chosen, using subjective insights into past events, bring, by implication, the research desiderata from this field into view that much more clearly.

To sum up, we will, therefore, mention desiderata that should most urgently receive the attention of future scholarship. It has already become clear that a basic historical classification of the reenactment phenomenon in the greater cultural and sociopolitical contexts of the 1970s and 1980s in both German states is still due. In the case of the GDR, the necessary viewing and evaluation of archive materials would have to be concentrated on the 'Foundation Archives of the Political Parties and Mass Organizations of the GDR in the Federal Archives' in Berlin, as well as on source materials in the Saxony State Archive in Leipzig, and the materials – apparently not yet catalogued – in the State Archive in Rudolstadt. Again, in the case of the GDR, future research projects will also have to deal on a much deeper level with the internal structures of the associations in question, and the surveillance of the activities conducted by the Ministry for State Security.

An account and analysis of the processes by which the actors from the East and West came together over the course of the immediate post-reunification period and during the 1990s would be a further research desideratum. References to this period of upheaval and new beginnings appear only marginally in our material so far. This is in allusion to the statement from Mr A., who only actively first encountered the Napoleonic scene during this period of political upheaval, but, nonetheless, remembers this time fondly. He did not take any notice of conflicts between East and West. With their many years of experience, the reenactors from the new (i.e. former East) German states had more knowledge at their command. According to Mr A., it was only with the opening up to the West and access to the necessary infrastructure that it became possible to obtain historically accurate equipment and thus to be able to do 'proper' reenactments.

The fall of the Berlin Wall in November 1989 indisputably signified an awakening for the German reenactment groups. It was now easier for those from either side of the former Iron Curtain to visit the other side, which was taken advantage of in the Napoleonic scene. While there had, indeed, been sporadic contact previously between the reenactors from the GDR and the FRG, the necessity of jumping through bureaucratic and political hoops for the necessary entry clearance had set very rigid limits on this kind of exchange.²⁷ According to the statements made by the interviewees, after the

27 Mr D. referred to two times he participated "in the Battle of Leipzig, when it was still the GDR" or "in the time before the fall of the Berlin Wall," for which he was required to secure permission from the topmost political authorities.

travel restrictions had been lifted – at the latest, with reunification in October 1990 – the West and East German scene mixed and met for the first time. The actors recounted unanimously the curiosity that fueled them to become acquainted with the other groups and sites. However, it was not an entirely harmonious exchange that was fostered. The meeting of East and West in the period directly following the fall of the Berlin Wall brought divergent worldviews to the reenactors' awareness. In addition to that, as implied by our interviewees, there were problems in the 1990s in identifying the shared organizational structures that could have helped the West and East German reenactment scenes integrate. How the reenactors ultimately experienced the reunification of the two German states, and to what extent the lifeworlds of the East and West German reenactment scenes found their way together during that time remains a research desideratum.

The assessment of a reenactor from Thuringia that was documented during a short interview in the field in May 2021 could be of interest to future scholarship. He was of the opinion that “reunification [...] has worked especially well for the hobby. The reenactment scene was not well liked in the West and only really blossomed after 1989. The people in the West had better contacts abroad. The joining of both worlds led to a real boom.” Whether this appraisal from the spring of 2021 is indeed to be read as the capstone of the unification process in the German reenactment scene remains to be determined. An open question here is what discussions in the 1990s specifically led to this point, and which aspects were negotiated by the actors from the East and West. It is not only about the organizational convergence of the different scenes. The negotiation process between East and West regarding the various imparted views of history and interpretations of the past should also be taken into consideration.

The ways in which transnational networks further impacted the development of the reenactment scene in Germany in the 1970s and 80s as well as in the years thereafter remains largely unexplored terrain. Networks determined and defined the realms of possibility in which reenactments could be conceived, especially regarding their public image. An active, globally networked reenactment scene emerged over the course of these decades and those that followed. The field of reenactment research remains wide open, with countless questions to investigate and challenges to face.

Literature

- Apel, Dora. 2013. “Violence and Historical Reenactment: From the American Civil War to the Moore’s Ford Lynching.” In *Violence and Visibility in Modern History*, ed. by Jürgen Martuschukat and Silvan Niedermeier, 241–261. New York: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9781137378699_13.
- Bendix, Regina. 2000. “Der gespielte Krieg: Zur Leidenschaft des Historic Reenactment.” In *Volkskultur und Moderne. Europäische Ethnologie zur Jahrtausendwende. Festschrift für*

- Konrad Köstlin zum 60. Geburtstag am 8. Mai 2000 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 21), ed. by Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 253–268. Vienna: Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie.
- Conze, Vanessa. 2005. *Das Europa der Deutschen: Ideen von Europa in Deutschland zwischen Reichstradition und Westorientierung (1920–1970)* (Studien zur Zeitgeschichte, 69). Munich: R. Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486596335>.
- Das Volk. 1986. "Ein Ereignis, das Geschichte machte, wurde auf dem Sperlingsberg lebendig." *Das Volk*, Lokalausgabe Apolda, October 21, 1986.
- Dietrich, Gerd. 2019. *Kulturgeschichte der DDR. Band III: Kultur in der Konsumgesellschaft 1977–1990*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. <https://doi.org/10.13109/9783666370878>.
- Drexler, Cindy. 2022. *Faszination Wilder Westen: Living History im Kosmos des Münchner Cowboy-Clubs* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 48). Münster and New York: Waxmann.
- Farmer, James O. 2005. "Playing Rebels: Reenactment as Nostalgia and Defense of the Confederacy in the Battle of Aiken." *Southern Cultures* 11: 65–67.
- Feest, Christian F. 1999. "Hobbyismus." In *Wörterbuch der Völkerkunde*. Revised and expanded new edition, 176. Berlin: Reimer.
- Friedrich, Frank. 1988. Arbeitsgemeinschaft Jena 1806: "Wir ehren den einfachen Soldaten." *Thüringer Neueste Nachrichten*, October 27, 1988.
- Groschwitz, Helmut. 2010. "Authentizität, Unterhaltung, Sicherheit: Zum Umgang mit Geschichte in Living History und Reenactment." *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*: 141–155.
- Heinz, Elmar. 2011. "Reenactment – die deutschen Brüder in Blau und Grau." *RWM Depesche* 1: 32–34.
- Herr, Wolfgang. 1986. "Sie sind die Garde von Finsterwalde: Aktive Arbeitsgemeinschaft Befreiungskriege 1813." *Neues Deutschland*, February 22/23, 1986.
- Hochbruck, Wolfgang. 2016. "Reenacting across six generations: 1863–1963." In *Doing History: Performative Praktiken in der Geschichtskultur* (Edition Historische Kulturwissenschaften, 1), ed. by Sarah Willner, Georg Koch, and Stefanie Samida, 97–116. Münster and New York: Waxmann.
- Hoffmann, Hilmar. 1979. *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Jessen, Ralph. 1995. "Die Gesellschaft im Staatssozialismus: Probleme einer Sozialgeschichte der DDR." *Geschichte und Gesellschaft* 21: 96–110.
- Jureit, Ulrike. 2020. *Magie des Authentischen: Das Nachleben von Krieg und Gewalt im Reenactment* (Wert der Vergangenheit). Göttingen: Wallstein.
- Kalshoven, Petra Tjitske. 2012. *Crafting "the Indian": Knowledge, Desire, and Play in Indianist Reenactment*. New York and Oxford: Berghahn.
- Kaufmann, Ernst. 1996. *Das alte Jena in seinen berühmten Originalen*. Jena: Quartus.
- Kiesel, W. 1984. "Restauratoren in Uniform." *Das Volk*, Wochenendbeilage, October 26, 1984.
- Kleßmann, Christoph. 2005. "Konturen einer integrierten Nachkriegsgeschichte." *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18/19: 3–11.

- Kühn, Cornelia. 2020. "Zwischen sozialistischer Propaganda und lokaler Idylle: Die politische Konzeption von Heimat in Ost- und West-Berlin in den 1950er Jahren." In *Heimat Revisited. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf einen umstrittenen Begriff*, ed. by Dana Bönisch, Jil Runia, and Hanna Zehschnetzler, 41–67. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110650624-003>.
- Lehmann, Albrecht. 2007. "Bewußtseinsanalyse." In *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2nd revised edition., ed. by Silke Göttisch and Albrecht Lehmann, 271–288. Berlin: Reimer.
- Lindenberger, Thomas, and Michael Wildt. 1989. "Radikale Pluralität: Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik." *Archiv für Sozialgeschichte* 29: 394–411.
- Lindqvist, Sven. 1979. "Dig Where You Stand." *Oral History* 7: 24–30.
- Lowenthal, David. 2015. *The Past Is a Foreign Country – Revisited*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139024884>.
- Lüdtke, Alf, Inge Marszolek, and Adelheid von Saldern, eds. 1996. *Amerikanisierung. Traum und Albtraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: Franz Steiner.
- Lutz, Hartmut. 2002. "German Indianthusiasm: A Socially Constructed German National(ist) Myth." In *Germans & Indians: Fantasies, Encounters, Projections*, ed. by Colin G. Calloway, Gerd Gemünden, and Susanne Zantop, 167–184. Lincoln and London: University of Nebraska Press.
- Maase, Kaspar. 1992. *BRAVO Amerika: Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren*. Hamburg: Junius.
- Maubach, Lisa. 2012. „Es war ja doch Arbeit“: Freizeit im Spannungsfeld zwischen Staat und Individuum am Beispiel der organisierten Numismatiker im Kulturbund der DDR (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 4). Münster et al.: Waxmann.
- Meier, Helmut. 2000. "Der Kulturbund der DDR in den 70er Jahren: Bestandteil des politischen Systems und Ort kultureller Selbstbetätigung." In *Befremdlich anders: Leben in der DDR*, ed. by Evemarie Badstübner, 599–626. Berlin: Dietz.
- Meier, Helmut, and Walter Schmidt. 1988. *Erbe und Tradition: Geschichtsdebatte in der DDR*. Cologne: Pahl-Rugenstein.
- Müller, Winfried. 2004. "Das historische Jubiläum: Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion." In *Das historische Jubiläum: Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, ed. by Winfried Müller, 1–75. Münster: Lit.
- N. A. n.d. Weitere Steine kommen hinzu. Thüringer Landeszeitung [no further publication details available; found in the *Arbeitsgemeinschaft Jena 1806* association history].
- Palmowski, Jan. 2016. *Die Erfindung der sozialistischen Nation: Heimat und Politik im DDR-Alltag*. Berlin: Ch. Links.
- Penny, Glenn. 2014. "Not Playing Indian: Surrogate Indigeneity and the German Hobbyist Scene." In *Performing Indigeneity: Global Histories and Contemporary Experiences*, ed. by Laura R. Graham and Glenn Penny, 169–205. Lincoln and London: University of Nebraska Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1d9nmw6.11>.
- Pleitner, Berit. 2011. "Living History." *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 62: 220–233.

- Rothberg, Michael. 2021. *Multidirektionale Erinnerung: Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung*. Berlin: Metropol.
- Schneider, Thomas. 2016. "Cowboy und Indianer – Made in Germany: Eine Skizze zu Rezeption und Produktion von Western-Filmen in Deutschland." *Volkskunde in Rheinland-Pfalz* 31: 11–52.
- Schröder, Hans Joachim. 2005. "Topoi des autobiographischen Erzählens." In *Leben – Erzählen: Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann* (Lebensformen, 17), ed. by Thomas Hengartner and Brigitta Schmidt-Lauber, 17–42. Berlin and Hamburg: Reimer.
- Schuster, Loni. 1986. "Geschichte wurde lebendig." *Volkswacht*, November 8, 1986.
- Sénécheau, Miriam, and Stefanie Samida. 2015. *Living History als Gegenstand historischen Lernens: Begriffe – Problemfelder – Materialien*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Stasi-Unterlagen-Archiv. N.A. "Napoleon" im Visier der Staatssicherheit. *Bundesarchiv Stasi-Unterlagen-Archiv*. <https://www.stasi-unterlagen-archiv.de/informationen-zur-stasi/themen/beitrag/napoleon-im-visier-der-staatssicherheit>. Accessed May 28, 2022.
- Tomann, Juliane. 2020. "Living History." *Docupedia-Zeitgeschichte*. Accessed November 25, 2021. doi: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok-1755>.
- Tomann, Juliane. 2021. "Einleitung." In *Historisches Reenactment: Disziplinäre Perspektiven auf ein dynamisches Forschungsfeld* (Medien der Geschichte, 4), ed. by Sabine Stach and Juliane Tomann, 1–26. Berlin and Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110734430-001>.
- Turski, Birgit. 1994. *Die Indianistigruppen der DDR: Entwicklungen – Probleme – Aussichten*. Idstein: Baum.
- Uhlig, Mirko. 2020. "Heimat und Reenactment: Ethnografische Fallbeispiele zur Anverwandlung von Welt." In *Heimat verhandeln? Kunst- und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, ed. by Amalia Barboza, Barbara Krug-Richter, and Sigrid Ruby, 273–288. Vienna et al.: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412515904.273>.
- Uhlig, Mirko, and Torsten Kathke. 2021. "Baumholder 1985 – das 'erste deutsche Reenactment': Zur Formierungsphase von Civil War-Nachstellungen in der Bundesrepublik Deutschland." In *Historisches Reenactment: Disziplinäre Perspektiven auf ein dynamisches Forschungsfeld* (Medien der Geschichte, 4), ed. by Sabine Stach and Juliane Tomann, 155–180. Berlin and Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110734430-007>.
- von Borries, Friedrich, and Jens-Uwe Fischer. 2008. *Sozialistische Cowboys: Der Wilde Westen Ostdeutschlands*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wenk, Karin. 1983. "Marketenderinnen reichten Trunk: Traditionsmarsch der Interessengemeinschaft 1813 zum Jahrestag der Völkerschlacht." *Neues Deutschland*, October 18, 1983.
- Wetterauer Zeitung. 1988. "400 Soldaten 'spielten' Bürgerkrieg." *Wetterauer Zeitung*, May 16, 1988.
- Zimmer, Andreas. 2019. *Der Kulturbund in der SBZ und in der DDR: Eine ostdeutsche Kulturvereinigung im Wandel der Zeit zwischen 1945 und 1990*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-23553-6>.

Forum

Wissenschaft als Beruf? Wege in/aus der aktuellen Krise des universitären Nachwuchses

Die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses hat sich aus vielen, ineinander verschränkten Gründen verschärft. Als Redaktion suchten wir nach einem Weg, das Forum für diese Thematik zu öffnen. Auf dieser Suche kam uns das Explorativ *studiolab. Arbeit an Arbeit* entgegen. Gegründet von einigen Mitgliedern der Kommission Arbeitskulturen der DGEKW und seither bereichert auch durch Mitglieder aus anderen Feldern, sowohl aus anderen Fakultäten als auch institutionenübergreifend, bot das *studiolab* an, als Aufschlag für die Thematik einen Text zu verfassen. Entstanden ist daraus das Manifold „Wie wir arbeiten (wollen)“ – eine Utopie, kulminierend in 17 Leitlinien des Arbeitens, die in einer Umgehung von Verwertungslogiken auf eine Aufwertung des Arbeitens und Austauschens im gemeinschaftlichen Wissen-Schaffen zielen. Die im Text evozierten Bilder und Metaphern wurden zusätzlich in eine Darstellung gebracht, womit zugleich das explorative, Formen und Inhalte gleichermaßen einsetzende Arbeiten des *studiolabs* vermittelt wird.

Die Redaktion hat sieben Fachkolleg:innen eingeladen, aus ihrer jeweiligen Position und ihren Erfahrungen heraus auf das Manifold einzugehen. Die Repliken zeigen bei all ihrer Unterschiedlichkeit gleichermaßen Vulnerabilitäten auf – erlebt und/oder bezeugt. Sie zeigen die Dringlichkeit von Reformen genauso wie die Gründe ihres Scheiterns. „Warum nicht mehr Wut?“, wird gefragt; alternative und zusätzliche Strategien werden genannt; „Wer ist dieses Wir, das hier zum Ausdruck kommt?“, lässt sich mehr als einmal lesen. Für Leser:innen dieses Forums wird erkennbar, dass alle in der Wissenschaft Tätigen zu dem Wir gehören (könnten und/oder sollten), das sich auf den Weg macht, konkret und kreativ an den Bedingungen wissenschaftlicher Berufstätigkeit zu arbeiten und gleichzeitig viele Räume für erfüllendes wissenschaftliches Tun (wieder) zu öffnen.

Die Forumsbeiträge waren bereits auf dem Weg in die Druckvorbereitung, als am 17. März 2023 das Eckpunkte-Papier des BMBF zur Überarbeitung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG) erschien, innert weniger Tage gefolgt von einer transdisziplinären, universitäre Stände übergreifenden Protestwelle, gipfelnd in einer kritischen Stellungnahme von Professor:innen unter dem Titel „Nivellierung statt Novellierung“ (<https://profsfuerhanna.de/>). Das vorliegende Forum könnte vor diesem Hintergrund nicht relevanter sein; die Beiträge suchen produktiv nach neuen Konturen und Konjunkturen von Arbeit in der Wissenschaft. Die Redaktion dankt

dem *studiolab* – über welches sich hier <http://www.dgv-arbeitskulturen.de/deutsch/konferenzen/studiolab/> mehr erfahren lässt – ebenso wie den Respondent:innen. Gemeinsam haben sie hier ein Forum aufgemacht, das, so hoffen wir, im Fach und über das Fach hinaus rezipiert wird und nicht nur in Diskussionsstoff, sondern auch Bewegung bis R/Evolution resultiert.

Die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.06>

Wie wir arbeiten (wollen)

studiolab. Arbeit an Arbeit*

Vor dem Hintergrund eines Lehrens und Forschens in Ruinen sind wir dabei, eine reparative Vision zu erarbeiten. Nachdem der Muff von tausend Jahren und seine Talare aus den Universitäten hinausgeweht wurden, ließ sich ein langer und produktiver Zeitraum mit innovativer Forschung und reflexiver Methodenarbeit im Vielnamenfach „EKW“ beobachten. Wir wurden von Erbsen-Zähler:innen zu Erbsen-Deuter:innen. Wir haben radikal mit positivistischem Wissen aufgeräumt.

Heute aber müssen nicht nur unsere Arbeiten in einem Drittmittelförderungswording eloquent gestreamlined werden. Marketing hat die von Bologna-Reformen erschütterte Alma Mater bis in die letzte Stabs- und Abstellkammer erreicht. Neoliberalisierung und die Umstellung von Tenure auf Tenure-Track verstärken die prekäre Lage. Vor lauter Drittmittelakquise bleiben Lehre und Forschung auf der Strecke. Auf unserer Ablage stapeln sich frische Ideen und abgelehnte Anträge. Die universitäre Welt ist auch weiterhin von feudalen Strukturen und Günstlingswirtschaft geprägt. Aber wir wollen unsere disziplinären Verwandtschaften selbst gestalten.

Wir haben Diskurstheorie gelesen. Wir wissen, dass die 1968er beim Marsch durch die Institutionen grandios gescheitert sind. Wie sollen wir angesichts aller destruktiven Kräfte und politisch wirksamer ‚Ismen‘, die von Ökologie bis Ökonomie unsere gegenwärtige Lage an den Universitäten bestimmen, souverän bleiben? Insbesondere, wenn wir durch unsere jeweiligen intersektionalen Positionierungen nicht in der Lage sind, ganz alleine Claims zu setzen und selbstbewusst aufzutreten.

Selbst in finsternen Zeiten finden sich hier und dort Keimzellen, kleine Auen und Lichtungen, aus und auf denen Neues wachsen kann. Wie in kanonischen Texten des Vielnamenfachs aus dem 19. Jahrhundert sprechen auch wir von Keimen. Aber uns

* Diese Autor:innenschaft schließt alle Menschen ein, die an der Genese dieser Thesen mitgedacht, -geschrieben und -gearbeitet haben.

geht es nicht ums Bewahren. Uns geht es nicht ums Märchenerzählen oder um Gespenstergeschichten. Uns geht es um eine radikale, gelebte Hoffnung, jenseits von Modernisierungstheorie, die nur ein Immer-weiter kennt, jenseits eines teleologischen (sozio-)technik-orientierten Lösungsansatzes. Wir erproben jetzt, im Miteinander des *studiolabs*, etwas Drittes zu leben, das uns stark macht, wachsam bleiben lässt und das System bereichert.

Die Geschichte wiederholt sich eben nicht. Nach intensivem Austausch über die Herausforderungen unserer Arbeitskontexte ist es uns gelungen, unsere Energie in etwas Positives zu lenken: Wir haben begonnen zu handeln, wir haben ein Haus gebaut. Wir gießen unsere Unzufriedenheit in ein fantasievolles, spielerisches und konstruktives Format: Im *studiolab* gibt es Raum und Zeit für die Anliegen, die uns als Wissenschaftler:innen und Menschen wichtig sind. Wir dürfen erleben, dass Zusammen-Arbeiten mutig macht. Das Teilen von Erfahrungen ist unser wichtigstes Reflexionswerkzeug. Community bedeutet Unterstützung. Ein alternatives Miteinander in der Wissenschaft ist möglich. Und unser Erleben im *studiolab* lässt uns glauben, dass diese Erfahrung und Praxis übertragbar ist auf das große Ganze und dessen Strukturen. „*WIE WIR ARBEITEN (WOLLEN)*“ ist gedacht als wütende Inspiration. Unsere Thesen sollen anregen und Mut machen, die Kultur des Zusammen-Arbeitens zu stärken und in täglichen Arbeitsumgebungen an Hochschulen bewusst zu gestalten.

WIE wir arbeiten wollen? Wir wollen mit Raum und Zeit für Lust und Frust, Mut und Wut, und gemeinsam statt einsam mit Fug und Unfug arbeiten. Daher üben wir uns in einer Utopie des Umgangs miteinander, um neue Umgebungen für uns in einem mehr-als-menschlichen Miteinander zu finden.

1. Unser Haus hat Agency. Es bringt uns zur (Selbst-)Sabotage und schützt uns vor der vollständigen Vereinnahmung durch Verwertungslogiken. Das Haus gibt uns Raum für unsere eigenen, gemeinsamen, experimentellen Logiken, Semantiken, Modi und Tempri.
2. Wir arbeiten als Kolleg:innen, die entlang ihrer Netzwerke zusammenkommen. Unsere Verbindungen werden wertgeschätzt. Sie können bleiben, sich lösen, sich verändern und erweitern.
3. Wir formen unsere Arbeitsumgebung aktiv. Wir gestalten die (R)Evolution des Wissen-Schaffens mit.
4. Wir arbeiten gewalt-sensibel. Wir sind uns der Potenziale zu verletzen, ungerecht zu sein und auszuschließen bewusst und bemühen uns, diese anzusprechen und gemeinsam auszuhandeln.
5. Wir übernehmen Verantwortung. Wir schaffen einen Raum, in dem wir die Zeit und die Bedingungen gestalten, über unsere eigenen Kräfte und (Führungs-)Rollen zu sprechen. Wir machen uns vulnerabel, handeln aus, beraten uns und zweifeln miteinander, wie wir Haltung ausloten können. Wir lernen zu teilen. Dies fördert unsere Professionalität.

6. Wir halten die Regeln, mit denen wir arbeiten, transparent. Gemeinsam gestaltete Regeln fördern Identifikation und Verbindlichkeit. Solidarität stattet uns mit Souveränität aus.
7. Wir stellen jede Frage, die uns wichtig ist. Wir nehmen uns Zeit und Raum, unsere Antworten zu hören, zu diskutieren oder auch die Frage offen stehen zu lassen.
8. Wir arbeiten strategisch, aber nicht opportun. Bei aller Rhetorik und Selbstökonomisierung, die hinter Formen der Arbeitssozialisation wie Coaching oder Führungskräfte-Training liegen, gibt es gute Gründe, an Werten, Wertung und Wert von Führung zu arbeiten. Führung ist nicht intuitiv.
9. Wir arbeiten für die Zusammenhänge, die wir erforschen. Wir wollen in Teamarbeit und Kollegialität, die wir schätzen gelernt haben, Wissen schaffen. Diese Modi möchten wir in den Räumen unseres alltäglichen disziplinierten Arbeitens – und darüber hinaus – leben.
10. Wir wissen, wir sind Teil der Strukturen. Wir bauen sie mit, bauen auf ihnen auf, bauen sie auseinander und bauen sie um.
11. Wir finden in unserem Miteinander Räume, Strategien und Wege, kapitalistische Verwertungslogiken nicht zu reproduzieren. Wir wollen nichts produzieren, nur damit es verwertet wird.
12. Wir sind mutig. Wir packen das Glück beim Schopf und schütteln es, bis es alle(s) erfasst hat. Wir wollen kein Glück haben müssen, um glücklich bei dem zu sein, was wir tun.
13. Wir sind solidarisch. Wir sorgen für uns und andere. Wir sind nahbar, zugewandt und warmherzig im Umgang miteinander. Wir fragen nach Hilfe und nehmen sie an.
14. Wir möchten gute Lehre, gute Forschung, gute Netzwerkarbeit, gute Drittmittelwerbung und gute Wissenschaftspolitik machen. Es ist aber Mumpitz, alles in einer Person vereinen zu müssen.
15. Wir halten inne und reflektieren. Für unsere Arbeitskultur brauchen wir alternative Variationen, um hegemonialen Strukturen und Zusammenhängen entgegenzuwirken. Das gilt insbesondere in kleineren Fächern, in denen große soziale Nähe herrscht.
16. Wir wissen, dass wir nicht alles wissen. Wir wissen auch, dass geteiltes Wissen mehr, und geteiltes Unwissen weniger wird. Als Konsequenz arbeiten wir zusammen. Wir entscheiden, wo, wann und wie wir uns jeweils einbringen wollen.
17. Wir arbeiten multimodal. Wir bauen on- und offline an neuen Räumen des Wissens und der Wissensproduktion. Wir experimentieren mit unterschiedlichen Medien, Darstellungsformen, Formaten, visuellen Elementen und Materialien. Das sieht zum Beispiel so aus:



Wir als *studiolab*. *Arbeit an Arbeit* arbeiten schon heute daran, diese Utopie zu leben.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.07>

Sven Bergmann

Arbeit. Widersprüche. Noch (k)ein Streik

Ich freue mich, dass unter Kolleg*innen wie *studiolab* über Alternativen jenseits des Normalbetriebes nachgedacht wird. Gerade in der Pandemie, der Störung par excellence, begegnete mir eher die Immer-Weiter-Performance: in ständig müden Gesichtern auf Zoom-Kacheln (meins gespiegelt und eingeschlossen). Dieses vollkommene Am-Ball-Bleiben statt mal Innezuhalten, irritierte mich, während (so zumindest im ersten 2020er-Lockdown) für kurze Zeit der Verkehr und die Fabriken fast stillstanden, andere Menschen ausschließen oder spazieren gingen und die Krokusse blühten. Dabei lernten wir, dass unsere ach so wichtige Arbeit nicht zu den kritischen Infrastrukturen gehörte, für die noch Kinderbetreuung angeboten wurde. Durch die schnelle Umschaltung auf Online-Arbeit, -Lehre, -Sitzungen wurden Arbeits- und Reproduktionssphäre noch entgrenzter als zuvor gelebt: Ich arbeite hier in meinem Zuhause – aber auch in dem Zuhause meiner Mitbewohner*innen oder Kinder – die Folgen davon sind noch nicht abzusehen.

Studiolabs Manifest besteht aus Bestandsaufnahme, Wendung und einem Programm. Ich schätze den revolutionären Funken darin, der gewiss manchmal unterschiedener blitzen könnte. Es erinnert mich an Gramsci, auch wenn es abgegriffen klingt: „Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens“. *Studiolab* betont, dass es einen langen und produktiven Zeitraum im Vielnamenfach gegeben hätte. Welche Zeit meint ihr damit? Ich vermute die Jahrzehnte zwischen den 1970er-Hochschulreformen bis zu Bologna? Oder wie es Heinz Steinert einmal so schön ausdrückte, die westdeutsche Nachkriegs-Universität als „Betriebsunfall der Geschichte“. Wie auch immer wir diese Zeit bewerten wollen – ich würde das eher als offene Frage formulieren –, sie wird ab den 1990er Jahren vom (in Deutschland verspäteten) Neoliberalismus überlagert. Der wird auch bei *studiolab* als Hauptfeind

ausgemacht, wengleich das Gespenst des Feudalismus immer noch sein Unwesen treibt. Hier scheint mir genau die Krux zu liegen, die das Terrain so erschwert. Wären es „nur“ knallharte neoliberale Bedingungen, dann wüssten wir wenigstens, woran wir wären, oder „nur“ feudale Bedingungen, dann könnten wir sie besser ins Leere laufen lassen. Es ist die Liaison zwischen Neoliberalismus und Feudalismus, die so nervt, die keine erwachsenen Menschen an Universitäten außerhalb der Professur kennt, nur Nachwuchswissenschaftler*innen, auch wenn diese fast schon ein Senior*innen-Ticket besitzen.

Ich bin vor zwei Jahren (kurz vor dem Zuschlagen des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes) als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum entfristet worden (nach ca. 16 Jahren Stipendien, befristeten, meist halben Stellen, eigenen Drittmittelprojekten, unterbrochen von zwei Elternzeiten und dreimaliger Überbrückung mit Arbeitslosengeld I und II). Ich kann mich nicht beschweren, ich sollte zufrieden sein – und d'accord, es ist eine bessere Ausgangssituation als vorher. Als einziger Akademiker in meiner Verwandtschaft werde ich jetzt im mittleren Alter beglückwünscht, dass ich nun endlich mal meine „Ausbildung“ und diverse „Praktika“ beendet habe. Freilich lohnt sich ein Blick auf die materiell-symbolische Situation so einer Entfristung. Von mir wurde gefordert, einen Fünfjahresplan an anvisierten Drittmittelprojekten einzureichen, der einer Bewerbung auf eine Professur würdig gewesen wäre. Aber man trägt ja vieles mit Humor. Was leider humorlos blieb, war die Abwicklung. Es war kein Fest. Mein Antrag auf Entfristung wurde lange nicht bewegt, als ich dann eine Zusage bekam, war es nicht so: „Hey gute Arbeit, wir wollen Sie und ihre Ideen wirklich weiter haben“, sondern fühlte sich eher an wie: „Nun ja, okay, wir behalten Sie halt länger“. Wie ein Gnadenbrot, wonach man sich schon etwas schlecht, schuldig oder demütig fühlen soll.

Diese Mischung, das Unmögliche in der Zukunft zu verlangen (Drittmittel-Versprechen auf Lebenszeit) bei gleichzeitiger Nicht-Anerkennung des schon Erbrachten erinnert an die Diagnose der Kontrollgesellschaft bei Deleuze: das „Nie-Fertig-Werden“. Um das Gemachte geht es nicht mehr, schon gar nicht, es mal zu feiern oder zu reflektieren – dafür gibt's keine Punkte in der Evaluation. Als Teil der Leibniz-Gemeinschaft werden in meiner Institution einmal im Jahr sogenannte Programmbudget-Gespräche geführt, wo zukünftige und erwartbare (verwertbare) Leistungen abgefragt werden.

Genug lamentiert. Zurück zur Frage: Wie wollen wir arbeiten? Oder wollen wir wirklich so viel arbeiten? *Studiolab* starten ihr Manifest sehr Anna Tsing-ish und es wird eine reparative Vision eines Lehrens und Forschens in Ruinen vorgeschlagen. Von Tsings *Matsutake*-Buch habe ich viel gelernt, mich aber gefragt, ob ihre Vision politisch trägt: Was bedeutet dieses Leben in Ruinen? Können wir nicht nach mehr streben, als in „Orientierungslosigkeit“ und „Verzweiflung“ zu arbeiten und zu leben

und auf Krokusse zu hoffen? Welche Arten von kollektiven Aktionen werden durch so eine Perspektive vorgeschlagen und eröffnet?

Studiolab schlagen neue Verwandtschaften, Keime, Häuser und 17 Punkte vor. Ich kann mit den meisten etwas anfangen. Es sind Perspektiven des Zuhörens, des Zeit-Nehmens, der Sorge, der Entschleunigung, der Kooperation und der Solidarität. Solidarität, wie sie von Bini Adamczak definiert wird: als relationale Kraft zwischen uns, damit wir einander nicht egal sind. Nur: Wann sollen wir diese 17 Modi eines besseren Arbeitens alle tun? Gerade weil die Infrastrukturen verwundbar geworden sind, wann sollen wir diese Reparatur- und Instandsetzungsarbeiten leisten? Wer sorgt sich dann um uns und unsere Angehörigen? Wird hier nicht die ganze Verantwortung, Reflexion, Care-Arbeit zu neuem Stress? Wollen wir wirklich so viel arbeiten? Ich will auch weniger arbeiten, weniger entgrenzt arbeiten, weniger (digital) verfügbar sein.

Es bleibt paradox: Ich gehe diese Woche zum Klimastreik, zu dem Fridays for Future aufruft, und werde dort meine Schulkinder treffen. Nur bin ich dann im Gegensatz zu ihnen nicht im Streik, sondern habe aufgrund von Überstunden, die abgebaut werden müssen, Freizeitausgleich genommen. Das heißt, es juckt niemand, wenn ich an diesem Freitag streiken werde. Mein Streik wird erst dann relevant, wenn deswegen ein Antrag nicht eingereicht wird oder er die Evaluation gefährden würde. Oder konkret im solidarischen Alltagshandeln: Was machen wir mit Kolleg*innen, die wegen des WissZeitVG rausfallen (werden)? Sind wir dann alle traurig oder geben wir von unserer Stelle oder unserem Lohn etwas ab oder... – Symptome kurieren statt Systeme abschaffen? Hier vermisse ich den Antagonismus bei *studiolab*, den Stachel, die Arbeit am Widerspruch.

Ein paar Vorschläge:

1. *Von der Bestandsaufnahme zur militanten Untersuchung*: Wie sehen unsere Arbeitsverhältnisse aus? Wie sahen akademische Arbeitsverhältnisse aus, als Drittmittel noch etwas Außergewöhnliches waren (und im Osten der Mittelbau noch entfristet war)? Um die Elemente von Feudalismus und Neoliberalismus besser zu fassen, wäre die militante Untersuchung unserer Arbeitsverhältnisse ein erster Schritt – und von Marx' Fragebogen für Arbeiter über operaistische und feministische Ansätze sind so viele Methodenkoffer schon vorhanden.
2. *In der Wendung konkrete Kämpfe der Solidarität identifizieren*: Zwar wirkt der akademische Mittelbau als träge Masse, aber vielleicht gibt es sie ja doch, die lohnenden, die versteckten, die aktiven und passiven Kampferfahrungen, insbesondere gegen das WissZeitVG. In Frankfurt fand ich die Anfänge der alternativen Gewerkschaft „unter_bau“ vielversprechend, auch weil sie sich auf alle Beschäftigungsverhältnisse in der Universität bezogen haben. Die wichtigsten Impulse kommen hier zudem aus Ländern, in welchen sich die Krisen der letzten 15 Jahre stark auswirkten, aber auch neue soziale Kämpfe ausbildeten.

3. *Noch mehr Praktiken etablieren, die kreative Sprengkraft haben* – die auch woanders anecken und auch mal wehtun, den Finger in die Wunde legen, an denen kein leichtes Vorbeikommen ist: Das ist gar nicht so schwer. Das feministische und anti-koloniale „Civic Laboratory for Environmental Research“ in Neufundland schuf neue Regeln für Gerechtigkeit in der Autor*innenreihenfolge von Artikeln. Das ist überhaupt nichts Großes, aber dennoch birgt es unglaublich viel Sprengkraft gegenüber einem akademischen Spiel, das jahrzehntelang Hierarchien verdichtete. Ansonsten gründet zwei, drei viele *studiolabs*, schafft neue Relationen!

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.08>

Sabine Hess

Doing University Otherwise

„I am no longer accepting the things I cannot change. I am changing things I cannot accept.“ Mit diesem Spruch von Angela Davis, gedruckt auf der gläsernen Eingangstüre, empfing mich erst kürzlich das Sozialwissenschaftliche Department der Universität Leuven. Auch Stuart Hall oder Elinor Ostrom waren mit kurzen knackigen Sprüchen auf weiteren Eingangstüren zu dem Universitätsgebäude zu finden, die alle die Frage politisiert aufwarfen, was für eine Art von wissenschaftlicher und theoretischer Praxis hinter den Türen vonstattengehen könnte. Ich war freudig irritiert von diesen expliziten Statements, die Theorie- und Wissensproduktion in den Horizont gesellschaftlicher Veränderung einbanden, und realisierte gleichzeitig die Kluft zwischen dem erlebten Universitätsalltag und den Sprüchen derartiger Wissenschaftsikonen. In diesem Sinne ist dem Autor:innenkollektiv *studiolab* für ihre Schrift „Wie wir arbeiten wollen“ zu danken, die Frage nach den Produktionsbedingungen des Wissenschaffens an deutschen Universitäten in aller Wut und mit allem Mut neuerlich aufzuwerfen und mit dem *studiolab* eine Vision zu skizzieren, wie im Hier und Jetzt eine „Kultur des Zusammen-Arbeitens“ stärker und bewusster gestaltet werden könnte: solidarisch, kollegial, in Netzwerken, gewaltsensibel und kritisch-reflektiert gegenüber Selbstökonomisierungs- und Verwertungslogiken – das alles klingt gut, ist überfällig; es erinnert mich auch an vergangene Versuche, wie an das 2010 verfasste Templiner Manifest der GEW, mit welchem sie insbesondere die Prekarisierung des Mittelbaus und des Karrierewegs „Akademiker*in“ durch die Politik der Zeitverträge anzugreifen versuchte. Davor war es zu Beginn der 2000er Jahre die EuroMayDay-Bewegung quer durch Europa, die Fragen der Prekarisierung von Arbeit und Leben und dabei auch den Umbau der Universitäten zur „knowledge factory“ fantasievoll auf der Straße problematisierte. Einige aus dem weiten Feld des Vielnamenfaches können sich sicherlich an

das eine oder andere erinnern, wenn sie nicht selbst an Protestaktionen aktiv beteiligt waren als eine Form der Kollektivierung und Politisierung der Kritik an der Neoliberalisierung der Arbeitsbedingungen auch an den Hochschulen. Doch eine große Protestwelle an den Universitäten sowie eine intensive Debatte und Solidarisierung von Fachgesellschaften blieb und bleibt aus. Seitdem sinkt die Grundfinanzierung der Universitäten durch die Länder konstant weiter, und der Drittmittelanteil ist weit über ein Drittel der Finanzquellen gestiegen. Die Prekarisierung von Karrierewegen nimmt auch nicht ab, sondern zu mit dem bundesweit feststellbaren Trend der systematischen Absenkung von Professuren auf W1 und ihrer Befristung; die Quantifizierung des Wissens-Outputs von Forschung und Lehre sowie die scheinbare Objektivierung und Messung durch Leistungskriterien auf allen Ebenen universitären Arbeitens und damit die kompetitive Anordnung von allem und jeder* auch. Angesichts des ruinösen Treibens im Großen sich – wie der Aufruf von *studiolab* intendiert – auf eine Veränderung der eigenen wissenschaftlich, universitären Praxis zu konzentrieren, ist charmant und in vielerlei Hinsicht sicherlich auch realisierbarer; denn wer steht uns in den Instituten und Forschungseinrichtungen eigentlich im Wege, wissenschaftliches Arbeiten (und Leben) anders zu tun, als wir es oftmals vorgelebt bekommen, verstrickt in hierarchischen, konkurrenziellen Arbeitszusammenhängen? Oftmals wir selbst, wenn wir ehrlich sind. Sicherlich wäre es begrüßenswert und schön, wenn jene mit Namen, Finanzen, Macht und Einfluss auch ermöglichende und förderliche Umwelten bauten für kollektive solidarische Formen des Zusammen-Arbeitens und „Karriere“-Machens; aber darauf sollten *studiolab* und alle anderen Netzwerke, die den Wunsch gar nicht so unrealistisch finden, auch im universitären Kontext Ethiken der Sorge und der Empathie zu praktizieren, nicht warten. Den unermesslichen Wert wertschätzender Netzwerke und Verbindungen (auch hinsichtlich guter, innovativer akademischer Forschung!) habe ich selbst immer wieder im Rahmen bspw. des von mir mitgegründeten „Netzwerks kritische Migrations- und Grenzregimeforschung“ erfahren können – allerdings um den Preis, sich nicht an den etablierten hegemonialen Bemessungsritualen der Akademie orientieren zu können. Und Netzwerkarbeit ist zeitintensiv, wertschätzende solidarische, kollegiale Netzwerke entstehen nicht einfach. Auch wenn ich naturalistische Boden-Metaphoriken von Keimen und Wurzeln nicht ohne Nebengeschmack über meine Zunge bringe, dennoch macht es Sinn, das Bild der Pflege, der Pflege von Keimlingen, hier aufzurufen. Auch vor Ort habe ich daher das Labor für kritische Migrations- und Grenzforschung gegründet als einen Raum der gemeinsamen Debatte und des intensiven Austauschs auf Augenhöhe, als einen Ort der kollektiven Wissensproduktion und der Selbstorganisation von PhDs und PostDocs, wo wir – und das sage ich explizit – zusammen lernen und entwickeln, was es heißen könnte, sich aus einer ethnographischen, anthropologisch informierten Perspektive kritisch forschend mit den Migrations- und Grenzpolitiken zu befassen. Dabei war es bereichernd, die Grenzen des Faches und des konkreten Ortes sowie oftmals auch der

Universität als solcher zu durchbrechen und sich mit Kolleg:innen und anderen Hubs in Europa zu verknüpfen, die etwas Ähnliches versuchen.

In diesem Sinne komme ich immer wieder beim Lesen von „Wie wir arbeiten wollen“ zu dem Punkt zurück, mich zu fragen, wer eigentlich das „Wir“ ist, das sich hier Solidarität verspricht, welches das „Glück am Schopf packen“ will und das sich in einer „langen und produktiven“ Geschichte des Vielnamenfaches „EKW“ verortet. Wenn ich mich in diesem Fach umschaue, dann ist dies selbst gute 70 Jahre nach dem ersten Anwerbevertrag – nur um eines der Daten herauszugreifen, welches unsere Gesellschaft definitiv zu einer Einwanderungsgesellschaft und damit zu einer „superdiversen“ Gesellschaft gemacht hat, um mit Steven Vertovec zu sprechen – immer noch sehr weiß und je höher der Status auch relativ stark männlich, wie insgesamt die Universität. Universitäre Wissensproduktion in Deutschland findet auch immer noch an grundständig finanzierten Hochschulen statt und ist bis auf wenige Ausnahmen wie in den Genderstudies oder der Rassismuskforschung auch noch nicht von Schmutzkampagnen bis hin zur staatlich orchestrierten Kriminalisierung und Schließung konfrontiert. Was hält uns also ab, universitäres Arbeiten und Forschen anders zu machen, unsere Gütekriterien „guter Wissenschaft und Forschung“ als Fach offensiv anders auszubuchstabieren? Und das bedeutet nicht, keine Drittmittelprojekte mehr zu machen oder arm zu werden, nur sind es vielleicht Drittmittel, die in den universitären Rankings nicht als die der klassischen Wissenschaftsforschung bzw. als kompetitiv anerkannt werden. Um jedoch damit nicht alleine dazustehen, bedürfte es einer breiteren und öffentlich wahrnehmbaren Diskussion. Aber die Gründung von ein, zwei, vielen *studiolabs* ist ein gewichtiger Anfang hiervon ...

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.09>

Joachim Baur

Sind wir zusammen oder ist es ein Projekt?

Ich bin neu an der Dortmunder Uni. Und es gefällt mir hier eigentlich ganz gut. Die letzten zwölf Jahre habe ich als freier Kurator in der projektbasierten Polis verbracht, Ausstellungen gemacht, Museen beraten, heute hier, morgen dort. Mein Büro liegt in Berlin-Kreuzberg, ein klischeehaft schöner Industriebau, Spuren des Zweiten Weltkriegs inklusive. Früher Manufaktur mit Schweiß und Disziplin, heute Kreative mit allem, was dazugehört. Eine 130 Jahre alte Uhr am Portal mahnt allen Ernstes: „Die Stunde ruft: Nütze die Zeit“. Man nickt ihr beim Kommen morgens um 10:00 nur halb ironisch zu.

„Kurator“, das ist nicht irgendein Beruf. Wer sich so nennt, ist ein Geschöpf, eine Ausgeburt des „neuen Geists des Kapitalismus“. Das paradigmatische Netzsub-

jekt: kreativ und proaktiv, risiko- und kontaktfreudig, begeisterungs- und wandlungsfähig, stets dem Neuen zugewandt. Ich habe das Etikett lange vermieden und mich hemdsärmlicher Ausstellungsmacher genannt. Aber es hilft und hilft ja nichts: stimmt so. „Freier“ Kurator macht die Sache noch schöner. Als Freiberufler bist du frei, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens Aufträge zu jagen, nachmittags Themen und Menschen zu fischen, abends Netzwerkzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie du gerade Lust hast. Entscheidend ist, dass du nie Jäger, Fischer oder kritischer Kritiker wirst. Flexibilität ist das totale Gebot. Ich habe das immer gut und erschreckend gerne gemacht.

Was ist jetzt anders? Ich pendle im Semester DiMiDo nach Dortmund. Einzelbüro statt Großraum, Einrichtung in Abstimmung mit der Beschaffungsstelle. Neuer Takt, in der Woche, übers Jahr. Zusammenarbeit mit einer größeren Zahl und Spanne an Menschen: Studis, Verwaltung, Institut, Fakultät ... Dafür flüchtiger, mehr Nebeneinander, weniger day-to-day. Hierarchien steiler (allein die Titel), aber auch zu gewissem Grad justierbar (zumindest von oben). Zielstellung, Timelines und Erfolgskriterien weniger fix. Feedback weniger greifbar. Auftraggeber im engeren Sinn fehlen. Wahl von Kooperationspartner:innen ziemlich frei.

Noch immer überrascht mich, dass jeden Monat ungefragt Geld auf meinem Konto landet, viel Geld, ohne Ende. Zwei Punkte dazu: 1., offensichtlich: Meine Lage als Prof. ist eine grundlegend andere als die der meisten, mit denen ich an der Uni zusammenarbeite. 2. Der Wechsel vom Freiberufler zum Beamten hat viele Rahmenbedingungen meiner Arbeit, nicht zuletzt die Form der ökonomischen Vergütung, wesentlich verändert. Die Einstellung zur und die Subjektivierung durch Arbeit blieb, soweit ich bislang sehe, bemerkenswert ähnlich. Wahrscheinlich wird man nicht von einem aufs andre Jahr ein anderer; wahrscheinlicher noch: Die projektbasierte Polis sieht hier nur ein wenig anders aus.

Damit zu uns. Ich teile das Anliegen des Explorativs *studiolab*: Der „Austausch über die Herausforderungen unserer Arbeitskontexte“ ist wichtig, „Arbeit an Arbeit“ ist dringend geboten, gerade an der Universität. Und praktische Versuche, die Dinge anders zu machen, insbesondere in Formen der Organisierung, kann es nicht genug geben.

Regina Bendix und Anne Dippel haben aber um einen „meinungsstarken“ Kommentar gebeten. Deshalb: Ich fürchte, ich verstehe nicht komplett, worauf das Manifest zielt. Die teils verkitschte Sprache und die bukolischen Bilder („kleine Auen und Lichtungen“) bleiben mir fremd (Merkposten: reflektieren, warum). Ich verstehe nicht, welches „System bereichert“ werden soll, und bin – bei aller Sympathie gegenüber der Analyse und Gestaltung von Räumen, auch gegenüber verräumlichten Metaphern – nicht überzeugt, dass das herbeizitierte gemeinsame „Haus“ wirklich trägt. Ich weiß nicht, welche „Verwertungslogiken“ (die zu kritisieren per se nie schadet) konkret gemeint sind, worauf die Kritik sich also richtet. Und wer ist über-

haupt das unterbestimmte „Wir“, das hier spricht und in dessen namenlosem Namen gesprochen wird? Sitzen „wir“ alle in einem Boot? Was ich erkenne, ist der Wunsch nach einer anderen „Kultur des Zusammen-Arbeitens“. Ich bin nicht lange genug in diesem Geschäft und auf einer zu privilegierten Position gelandet, um ganz fassen zu können, von welchen Erfahrungen der Wunsch zeugt. Natürlich weiß ich um die hochgradig prekäre Lage der meisten Kolleg:innen. Sicher sehe ich die Hierarchien und Lotterien, von denen Leben und Arbeit an der Universität vielerorts geprägt sind. Zweifellos erfahre ich die Spannung, oft auch Überforderung durch verschiedene Rollen in Forschung, Lehre, Strukturarbeit, Kommunikation etc. (wobei, Anti-Mumpitz: Be careful what you wish for). Auf dieser Ebene bin ich ganz dabei. Mehr Wertschätzung: ja! Macht-, gewalt- und diskriminierungssensible Strukturen: unbedingt! Mehr Zeit und Raum: auf jeden Fall! Kollegialität, Nahbarkeit, Transparenz und gegenseitige Hilfe: nur her damit! Solidarität: äh, klar! Das einzufordern und praktisch werden zu lassen, ist viel – und jede Initiative in dieser Richtung zu begrüßen.

Zugleich kann die Frage „Wie wir arbeiten (wollen)“ nicht in einer „Utopie des Umgangs miteinander“ aufgehen. In diesem „Miteinander“ – mit sieben Nennungen eines der häufigsten Wörter im Text – bleibt die Utopie in Teilen stecken. Manches wirkt arg aufs Zwischenmenschliche reduziert, auch auf Harmonie gestimmt, mitunter fast privatistisch, ein wenig Vision „in der 1. Person“. Wo bleibt der Konflikt, wo bleibt die Politik?

Das Explorativ *studiolab* reflektiert seine Position als „Teil der Strukturen“, die es mit- und umzugestalten sucht. Zugleich reproduziert es an vielen Stellen, beginnend mit seinem Start-up-taugliche Namen, die Ideologeme des Netzwerkkapitalismus und seiner schönen neuen Arbeitswelten. Das immerwährende „bleiben, sich lösen, sich verändern und erweitern“, das der Text als fluiden modus operandi vorstellt, entspricht ganz dem neoliberalen Diktat der Flexibilität, das etwa massenhaft befristete Stellen selbstverständlich macht und erkämpfte Rechte als Innovationshinderung verkauft. Das am Eingang des gemeinsamen Hauses annoncierte Leitmotiv „Under Permanent Construction“ lässt sich vor diesem Hintergrund durchaus als Drohung verstehen. Hier rächt sich auch die eingangs hingeworfene Fehleinschätzung, wonach „die 1968er beim Marsch durch die Institutionen grandios gescheitert“ seien. Nein, sie waren mit ihrer „Künstlerkritik“ eminent wirkungsvoll. Unter anderem deshalb haben wir jetzt den innovativen Salat.

Die Fragen müssten demgegenüber (auch) lauten: Wie können instituierende Praktiken beschaffen sein und geschaffen werden, die sich diesem (nicht mehr ganz so) „neuen Geist des Kapitalismus“ entziehen? Wie lässt sich über Arbeit sprechen und Arbeit anders gestalten, ohne das nächste schillernde Projekt daraus zu machen? Wie stellen wir (ja, „wir“) z. B. sicher, dass der anschwellende Diskurs zu Commons und Care nicht restlos als nächste Auflage von Managementliteratur verdaut wird?

Das Erste wäre aus meiner Sicht, nicht zwingend Neues zu erfinden und auf den Markt der Möglichkeiten zu werfen, sondern – auch wenn es weniger chic ist – bestehende Strukturen und Formate auf ihre Tauglichkeit zu befragen: Warum funktionieren die vielen existierenden Formen der Zusammenarbeit – Seminare, Kolloquien, Kommissionen, Konferenzen, Netzwerke etc. pp. – anscheinend nicht (nicht mehr, nicht gut genug)? Warum, wann und wie erfüllen diese permanenten Zusammenkünfte nicht die Ansprüche gedeihlicher Zusammenarbeit? Auch: Welche Strukturen der universitären Selbstverwaltung müssten wie gestaltet werden? Vielleicht wäre zu diesem Zweck das operaistische Konzept der Militanten Untersuchung aus der Motenkiste zu holen. Als Erweiterung des Explorativs?

Zum Zweiten kann – auch das nicht neu – die „Künstlerkritik“, die, kurz gesagt, mangelnde Erfüllung und Entfaltungsmöglichkeiten adressiert, nicht von einer „Sozialkritik“ getrennt werden, die sich gegen Ungleichheit und gesellschaftliche Spaltung wendet. Dazu braucht es kollektive politische Forderungen (und das *studiolab* wird nichts dagegen haben), etwa: mehr unbefristete Stellen, bessere Bezahlung, langfristige Finanzierung, exzellente Arbeitsbedingungen für alle. Damit wir voller Energie in Ruhe miteinander arbeiten können.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.10>

Marketa Spiritova

Damit Lehre und Forschung wieder zur Lieblingsbeschäftigung werden

Dies ist ein mutiger, ein wichtiger Text. Einer, auf den insbesondere der akademische Mittelbau vermutlich schon lange gewartet hat. Mitten in der Covid-19-Pandemie haben sich Kolleg:innen aus dem Umfeld der *Kommission für Arbeitskulturen* in der DGEKW zusammengeschlossen und das Explorativ *studiolab. Arbeit an Arbeit* gegründet, um in regelmäßigen Onlinetreffen „alternierend Texte [zu] diskutieren, Methoden [zu] durchdenken, Themen fort[zu]entwickeln und an eigenen Texten [zu] arbeiten“ (s. Website). Aus dieser konstruktiv-kritischen Arbeit in offenen und geschützten digitalen „Atelier“-„Büro“-„Factory“-„Werkstatt“-Räumen à la Bieler und Rabinow ist nun ein mehrstöckiges „Haus“ entstanden, das es in Zukunft mit mutigen Ideen zur Erforschung von (nicht nur?) Arbeitskulturen zu beziehen gilt. Es ist ein Vorhaben, das hoffentlich nicht nur utopistische Ziele verfolgt. Oder besser: Es bleibt zu hoffen, dass diese (noch mehr) Wirklichkeit werden.

Wenngleich das Fundament, auf dem dieses Haus gebaut wird – „ein Lehren und Forschen in Ruinen“ – dem einen oder der anderen als eine allzu harsche und pessimistische Metapher erscheint und eine „reparative Vision“ vielleicht hier und da

schon unbemerkt erarbeitet worden ist, bedarf es eines solchen „Manifolds“. Insbesondere ein Fach wie das unsere, das sich der Dekonstruktion ungleicher Machtverhältnisse verschrieben hat, das Bourdieu, Butler, Foucault & Co. in seinen Kanon aufgenommen hat, sollte nicht nur seine eigene Forschungs- und Lehrpraxis, sondern auch die neoliberalen Strukturen, in denen die Arbeit geleistet wird, in regelmäßigen Abständen einer konstruktiven Kritik unterziehen und ihnen bestenfalls etwas entgegensetzen. Die Ökonomisierung wissenschaftlichen Arbeitens verlangt heute nach einem Denken in Rankings, Schreiben in Antragsprosa, Quantifizieren ethnografischer Forschung, Publizieren (am besten ausschließlich) in als renommiert geltenden Peer Review Journals und einem Netzwerken nicht wie man möchte, sondern der Karriere wegen sollte. Und das alles in befristeten Arbeitsverhältnissen, oftmals mit hohem Lehrdeputat und den Auswüchsen der akademischen Selbstverwaltung – dies alles nicht immer zum Wohle der Experimentierfreude, des gegenseitigen Austauschs, des Teamworks und der eigenen Forschung (die Vorstellung, Zeit, Raum, Muße und Geld zu haben, sich auf ein Feld einzulassen, sich dort „serendipitous“ treiben zu lassen und anschließend die Nächte mit Kolleg:innen um die Ohren zu schlagen, um seine Forschungserfahrungen zu teilen, zu diskutieren und erkenntnisreich zu durchdenken, ist für manch einen Projektträger eine Horrorvorstellung). Was ich allerdings am meisten bedauere, ist die geringe Wertschätzung guter Lehre seitens der Universitäten, in Berufungsverfahren spielt sie meist eine untergeordnete Rolle. Doch sind die Universitäten nicht dazu da, wissenschaftlichen Nachwuchs auszubilden, Wissen zu vermitteln, zu forschen und weiterführende, gesellschaftlich relevante Erkenntnisse zu gewinnen? Sind Universitäten als Orte des Studiums nicht, wie es im Lateinischen heißt, Orte des „Eifers“, der (wissenschaftlichen) „Beschäftigung“, des „Bemühens“, aber eben auch der „Lieblingsbeschäftigung“ und „Vorliebe“?

Ich halte es nach wie vor für ein großes Privileg, den Beruf der Europäischen Ethnologin/Empirischen Kulturwissenschaftlerin ausüben zu dürfen. Ich denke, alle, die 2017 am 41. Kongress der DGEKW in Marburg waren, erinnern sich an die Worte Silke Götsch-Eltens, nachdem sie zu ihrer Überraschung von Gisela Welz gewürdigt und in den Ruhestand verabschiedet wurde. In ihrer spontanen, emotionalen Dankesrede erinnerte sie daran, was für eine großartige Disziplin die Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde ist und wie dankbar, ja demütig sie sei, in diesem Fach über so viele Jahre forschen und lehren zu dürfen, auch wenn sich die Rahmenbedingungen in den letzten Jahrzehnten nicht immer zum Vorteil gewandelt haben. Ich selbst kann mich glücklich schätzen, in Arbeitskontexten zu arbeiten, in denen viele der im Manifest eingeforderten Thesen schon Wirklichkeit geworden sind, doch ist das nicht überall selbstverständlich, und wir, die auf unbefristeten Stellen sitzen, sollten auch diejenigen nicht aus den Augen verlieren, für die der Weg noch sehr steinig und steil und oftmals sehr einsam ist.

Das *studiolab* schlägt nun eine Richtung vor, damit die Lust und die Neugierde, der Forscher:innendrang und das Anliegen, gesellschaftlich relevantes Wissen zu produzieren und zu vermitteln, allen Ökonomisierungstendenzen zum Trotz nicht auf der Strecke bleiben. Das Herzstück dieses Hauses bildet das „Zusammen-Arbeiten“, das „Teilen von Erfahrungen“, die in der Praxis gelebte „Community“ und die Kunst, die Verwertungslogiken und hegemonialen Strukturen, die wir in unseren Forschungen kritisch hinterfragen, nicht in unserem eigenen Arbeitsumfeld zu reproduzieren. Das Empowerment in akademischen Arbeitskontexten soll im *studiolab* erfolgen durch gegenseitige Wertschätzung, Solidarität, Teamarbeit, Kreativität und den Mut, auch mal neue Wege einzuschlagen. Letzteres zeigen die Autor:innen in ihrer kunstvollen Grafik, in die sie ihre „wütende Inspiration“ übersetzen. Diese zeigt, dass der Aufstieg in die höheren Etagen kein einfacher sein muss. Statt des Aufzugs, der notwendig ist, damit alle, die nicht gut zu Fuß sind, hinaufkommen, gibt es auch steile Treppen und wackelige Leitern, deren Benutzung Kraft, Mut und bisweilen eben auch gegenseitige Hilfe und Unterstützung erfordert. Dass die Figuren – dem Schablonnenschnitt nach zu urteilen (fast) nur weibliche Gestalten – an Banksy erinnern, ist vermutlich kein Zufall, sollen im Haus doch bestehende Arbeitskontexte kritisch hinterfragt und alternative Zukünfte akademischer Arbeitswelten entworfen werden. Gleichwohl nicht alle Autor:innen des Explorativs auf den Klingelschildern Platz gefunden haben, sticht ins Auge, dass weibliche Kolleg:innen weit überrepräsentiert sind. Sind Selbstermächtigung, der Wunsch nach solidarischem Handeln und gegenseitiger Wertschätzung, gemeinsames Zweifeln und Gewaltsensibilität weiblich? Oder gilt es als weiblich, dies laut und wütend einzufordern? Dem einen oder der anderen mag die Konstruktion des Hauses bisweilen utopisch, pathetisch, trotzig oder „weiblich“ erscheinen, doch es ist gut, dass diese Thesen, egal von wem, hier und jetzt formuliert werden und den Anstoß dazu geben, darüber nachzudenken, wie wir *gemeinsam* arbeiten (wollen).

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.11>

Asta Vonderau

Arbeiten? Lässt sich (nur) als Feldforschung ertragen

Rasch stellt sich in Zeiten von Befristungen und kurzen Arbeitsverträgen das Gefühl ein, nicht „wirklich“ zu arbeiten oder keiner „richtigen“ Arbeit nachzugehen. Viele Kolleg:innen leben im ständigen Bewusstsein, bald keine Stelle mehr zu haben oder auf der Suche nach einer zu sein. Diese Zeitlichkeit des akademischen Lebens hat konkrete Folgen: Sie verschlingt Energie, verlangt thematische Anpassungen an sich verändernde Standorte und erschwert nachhaltiges Forschen. Netzwerke sind immer

wieder neu und eher strategisch als inhaltlich zu knüpfen, Pendelstrecken werden länger und Alltagslogistiken komplizierter. Dass es Arbeit nie in Ruhe und nie auf Dauer gibt, ist an der neoliberalen Universität „normal“. Und weil das Ende der Arbeit immer schon in Sicht ist, erscheint die Frage danach, wie wir denn arbeiten möchten, für viele überflüssig. Diejenigen, die berufen werden, sind im festen Griff der Institution Universität und strukturell so eingebunden, dass die Luft zum Atmen und zum Forschen oft fehlt. Dennoch machen die Arbeit auf Dauer und die andauernde (wenn auch zuweilen träge) institutionelle Zeitlichkeit ein Nachdenken über die eingangs gestellte Frage notwendig.

Mein persönliches Nachdenken begann in dem Augenblick, als der Rektor bei der Übergabe meiner Berufungsurkunde hinter sich auf drei weitere Männer in Perücken deutete, die von Gemälden an der Wand seines Büros auf mich herabschauten, und mich fragte, ob ich diese historischen Größen erkennen würde. Erkannt habe ich in dem Moment, dass keine Frauen darunter waren, dass ich bestimmte institutionelle Hierarchien ignorieren und nicht als meine hinnehmen will. Institutionen, wie von Mary Douglas (1986) gezeigt, können klassifizieren, vergessen lassen und über Leben und Tod entscheiden. Zugleich aber lässt sich das institutionelle Geschehen im Modus der Feldforschung, aus einer beobachtenden, analytischen Distanz gut navigieren und dezentrieren.

Wenn ich die bunten, aber staubigen Talare beobachte und politische Stimmen höre, welche erfolgreich durchgeführte Sparmaßnahmen loben und sich bemühen, bloß keinen Cent zu viel für die Zukunft der Wissenschaft zu versprechen, dann denke ich an meine Studierenden und unser gemeinsames Tun. Sie erscheinen mir in solchen Momenten als sehr weltoffene Menschen und ich danke meinem Schicksal, mit ihnen arbeiten zu können. Auch erinnere ich mich an diejenigen, denen ich während meiner Forschungen begegnet bin und wie sie andere Arten des In-der-Welt-Seins an den Tag legen. So betrachtet, zeigt sich der Arbeitsalltag nicht bloß als grau, sondern als a *colourful explosion of the actual* (Rees 2018). Er ist von einer Gleichzeitigkeit von Dingen durchzogen, die scheinbar unverbunden und dennoch in Bezug zueinander stehen, aufeinander wirken und verschiedenste Folgen, darunter auch Freiräume für Neues, mit sich bringen. Die Feldforschungsperspektive denaturalisiert die Enge des Tatsächlichen, insofern sie die Vielfalt des Möglichen denkbar macht. Im ethnologischen Instrumentarium finden sich weitere Mittel, die gegen institutionelle Normalisierungen helfen und der Frage, wie wir arbeiten wollen, Sinn und Wirkungskraft verleihen. So sind bloße Distanzierung und Verfremdung für eine visionäre, über institutionelle Grenzen und Zwänge hinausreichende Reflexion nicht ausreichend, dies erfordert Imagination und ethnologische Vorstellungskraft.

Ich stelle mir vor, ich wäre ein Fels in der Brandung

Dauerhaftigkeit ermöglicht es, Verantwortung zu übernehmen, sei es für bestimmte Forschungsthemen und Fragestellungen, sei es für jüngere Menschen – Kolleg:innen und Studierende –, die in den Stürmen der neoliberalen Universität hin und her geschleudert werden. Ich wünsche niemandem (besonders nicht Kolleg:innen mit Kindern), die Härten einer akademischen Karriere zu erfahren, wie sie noch vor einigen Jahren üblich waren. Sie alle sollten Zeit für Kinderbetreuung haben, in Ruhe forschen und davon ausgehen dürfen, dass sie nach einer Pause ihre Arbeit wieder aufnehmen werden. „Ich kann ihnen dabei helfen und Stabilität bieten“, denke ich, „quasi als Fels in der Brandung“. Allerdings einer, der am Ende des Tages stetig von bürokratischen Wellen überspült wird.

„Guten Morgen, sehr geehrte Frau Professorin Vonderau, für das o. g. Personalverfahren benötige ich schnellstmöglich eine neu angepasste Tätigkeitsdarstellung.“

„Wie telefonisch besprochen anbei die eingereichte Tätigkeitsdarstellung mit der Bitte um Abänderung und erneuter Zusendung.“

„Bitte ergänzen Sie unter V00 und V06a. Bei V07a bitte kontrollieren Sie dies noch einmal.“

„Nach Rücksprache mit dem Referatsleiter und der Abteilungsleitung teile ich Ihnen mit, dass die eingereichte wiss. Weiterqualifizierung zur Einstellung von xxx nicht dem Arbeitsverhältnis zugrunde gelegt werden kann.“

„Entsprechend bitte ich Sie, das Qualifizierungsziel neu zu formulieren und das Dokument der wiss. Weiterqualifizierung.“

Und wenn am Ende des Tages trotz wochenlangen Bemühens weitere Dokumente fehlen und aus der Verwaltung erstmal eine Urlaubsmeldung kommt, während ein junger Familienvater nicht weiß, ob er im nächsten Monat, also genau in zwei Tagen, noch Geld verdienen wird, dann ist die felsige Stärke schon verflogen und eine Frage steht im Raum:

Bullshit Job?

Genau wie von David Graeber (2019) beschrieben, scheint das Machen und Tun völlig sinnlos. Mehr noch, statt dies einzusehen, bin ich versucht, mich selbst zu belügen und nach einem Sinn zu suchen. Dabei ist eines klar: Es wäre sehr viel sinnvoller, dem spanischen Beamten aus Graebers Buch zu folgen, diese „Arbeit“ sein zu lassen, nach Hause zu gehen und einfach Spinoza zu studieren. Wäre das nicht die eigentliche Arbeit einer Wissenschaftlerin? Ich könnte sicher eine namhafte Spinoza-Expertin werden, hätte ich nur Zeit für solche Studien. Genau das – eine inhaltliche, ethnologisch entschleunigte und ausführliche Arbeit – kommt im universitären Alltag zu kurz und wird (zu) wenig wertgeschätzt. Der Bürokratisierung und Bullshitisierung der akademischen Arbeit entgegenzuwirken sollte, so meine ich, zum Arbeitsethos von Ethnolog:innen gehören: Räume und Zeiten zu schaffen, sodass gemeinsame Imagination

als kritische Praxis für die Erzeugung von anderen möglichen Arbeitswelten praktiziert werden kann, ohne dass die wahrscheinlichen Szenarien überhandnehmen. Ein solches Praktizieren sollte die bereits existierenden (sowohl harmonischen als auch konfliktreichen) Beziehungen zwischen scheinbar auseinanderfallenden Dingen – etwa der Universität und der Forschung, dem Inhalt und der Form, der Wissenschaft und der Bürokratie – sichtbar machen und neu knüpfen.

Ich will mir feministische Ohren wachsen lassen

Doch um gegen Bullshitisierung vorzugehen, reicht die Klage über die eigene Institution gewiss nicht aus. Unsere Studierenden wollen die Welt gemeinsam erkunden und nicht von den Problemen einer Universität hören, die sie bald verlassen werden. Und sie haben Recht damit! Denn über die institutionellen Grenzen hinaus zu forschen und zu imaginieren heißt, in die Welt zu gehen, die individuellen Anliegen zu kontextualisieren und in Relation zu anderen Menschen und Dingen zu setzen. In welchem Bezug stehen etwa meine Alltagsrealitäten zu denen eines auf der Flucht sich befindenden weißrussischen Wissenschaftlers und Aktivisten, der letzte Woche neben mir in einem Workshop saß? Können unsere (Arbeits-)Welten unterschiedlicher sein? Hören wir überhaupt das gleiche, wenn wir gemeinsam diskutieren? Und was bedeutet und bewirkt unsere Ko-Präsenz im Rahmen eines gemeinsamen akademischen Unterfangens? Um solche Fragen beantworten zu können, müssen wir uns feministische Ohren im Sinne Sarah Ahmeds (2021) wachsen lassen, also die Fähigkeit entwickeln, gemeinsame Sprachen zu finden und gemeinsam zuzuhören, um kollektive Belange äußern und durchsetzen zu können. Diese Fähigkeit stärkt eine Ethnologie, die grenzüberschreitende Verflechtungen und Konstellationen der Gleichzeitigkeit von (Lebens-)Welten und Daseinsformen untersucht, dabei entschleunigend und dezentrierend wirkt, indem sie Freiräume für Neues aufspürt und sichtbar macht mithilfe von Imagination und Voraussicht. Diese Ethnologie beobachtet nicht nur, sondern hat das Potenzial, Beziehungen zwischen auseinanderfallenden Dingen zu sehen und immer wieder neu zu knüpfen: „kollektive Ohren“ also, die Ethnologinnen in ihrem methodologischen Instrumentarium sowie in ihrem Arbeitsalltag immer tragen sollten.

Literatur

- Ahmed, Sarah. 2021. *Complaint!* Durham und London: Duke University Press.
- Douglas, Mary. 1986. *How Institutions Think*. Syracuse und New York: Syracuse University Press.
- Graeber, David. 2019. *Bullshit Jobs: The Rise of Pointless Work, and What We Can Do About It*.
- Rees, Tobias. 2018. *After Ethnos*. Durham und London: Duke University Press.

Walter Leimgruber

Mief auch ohne Talare

Jedes Manifest braucht einen fulminanten Auftakt: Aber Lehren und Forschen „in Ruinen“ ist, mit Verlaub, pures Pathos. Wer Universitäten nicht nur des Südens, sondern z. B. auf dem Balkan kennt, weiss, was Ruinen sind: Nur wer die schlecht-bezahlten Professor:innen schmiert, kommt zum Abschlussdiplom, nur wer mit der gerade regierenden Partei verbunden ist, hat Chancen auf akademische Stellen. Oder aber man gehört zur finanziellen Elite und kauft sich ein Diplom an einer der vielen Privatuniversitäten.

Und jedes Manifest braucht eine klare Grenze zwischen *Wir* und den oder dem *Anderen*. Hier ist das Andere benannt als Neoliberalismus. Das erklärte alles – und nichts. Welche Elemente der Wissenschaftspolitik genau sind neoliberal, von wem implementiert? Erwähnt werden als Teilaspekte Marketing, Verwertungslogik und Selbstoptimierung. Ja gewiss, es gibt den Neoliberalismus – und er ist verheerend. Aber jeder Text auf der Rückseite unserer Bücher ist Marketing. Bilde ich wie das *studiolab* eine Community, setze auf Team und Solidarität, dann pflege ich Fähigkeiten, die als für die Zukunft relevant gelten. Ausfluss einer neoliberalen Logik? Und wäre es nicht schön, wenn unsere Ergebnisse forschungs- und gesellschaftspolitisch verwertet würden? Hat nicht gerade unser Fach diese dualen Logiken von *Wir* und den *Anderen* überzeugend widerlegt?

Aber auch wenn ich skeptisch bin bei überstrapazierten Begriffen: Ich kann dem Text nur zustimmen: Es läuft viel falsch in der Wissenschaft. Wenn man an der Uni alt geworden ist, hat man zwei oder drei Phasen des Protests gegen diese Entwicklung erlebt, nie in der gleichen Form, aber immer von einer ähnlichen Unzufriedenheit getragen. Die in den letzten Jahren pensionierten 68er-Kolleg:innen etwa wollten den Mief aus den Talaren austreiben und haben in der Tat einiges bewegt, gerade in unserem Fach, wie die Autor:innen zurecht feststellen. Aber sie haben nie wirklich am Hochschulsystem gerüttelt. Es ist nicht so, dass diese Bewegungen grandios gescheitert wären. Die überwiegende Mehrheit der Professor:innen, denen ich in den letzten 40 Jahren in unseren Fakultäten wie auch in akademischen Führungspositionen begegnet bin, sieht sich dezidiert nicht als neoliberal oder konservativ, sondern gehört zu einem politischen Spektrum, das von der Mitte bis Links reicht. Aber ich sehe kaum Unterschiede zwischen Progressiven und Konservativen, wenn es um Hochschul- und Forschungspolitik geht.

Die Zahl der Absolvierenden ist um ein Mehrfaches gestiegen, die beruflichen Perspektiven sind vielfältiger geworden. Und doch tun viele Professor:innen so, als sei ihr einziges Ziel, akademischen Nachwuchs auszubilden. Sie listen als Erfolg nur auf, wer von den Absolvent:innen selbst Professor:in geworden ist, eine verschwindend kleine Minderheit. Die übrigen sind kollateral, werden entlassen in eine Berufs-

welt, für die man ja dezidiert nicht ausbildet. Ein so autopoetisches System erinnert an die katholische Kirche, aber nicht an eine Institution, die sich mit gesellschaftlichen Fragen auseinandersetzen sollte.

Von den Vielen, die – angesteckt vom Ansporn ihrer Dozierenden – in die wissenschaftliche Welt wollen, kommt die große Mehrheit nie ans Ziel höherer akademischer Weihen und bleibt frustriert hängen in einem Kreislauf unendlicher Förderanträge mit minimalen Bewilligungsquoten. Freies Lernen und Forschen sind essenziell, werden sie aber mit Strukturen aus dem 19. Jahrhundert betrieben, als Wissenschaft eine Angelegenheit privilegierter Gruppen war, verkommen sie zur Farce.

Als in der Habilitationskommission ein Postdoc nach nur zweieinhalb Jahren seiner sechsjährigen Assistenzzeit seine Habilitation einreicht, fragt die linke, feministische Professorin indigniert, warum er denn schon habilitiere, er habe seine sechs Jahre ja noch nicht „abgearbeitet“. Und der genialische Vertreter einer berühmten Schule belehrt nach jedem Habilitationsvortrag die Habilitierenden, was denn die richtige Antwort auf seine Frage gewesen wäre. Was immer das Thema, er stellt die kluge Frage und liefert die einzig richtige Antwort, um den Nachwuchs, der meint, jetzt in seinen gottgleichen Status eintreten zu können, in die Schranken zu weisen.

Wenn ein derart antiquiertes Ritual wie die Habilitation ins 21. Jahrhundert getragen und nicht zuletzt von ach so fortschrittlichen Professor:innen verteidigt wird, sagt das genug über den Zustand von Universitäten aus. Juniorprofessuren und ähnliche „Reformen“ sind lediglich Varianten dieses Systems. Es geht um Abhängigkeit. Lehrstühle und Institute funktionieren wie Kleinunternehmen, die nur aus CEO und Trainees bestehen – ein Modell, das nirgendwo sonst funktioniert.

Als ich vorschlug, die Karriere junger Wissenschaftler:innen müsse heute anders geplant werden als in mehrjähriger Abhängigkeit von einzelnen Professor:innen, schlug mir heftigster Widerstand unserer Fakultäten entgegen. Meine Idee war ein Parcours von fünf bis maximal sieben Jahren nach dem Masterstudium, der darüber entscheidet, ob jemand eine (feste) Stelle im akademischen System erhält. Ausgestattet mit eigenem Budget wird die Person von einem kleinen Gremium beraten in Fragen der Forschung, der Lehre, der auszuwählenden Universitäten und der zu erwerbenden Fähigkeiten. Niemand wolle so etwas bezahlen, bekam ich zu hören. Denn die jahrelange Abhängigkeit von *einer* Universität und *einem* Lehrstuhl bringt diesen viel Leistung und viel Ansehen für wenig Geld. Aber sie ist fatal für den akademischen Nachwuchs.

Als ich vorschlug, die Assistierenden auf Postdoc-Stufe zu Assistenzprofessor:innen zu machen, mit mehr Eigenverantwortung (offenbar ein neoliberales Wort), Unabhängigkeit von professoralen Betreuenden und mit größerer Sichtbarkeit nach außen, stimmten selbst die Betroffenen in der Fakultät gegen den Vorschlag mit dem Argument: Wer soll uns betreuen, wenn wir unabhängig sind? Was alles ist schiefgelaufen, wenn 30- bis 40-jährige „Nachwuchs“wissenschaftler:innen Angst vor fehlender Betreuung haben?

Als ich im SNF (dem Pendant zur DFG) vorschlug, dass in Zukunft keine Projekteingaben mehr bewertet werden sollten, sondern die publizierten wissenschaftlichen Arbeiten, um die Zeit für richtige Forschung und nicht für Luftschlösser zu nutzen und um lange, meist unbezahlte Zusatzschlaufen mit Überarbeitungen zu vermeiden, bekam ich von allen Seiten zu hören, da bewerte man ja die Vergangenheit, nicht die Zukunft. Ist es nicht das Wesen der Wissenschaft, jemanden aufgrund seiner Leistungen zu beurteilen?

Das Auswahlprozedere von Professor:innen gleicht demjenigen von Priestern. Man muss sich vor den Oberen in den Staub werfen; Team-, Organisations-, Sozialkompetenzen sind nicht gefragt. Ganze Institute funktionieren nicht, weil Personen berufen werden, die unfähig sind, vernünftig mit Menschen umzugehen. Bevorzugt werden publikationswütige Egomann:innen, obwohl seit einiger Zeit heuchlerisch betont wird, man wolle weg von quantitativen Bewertungsfaktoren.

Warum fordert niemand eine stärkere Berücksichtigung von Erfahrungen außerhalb der Universität? Das wäre gerade in unseren Fächern zentral, denn es würde uns mit der Welt, die wir erforschen, verbinden. Oder wäre das wieder bloße Verwertungslogik?

Warum wehrt sich niemand gegen die überbordende Bürokratie, die uns ertrinken lässt in einer Flut von Formularen, Bewilligungen, Akkreditierungen und Kommissionen?

Von „kleine[n] Fächer[n], in denen große soziale Nähe herrscht“, schreibt *studiolab*. In der Tat, so wie in Familien, und so wie viele Familien nicht wirklich funktional sind, sind es auch manche Fächer und Fächergruppen nicht. Die Vertreter:innen benachbarter Fächer und Institute torpedieren sich häufig gegenseitig in den Gremien, denn das, was einem nahesteht, bekämpft man heftiger als Dinge, die einen kaum berühren. Davon profitieren ältere, abgeklärtere Fachgemeinschaften, die einmal groß waren, nun aber überausgestattet sind, aber bestens vernetzt und machtpolitisch geschickt ihre Stellung verteidigen.

Was sich in der Universität abbildet, ist die Unfähigkeit einer ganzen Gesellschaft, mit Reformen hin zu einer faireren und damit nachhaltigeren Zukunft zu gelangen. Besitzstandswahrung, Mutlosigkeit, übermächtige Verteidiger:innen des Status quo und der eigenen Privilegien verhindern Verbesserungen. In Wahrheit sitzt diese Haltung tief in uns allen, die wir in einer Gesellschaft groß geworden sind, die dauernd Wandel beschwört, aber nur unter der Bedingung, dass die eigene privilegierte Situation gesichert bleibt. Das trifft für Individuen jeder politischen Couleur genauso zu wie für soziale Gruppen und für die Angst-vor-Wohlstandsverlust-Gesellschaften.

Wenn man nun unbefristete Mittelbaustellen schafft, bringt das zwar mehr Sicherheit für die Betroffenen, aber auch eine sehr begrenzte Anzahl verfügbarer Stellen. Ohne grundlegende Reform aller Hierarchieebenen, ohne andere Berufungskriterien und ohne neue Regelung der Projektförderung wird sich wenig ändern. Umso

mehr bewundere ich die Bestrebungen von *studiolab*, die Dinge anzupacken, angefangen beim Kleinen, ihrem Haus, aber mit dem Ziel, das große Ganze zu erreichen.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.13>

Marie Sandberg

Cou/rage! On Permanent Temporariness and the Precarization of Academia

“Wie Wir Arbeiten (Wollen)” is a beautifully formulated vision paper by the *studiolab* collective, prompted by the ongoing precarization of academia. Originating from a German university context, the insights and ambitions presented also have relevance far beyond national boundaries. With a poetic touch the authors ask:

„WIE wir arbeiten wollen? Wir wollen mit Raum und Zeit für Lust und Frust, Mut und Wut, und gemeinsam statt einsam mit Fug und Unfug arbeiten.“ [‘HOW do we want to work? We want to work with time and space, for better or for worse, with courage and rage; all together instead of alone, working on the sensible along with the nonsensical.’ *Translation by MS*].

Due to its imaginative character and rich use of metaphors, the text in some ways resembles the early writings of philosopher and poet J.G. Herder from the eighteenth century. Herder critiqued the current state of the art, which at the time was dominated by the Enlightenment philosophers and their one-sided focus on reason (Herder 2002/1774). Today, it is the hegemony of externally funded research, so-called *Drittmittelforschung*, that has blindsided academia, increased temporary hiring of scientific staff, and challenged good practices of doing research, so the *studiolab*’s diagnosis.

In the following response I will provide a perspective from the Danish context, focusing on patterns of temporary hiring and the somewhat paradoxical challenges that the recent increase in external research funding might cause. Taking a cue from Judith Butler’s rethinking of the relation between vulnerability and resistance under conditions of precarity (Butler 2015), I will argue that countering a possible temporary turn in academia requires the ability of nurturing new collective modes of doing research. To do that, I emphasize that international scholarly societies and networks can play an important role when permanent temporariness becomes the new norm in academic hiring.

Permanent temporariness – a new trend?

In Denmark, research is either funded through state finances equal to approximately 1% of GDP, as established annually in the Finance Act, or through external, com-

petitive research funding provided by public and private funds, the EU, and private companies. According to a recent report by the Danish Council for Research and Innovation Policy (DFiR), the total amount of research funding in Denmark has never been higher. The increase is foremost a result of rising external funding in the last decade. In 2020, the total amount of external research funding reached 45 % of the total research and development costs at Danish public research institutions. The council predicts a growth to 50% in the years to come, especially from the private research-funding foundations (DFiR 2020: 10).

To speak of the precarity of Danish academia therefore might seem paradoxical. However, while the proliferation of external research funding gives opportunities for more excellent, basic as well as competition driven research, according to DFiR, the external funding creates a demanding situation for public research institutions. They need to provide co-financing and pay indirect costs, and they experience limitations on making their own strategic research plans (DFiR 2020: 11). In recent years, Danish universities, especially the Humanities, have experienced several cutbacks and educational reforms, with the dismissal of tenured staff as a result. Being tenured in the Danish university system therefore does not have the same meaning as ten years ago.

Significantly, the different composition of the funding landscape has created a new field of recruitment of temporary scientific staff. This recruitment enhances the hiring of excellent, specialized expertise but also compromises tenure for early career researchers. They need to apply for the next research project almost as soon as they embark on the research project where they have been temporarily employed. And because teaching and administration is not per se part of their job description, they are not always easily integrated into the overall organization, including contacts with students, and daily tasks of the universities.

Temporary positions need qualifications for the long run

Attracting excellent research talent, also temporarily, is vital for supporting groundbreaking research. There is a problem, however, if the temporary contracting of staff turns into a permanent temporary hiring pattern. According to a survey by the University Post, in 2015 the number of non-tenured contracts (including PhD students, postdocs, and external lecturers) at the University of Copenhagen outweighed the number of tenured positions (University Post 2015, 2017). Apart from regulating the number of consecutive temporary contracts¹, departmental leaderships thus have an important task of offering temporary staff career advice annually. On an everyday

1 In Denmark postdoc positions are regulated by a Ministerial Order of 2019 allowing for a maximum of two consecutive contracts at the same institution, within a total amount of four years (Retsinformation 2019).

level, senior scholars play a vital role in mentoring junior scholars. This can be done informally by sharing experiences, for instance with peer review and international publishing. Hence, actions are needed on all levels – from the regulatory level to the faculty as well as everyday level – to improve the quality of temporary positions.

Sustainable research environments

The collective *studiolab* points to the importance of working together in thriving research environments, where there is room for doubt, vulnerability, and solidarity. To improve research environments, especially for early career scholars, establishing a community is key. We therefore need to strengthen our communication about what is a good research environment. For instance, since 2021, the Danish Young Academy² chooses an institution for the award of the Research Environment of the Year (The Young Academy 2023). Importantly, it is only possible for researchers at PhD, post-doc, or assistant professor level to nominate candidates, and the selection committee is itself composed of junior researchers. Among the criteria are research environments that benefit not only the talent and career development but also the well-being of individual scholars. This is an excellent way of starting the conversation on how we can create a basis for more sustainable research communities, along the lines of ‘The House’ that *studiolab* envisions.

The international society – a hub for collective modes of working

Positioning oneself in the growing, so-called challenge-driven research landscape, can at times feel like jumping from tip to tip in a giant bog. The fields of European ethnology, cultural anthropology, folklore, and related disciplines are, however, well suited for contributing with important knowledge to the topical research themes of our time, like sustainability, health, ageing, migration, and so on, and we should be more self-confident about our additions. We need to establish research centers, project groups or research clusters that can ensure continuity, long-term engagement, and further our basic research and methodological approaches in a rapidly changing research landscape.

At the international level, the collective modes of working can be supported by established networks and societies. In our own fields, The International Society of Ethnology and Folklore (SIEF) has facilitated significant initiatives in the recent past, such as the Young Scholar Working Group, the SIEF Young Scholar Prize, the mentoring program and publication workshops. We need to continue these conversations across our national departments, not only regarding the growing precarity

2 The Danish Young Academy is an independent platform for young researchers in all branches of science, established by the Royal Danish Academy of Sciences and Letters in 2011. See <http://www.youngacademy.dk/English.aspx>.

of our disciplines, and share our experiences from creating good research environments, learning how to navigate the external funding landscape, and finding possible ways of moving forward.

Concluding words

While Herder wrote a furious *Streitschrift* in 1774, *studiolab's* text alludes to a gentler response. It presents a "restoring" vision in a "ruined landscape of research and teaching." It has the sound of healing, not of screaming out loud. The "Kampfparole" of the 1968 student uprising at the University of Hamburg is indirectly quoted yet the word 'revolution' is written only with a parenthesis: "(R)Evolution." This makes me wonder: Where is the rage, usually seen in manifesto writings? Why is this not more of a revolutionary call? In her *Notes toward a Performative Theory of Assembly*, Butler (2015: 14) depicts the current conditions for resistance and collective action as deteriorating due to renewed and strengthened versions of political and economic individualism prescribing processes of precarization. However, she also argues that: "[s]uch an impasse can become the paradoxical condition of a form of social solidarity both mournful and joyful, a gathering enacted by bodies under duress or in the name of duress, where the gathering itself signifies persistence and resistance" (2015: 23). Assembling while being vulnerable may thus not outplay but create new modes of resistance; they are perhaps not as loud as in 1968 but nevertheless still powerful. With these words, I would like to congratulate the *studiolab* collective to this excellent and important initiative while wishing for continued strength in pursuing new ways of creating persistent gatherings: Cou/rage!

Bibliography

- Butler, Judith. 2015. *Notes toward a Performative Theory of Assembly*. Cambridge, Massachusetts; London, England: Harvard University Press, pp. 1–23.
- DFiR 2020. "Forskningsfinansiering – forandringer og konsekvenser 2020." *Danmarks Forsknings- og Innovationspolitiske Råd* ['Research funding – developments and consequences 2020. The Danish Council for Research and Innovation Policy]. Accessed January 5, 2023. www.ufm.dk/dfir.
- Herder, Johann Gottfried. 1774/2002. *Endnu en historiefilosofie til menneskehedens dannelselse*. Translation from German by Adam Paulsen: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774/1994). Frederiksberg: Det Lille Forlag.
- Retsinformation. 2019. "Bekendtgørelse om stillingsstruktur for videnskabeligt personale ved universiteter" ['Ministerial executive order on hiring of scientific staff at universities']. Accessed January 25, 2023. <https://www.retsinformation.dk/eli/lta/2019/1443>.
- The Young Academy 2023. "Research Environment of the Year." <http://www.youngacademy.dk/da/English/Research%20Environment%20of%20the%20Year.asp>. Accessed January 15, 2023.

University Post. 2015. "Kæmpe skred – Løstansatte nu i flertal." *Universitetsavisen* [Significant change – temporary staff now the majority. University Post], April 29, 2015. <https://uniavisen.dk/kaempe-skred-loestansatte-nu-i-flertal/>.

University Post. 2017. "The Academic Precariat Strikes Back." *Universitetsavisen* [*University Post*], March 17, 2020. <https://uniavisen.dk/en/the-academic-precariat-strikes-back/>.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.14>

Berichte

Zeit. Zur Temporalität von Kultur

43. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) sowie des Lehrstuhls für Vergleichende Kulturwissenschaft an der Universität Regensburg, Online-Tagung (Regensburg), 4.–7. April 2022

Der durch das Team des Regensburger Lehrstuhls für Vergleichende Kulturwissenschaft und die DGEKW-Geschäftsstelle organisierte Kongress wies einige Besonderheiten auf. So musste er aufgrund der Situation um die Covid-19-Pandemie vom ursprünglich geplanten Termin Herbst 2021 auf den April 2022 verschoben werden. Da sich jedoch auch zu Anfang 2022 keine grundlegende Verbesserung der Pandemielage abzeichnete, entschloss man sich, den Kongress als Online-Tagung durchzuführen, was eine Premiere war. Dieser Kongress war zugleich der erste Kongress unter dem neuen Namen der Fachgesellschaft. Dem Regensburger Team des Lehrstuhls gelang die Vorbereitung und Durchführung wie die technische Umsetzung der Online-Veranstaltung ganz hervorragend. Die knapp 400 Teilnehmer*innen übertrafen alle Erwartungen, auch die Beteiligung ausländischer Wissenschaftler*innen war überdurchschnittlich. Erwähnenswert ist der Umstand, dass das Engagement der Teilnehmenden einen guten Besuch der über 80 Teilveranstaltungen und konstruktive Diskussionen bewirkte, was auch angesichts der Online-Situation für eine anregende Tagungsatmosphäre sorgte. Wenn im Folgenden der Bericht des Kongressgeschehens folgt, so ist darauf hinzuweisen, dass nicht alle Teilveranstaltungen abgedeckt werden konnten. Dass dennoch eine breite Streuung der Berichte zustande kam, ist allen Berichterstattenden zu danken.

Der erste Kongresstag, Montag der 4. April, begann mit einem Vorprogramm vor der Kongresseröffnung. In ihrem Workshop diskutierten *Matthias Harbeck* (Berlin), *Sabine Imeri* (Berlin) und *Marc Lange* (Berlin) die Bedingungen, Vorteile und auch problematischen Aspekte der Digitalisierung von Forschungsdaten. Matthias Harbeck thematisierte die Retrodigitalisierung von Fotografien aus kolonialen Kontexten und verwies auf den Bedarf, diese Daten ggf. kritisch zu kommentieren oder nur auf Anfrage herauszugeben. – Sabine Imeri befasste sich unter anderem auf Grundlage der Plattform Qualiservice mit Fragen des Forschungsdatenmanagements und dessen steigender Bedeutung in Hinblick auf potenzielle Forschungsförderungen. Sie problematisierte die Archivierung und die Zugänglichkeit der Daten insbesondere vor dem Hintergrund forschungsethischer Aspekte, der Verfügbarkeit von Ressourcen und der Nachnutzung des archivierten Datenmaterials. – Zuletzt sprach sich Marc Lange für eine Access Culture aus und erörterte nach einer überblicksartigen

Darstellung der Open-Source-Nutzung gegenüber Lizenzvereinbarungen an Universitäten den Einfluss der Digitalisierung auf Aspekte der Forschung wie Planung, Methode und Publikation.

Der Kongress selbst begann mit Grußworten und dem Eröffnungsvortrag von *Daniel Drascek* (Regensburg), mit dem er in das Tagungsthema einführte, indem er Zeit als kulturelle Ordnungsleistung rahmte und eine solide wie bündige disziplinäre Standortbestimmung vom vormodernen Zeitvertreib über Industrialisierung, Modernisierung und Kontinuitätsproblematik hin zu Vorstellungen globaler Gleichzeitigkeit vornahm. Er plädierte dafür, nach einer Reihe von kulturwissenschaftlichen ‚turns‘ eine zeitliche Zentralperspektive einzunehmen und ‚in der Zeit die Kultur zu lesen‘. – Im anschließenden Plenarvortrag widmete sich *Silvy Chakkalal* (Berlin) der gegenwärtigen Konjunktur des Spekulativen in kulturtheoretischen Debatten um Anthropologies of the Future bzw. einer Anticipatory Anthropology. Sie positionierte das Spekulieren als einen Wissensmodus, der im Spannungsverhältnis zur Erfahrung steht. Sowohl anhand afrofuturistischer Praktiken des Zeit-Machens als auch an transmedialen Experimenten der frühen Kulturanthropologie zeigte Chakkalal auf, wie Zukunft als ein fragiler Imaginationsraum entworfen werden kann, in dem Kultur als ein politisches und umkämpftes spekulatives Archiv aufscheint. Darin lägen auch für die Gegenwart produktive Anknüpfungspunkte einer Kulturanalyse des Spekulativen, das sie als „zutiefst politisch aufgeladene Kategorie“ versteht.

In Sektion 1 „Zeitordnung und Zeitwissen“ zeigte *Caroline Rothauge* (Eichstätt-Ingolstadt) anhand der Kalenderreformbestrebungen durch Wilhelm Förster um 1900 auf, wie zeitliche Ordnungsvorstellungen in Konkurrenz zueinander treten können. Dabei wird in historischer Perspektive unmittelbar sichtbar, dass zeitliche Ordnungen mit Machtstrukturen in Zusammenhang stehen. – In ihrer fachhistorischen Auseinandersetzung mit Wilhelm Mannhardt fokussierte *Theresa Perabo* (Mainz) darauf, wie Zeit erst durch ihn als ein legitimes und zu analysierendes Feld in der volkskundlichen Forschung sichtbar wurde. Als wesentlich für Mannhardts Verständnis stellte sie dabei heraus, dass er Zeit als eine anthropologische Konstante begreift und demnach Forschungsgegenstände zu historisieren seien, was wiederum den Weg zu einem gegenwartsorientierten und kritischen Umgang mit Zeit in der Forschung ebnete. – *Julian Schmitzberger* (Zürich) stellte Ergebnisse seiner Feldforschung aus dem Berliner Nachtleben und der dortigen Clubkultur vor. Das Clubleben in Berlin, durch Schmitzberger als ‚Tage außerhalb der Zeit‘ verstanden, ermöglichten durch das Ablegen von Normen eine eskapistische Flucht aus der Alltags- in eine alternative Welt mit eigenen (Zeit-)Logiken. Getragen werde dies durch unterschiedliche Elemente wie z. B. Atmosphäre, Gruppendynamiken, Drogenkonsum.

Die Sektion 2 entfiel. Im Rahmen der Sektion 3 „Zeit nutzen“ stellte *Inga Wilke* (Freiburg) Ergebnisse aus der auf Interviews und teilnehmender Beobachtung basierenden Forschung zum Waldbaden vor. Das Waldbaden wurde durch Wilke unter

dem Schlagwort ‚Muße‘ in seiner Doppeldeutigkeit des Wertes von Freizeit problematisiert. Dabei kam sie zu dem Schluss, dass Freizeit ökonomisiert werde und ihren von anderen Zeitregimen differierenden Wert erst durch ihre adäquate Nutzung und Ausnutzung erhalte. – Im Anschluss gab *Helen Franziska Veit* (Tübingen) Einblick in ihre Forschungen zum Scheitern, speziell den sogenannten ‚Fuckup-Events‘. Anhand dieser Events stellte Veit auf Basis von teilnehmenden Beobachtungen und Interviews die mehrschichtige Zeitlichkeit des Scheiterns heraus: Scheitern überschreite lineare Zeitvorstellungen und dehne sich im Zuge der Verarbeitung des Momentes in die Vergangenheit sowie zur Vorbereitung auf kommende Momente des Scheiterns in die Zukunft aus. – Im Beitrag von *Sibylle Künzler* (Basel) ging es um Rhythmisierungen im Kontext von Universitätsseminaren. Auf der Grundlage von empirischer Beobachtung und Interviews konstatierte sie, dass die Zeitlichkeit in Seminaren mehrstufig sei. Dies erläuterte sie daran, wie Rhythmisierungen im Universitätsalltag von Studierenden und Lehrenden erlebt und konstruiert werden und wie diese die Zeitznutzung sowie die Zeiterfahrung während des Studiums beeinflussen können.

Der Dienstagvormittag startete mit Panels. In Panel A „Vorläufig!? Pandemische Momentaufnahmen einer zukünftigen Gegenwart“ beschäftigten sich *Valeska Flor* (Bonn), *Ruth Dorothea Eggel* (Bonn) und *Victoria Huszka* (Bonn) mit der Verunsicherung bezüglich der neuen Zeit- und Raumregime im Zuge der Covid-19-Krise, etwa in Form der Verlagerung von Vergemeinschaftung auf andere (virtuelle) Räume und Zeiten oder der Notwendigkeit zeitlicher und räumlicher Selbstorganisation. Hierbei stellten sie anhand drei ethnografischer Studien, die während der Pandemie durchgeführt worden sind, heraus, dass die geschaffenen Provisorien soziale Funktionen nicht erfüllten und damit zu einem unbefriedigenden Bestandteil des Alltags geworden sind. – *Ina Kuhn* (Freiburg) widmete sich Utopie-Festivals, auf denen Zukunft imaginiert, gestaltet und körperlich-sinnlich vollzogen wird. Sie konnte in dieser Hinsicht herausarbeiten, inwiefern die Akteur*innen in diesen Möglichkeitsräumen das krisenhafte Jetzt kreativ aushandeln. – Wie in einem gesellschaftlichen Ausnahmezustand kollektive Zeithorizonte in einer transnationalen ‚communitas‘ aufrechterhalten werden, führte *Marion Hamm* (Graz) in ihrem Vortrag aus, basierend auf einer medien-ethnografischen Untersuchung. Hierbei hob sie die Rolle der Techno-Sozialität hervor, welche in Form von Praktiken des ‚Bella ciao‘-Singens zeigte, wie individuelles Handeln über soziale Medien verknüpft wird.

In Panel B „Fixieren, animieren, kontrollieren. Temporale Ordnungen in Fotografie und Film“ ging *Torsten Näser* (Göttingen) den Fragen nach, mit welchen filmischen Praktiken Fotografien in Filme integriert werden, wie Filmemacher*innen mediale Diskurse aufgreifen und welche intermedialen Zeitlichkeiten Filme an der Schnittstelle von Bewegung und Stillstand errichten. Hierbei machte er mit Bezugnahme auf filmanalytische Elemente deutlich, dass die Platzierungen der Fotografien im Film vielfältig bewerkstelligt wurden, wobei diese unterschiedliche Zwecke erfüll-

ten. So wurden durch die Platzierungen Fotografien unter anderem temporal entkoppelt sowie Historizität und Gegenwart in Relation gesetzt. – *Nadine Kulbe* (Dresden) stellte anhand der Ergebnisse qualitativer Interviews den Fotobestand der Freiburger Fotofreunde vor. Unter anderem standen zum einen Sicherungsstrategien im Fokus, die das Wissen in die Zukunft hinein sichern sollen, zum anderen ergaben sich durch die digitale Ordnung der Bilder auch nebeneinander liegende Zeitlichkeiten. – *Alexa Färber* (Wien) zeigte auf, wie durch die Relektüre, Neuinterpretation und Neuinszenierung von Bildern im intermedialen Zugriff in dem Projekt „RePrises: faire exister une archive visuelle de trente ans avec ses photographes“ verschiedene Zeitlichkeiten miteinander verknüpft werden konnten. Dieses installative Archiv, welches auf Amateurfotografien aufbaute, die durch diverse Foto-Workshops der Fotoschule GRAPH in den letzten 30 Jahren entstanden sind, machte infolge der Neubearbeitung der Bilder neue Formen sichtbar, die dadurch zu unterschiedlichen Objekten werden.

Die Sektion 4 „Transformationen | Umbrüche | Krisen“, moderiert von *Regina Römhild* (Berlin), diskutierte Themenfelder, in denen Transformationen bewältigt, Umbrüche verarbeitet oder Krisen museal aufbereitet wurden. In ihrem Vortrag über die unterschiedlichen Zeithorizonte in der deutsch-polnischen Lausitz verfolgte *Katharina Schuchardt* (Dresden) in vergleichender Perspektive die Frage, inwiefern die unterschiedlichen Voraussetzungen des Strukturwandels in der Lausitz neue Grenzen entstehen lassen. Hierbei arbeitete sie heraus, dass gerade die unterschiedlichen, zum Teil diametral entgegengesetzten Zukunftsentwürfe zu einer ungleichzeitigen Entwicklung auf beiden Seiten der Grenze führen. – *Sadhana Naithani* (Neu Delhi) stellte einen Ausschnitt aus ihrem Forschungsprojekt „Narratives of Time and Space“ vor. Anknüpfend an Walter Benjamin zeigte sie anhand von vier Beispielen, dass die narrativen Strukturen der Akteur*innen denen von Märchen gleichen. Hierbei problematisierte sie, dass die Akteur*innen in ihren Erzählungen die Shoah nicht verarbeiten konnten, was die Frage aufwarf, ob bestimmte Ereignisse (noch) nicht mitteilbar sind. – Der abschließende Vortrag der Sektion wurde von *Nina Gorgus* (Frankfurt am Main) und *Brigitte Heck* (Karlsruhe) gehalten. Sie beschäftigten sich mit der Methode der Gegenwartssammlung und des partizipativen Sammelns im Kontext der Coronapandemie und stellten heraus, dass die von Akteur*innen gespendeten Exponate – entgegen der Idee eines linearen Pandemieverlaufs – die unterschiedlichen Wellen des Infektionsgeschehens abbilden und somit die Zeit nicht linear, sondern zyklisch verstanden werden könne.

In Sektion 5 „Zukunft entwerfen“ untersuchte *Isabella Kölz* (Würzburg) die sozialen und kulturellen Implikationen, die in die Entwürfe und Arbeiten von Kommunikationsdesignstudierenden eingehen. Sie stellte mithilfe der Daten aus ihrer Feldforschung heraus, dass die Imaginationen der Akteur*innen an deren Zukunftsvorstellungen und Werten orientiert sind. Design wird hier als Transformationswerkzeug und Zukunftspraxis zur Gestaltung und Veränderung von Lebenswelten erkenn-

bar. – *Sarah May* (Freiburg) gab in ihrem Vortrag Einblicke in ihre ethnografische Untersuchung zweier Schreinereibetriebe. Sie fragte danach, wie die Digitalisierung die Arbeitskulturen der Schreinereien verändert und wie sich diese auf die zeitlichen und ökonomischen Logiken des Handwerks auswirkt. Die Korrelation von Digitalität, Handwerk und Zeit bedingt somit die Handlungsmöglichkeiten von Schreiner*innen. – *Stefanie Mallon* (Göttingen) zeigte, wie Akteur*innen aus dem Bereich der Mode auf Basis von 3D-Druck Kleidungsstücke konzipieren und diese durch den speziellen Herstellungsvorgang schnell und bedürfnisorientiert umsetzen, wodurch sie individuell und zeitlich weniger von einem „Verfallsdatum“ betroffen sind als konventionelle Mode. Die so produzierten Schöpfungen besitzen eine distinktive, positiv aufgeladene Ästhetik, so Mallon, obgleich sie meist aus eigentlich nicht kleidungsfähigen und nicht-nachhaltigen Kunststoffen bestehen.

Die Sektion 6 „Datafication“ fand statt, jedoch wurde dazu kein Protokoll eingereicht.

Am Dienstagnachmittag legte der dichte Plenarvortrag von *Alexandra Schwell* (Klagenfurt) die Bedeutung von Dringlichkeit als performativer Praxis für kulturanalytische Arbeiten dar. Ihre drei wesentlichen Merkmale sind gemäß Schwell das wertvolle Gut, die Temporalität und der Notfall. Temporalität spielt darin zwei bedeutsame Rollen: Zeit ist immer nur begrenzt verfügbar, und es müssen bestimmte Vorstellungen darüber vorherrschen, ab wann eine handlungsmächtige Gegenwart endet und eine zu verhindernde oder zu erreichende Zukunft beginnt. Und durch die Anrufung von Dringlichkeit verändert sich die Qualität der Zeit: Sie läuft beschleunigt ab und fordert Akteur*innen zum schnellen Handeln auf. Darüber hinaus besitze die Dringlichkeit eine politische und emotionale Dimension, was sie anschlussfähig macht an gegenwärtig stark verhandelte Diskurse um Klimawandel, Migration und Ukraine-Krieg.

Im zweiten Plenarvortrag dieses Dienstags zeichnete *Moritz Ege* (Zürich) nach, wie eine Zeitdiagnose des italienischen Philosophen Antonio Gramsci aus den 1930er Jahren in den 2010er Jahren, vor allem nach der Wahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, zu einem vielzitierten, zeitdiagnostischen Allgemeinplatz geworden ist. Insbesondere eine kreative Fehlübersetzung, die aus „unterschiedlichsten Krankheitserscheinungen“ eine zugespitzte „time of monsters“ werden ließ, artikulierte ein weit verbreitetes Krisengefühl vom Ende einer stabilen Ordnung, aber auch positive Deutungen des Bruchs. Die Fehlübersetzung enthalte zwar durchaus eine Diagnose, schaffe gleichzeitig aber auch Bedarf an empirischem Wissen, denn die Konturen des Interregnums seien ausgesprochen undeutlich. Daraus könne ein Gefühl von Lähmung entstehen, eine „interregnum fatigue“, aus der gefährliche, aber auch euphorisierende Interregnumsdiagnosen entstünden.

Im studentischen Panel, das von *Maren Sacherer* (Wien) und *Emil Gößling* (Kiel), den Studierendenvertreter*innen im Hauptausschuss der DGEKW, organisiert wurde,

konnte man Einblicke in drei studentische Forschungsprojekte erhalten. *Jasmin Petrowski* (Freiburg) stellte die Forschung zu ihrer Bachelorarbeit vor. Anhand von zwei Leitfadeninterviews zeigte sie auf, wie im Alltag nachhaltige Umgangsweisen zu Fragen von Lebensmittelkonsum, Mobilität und Wohnen gefunden werden. – *Manuel Bolz* (Hamburg) ermöglichte einen Einblick in seine Masterarbeit über Racheerzählungen. Als spezifische Zeitlichkeit der Rache arbeitete er die Form eines Kreislaufs heraus, in dem auf eine erlittene Handlung eine weitere Handlung als Reaktion folgt und auch weitere Handlungen ausgelöst werden können. – Zuletzt präsentierte *Arthur Sobrinho* (Zürich) seinen Videoessay „Auf der Suche nach der pandemischen Zeit. Oder: die Artenvielfalt medialer Zeitlichkeiten“, der anhand verschiedener poplärkultureller Figurationen (Vampir, Cyborg etc.) die heterogenen Zeitlichkeiten der Pandemie reflektieren und rhythmisieren möchte.

Christine Schwab (München) führte durch die Sektion 7 „Zukunft imaginieren“, in welcher ein kritisch-reflektierender Blick auf gegenwärtige Zukunftsentwürfe gerichtet wurde. *Sina Wohlgemuth* (Bonn) zeigte in den auf ihrem Promotionsprojekt beruhenden Ausführungen über die Aushandlung der Zukunftsgestaltung in ländlichen Regionen, wie Menschen im Rahmen von Regionalentwicklungskonzepten Zukunft gestalten können. Sie arbeitete vorformulierte und kursierende Zukunftsorientierungen als zentrales Mittel heraus, mit dem Menschen gemäß Policy-Logiken regiert werden. – *Lukas Rödder* und *Dominik Speidel* (beide München) beleuchteten in ihrem gemeinsamen Vortrag über Zukunftsszenarien im Versicherungskontext anhand von Werbematerialien und Expert*inneninterviews, wie Modi der Verunsicherung und Versicherung zur Bewerbung von Zukunftsszenarien dienen und dabei veraltete Geschlechter- und Gesellschaftsbilder reproduzieren.

Panel C „Zwischen Freiheit und Endlichkeit. Zeitvorstellungen und -strategien im Alter“, konzipiert und geleitet von *Irene Götz* (München) und *Esther Gajek* (Regensburg), fokussierte die Auseinandersetzung mit Endlichkeit entlang unterschiedlicher Lebensentwürfe. *Cordula Endter* (Zittau/Görlitz) widmete sich der aktivierungspolitischen Anrufung alter Menschen im Kontext des demografischen Wandels, wo es als Ausweis eines erfüllten Lebens im Alter gilt, keine Zeit zu haben. – *Valerie Keller* (Zürich) untersuchte, wie sich unterschiedliche Vorstellungen davon, was Demenz ist, auf die individuelle Zukunftsplanung auswirken und welche Praktiken vor diesem Hintergrund Handlungsmacht im Heute herstellen und Zukunftsentwürfe ermöglichen. – Im abschließenden Vortrag befassten sich *Irene Götz* und *Petra Schweiger* (beide München) mit der Frage, welche Vorstellungen, Ängste und Erwartungen von Altersarmut betroffene Frauen mit dem eigenen Tod verbinden.

Der dritte Kongresstag begann aufgrund der Absage von Sektion 8 „Narrativität und Zeitlichkeit“ mit den Sektionen 9 und 10. Sektion 9 „Phasen und Passagen“ widmete sich Zeiten von Übergängen und Umbrüchen. *Anja Schwanhäußner* (Göttingen) untersuchte die Übergangphase des Erwachsenwerdens auf einem Ponyhof. Dabei

verwarf sie die weithin gängige Konstruktion des „Pferdemädchens“, die sie nicht als Produkt von Gender-Stereotypen versteht, sondern als eigenständigen Bestandteil der Jugendpopulärkultur. – *Andrea Graf* (Bonn) analysierte die Zeitlichkeiten und Zeitvorstellungen von Junggesell*innenabschieden. Die Pandemie hätte deren temporale Logik oftmals gestört, da diese etwa nach der Hochzeit nachgeholt werden mussten. Diese Flexibilität verweise auf eine allgemeine gesellschaftliche Transformation, in der traditionelle Ordnungen aufgeweicht werden. – Der Vortrag von *Jens Wietschorke* (Wien) zu „Tiefengeschichten der gesellschaftlichen Spaltung?“ war ursprünglich in Sektion 8 vorgesehen, fügte sich aber auch gut in Sektion 9 ein. Er beschäftigte sich mit dem internationalen literarischen Genre der „Autosozio biografik“, Lebenserzählungen von Bildungsaufsteiger*innen, die seit einigen Jahren große Verkaufserfolge verzeichnet. Als Erfolgsrezept und „Schlüsselrolle in den Aufsteigernarrativen“ arbeitete er das „Narrativ der kulturellen Klassenspaltung“ heraus.

In Sektion 10 „Zeiträume“ wurden drei verschiedene Verschränkungen von Raum und Zeit im Anthropozän präsentiert. In seinem Vortrag richtete *Tobias Scheidegger* (Zürich) den Blick auf die Dynamik historischer und kontemporärer Utopien in Bezug auf Urbanität und Natur in der Stadt Zürich. – *Oliwia Murawska* (Innsbruck) eröffnete posthumane Perspektiven auf Zeitlichkeiten anthropozäner Natur, wobei im Zusammenfließen dieser Zeitlichkeiten neue Zukünfte entstehen und alte verschwinden. – *Jens Adam* (Bremen) verfolgte temporale Muster des Stadtmachens im ‚post-kosmopolitischen‘ ukrainischen Lwiw, wo Zeitlichkeit und Urbanität zusammentreffen, in deren Räumen und Materialitäten gegenwärtige und vergangene imperiale Formationen, Staatsprojekte und Ideologien verbaut sind.

Gunther Hirschfelder (Regensburg) plädierte in seinem Plenarvortrag für ein neues Interesse an Bräuchen als einem alten, aber lange vernachlässigten Konzept des Faches. Er identifizierte seit den 2000er Jahren eine „Trendumkehr“: Bräuche würden für soziale Kommunikation wieder an Bedeutung gewinnen, wenngleich in eher deterritorialiserten und individualisierten Formen. Trotzdem seien Bräuche weiterhin „Ankerwürfe“ in einer zunehmend als unsicher wahrgenommenen Welt. – Im letzten Plenarvortrag des Kongresses setzte sich *Timo Heimerdinger* (Freiburg) mit einem Grundthema der letzten Jahre auseinander. Es ist dies die ökologische Notwendigkeit zur Reduktion des gesellschaftlichen Konsumverhaltens. Er identifizierte insbesondere existenzielle Krisenerfahrungen als zentral für die Entscheidung zu einem konsumärmeren Lebensstil, weil sie zu einem Prozess des Umdenkens und einer individuell unterschiedlichen, aber strukturell ähnlichen Suche nach Zeitwohlstand geführt hätten. Die Wohlstandsdimension des Zeiterlebens liege Heimerdinger zufolge im Kongruenzerleben von erwünschten und tatsächlichen Tätigkeiten in der Lebenszeit.

Das Panel D „Zeitagentur (Freilicht-)Museum. Zeit | Sammeln | Präsentieren | Vermitteln“ behandelte zeitspezifische Moden und Einstellungen der Museumsar-

beit und deren Wirkungsmöglichkeiten auf die Geschichtsbilder des Besucherpublikums. *Michael Schimek* (Cloppenburg) zeigte, welche Geschichtsbilder von aktuellen Präsentationen in Form von diachronen und verfremdenden Darstellungsweisen kreierte werden. – *Carsten Sobik* (Neu-Anspach) legte die Notwendigkeit von strukturgebenden Sammlungsstrategien nahe vor dem realen Hintergrund zeitspezifischer Schwankungen bei der Aufnahme offerierter Alltagssachkultur in die Museumssammlung. – Im Panel stellte sich die Frage, wie mit „Zeitkapseln“ umgegangen werden soll: *Markus Rodenberg* (Bad Windsheim) präsentierte die zeitlichen Dimensionen eines Museumsexponats am Beispiel des Sägefahrzeugs „Opel Blitz“. – *Eike Lossin* (Cloppenburg) besprach die museale Übereignung eines vollständigen Zweipersonen-Haushalts aus einem Reihenhaushalt. – Als letzte „Zeitkapsel“ diente ein Bestand von Glasnegativen einer professionellen Fotografin aus den 1930er und 1940er Jahren im Vortrag von *Thomas Kühn* (Hagenow).

Das Panel E „Digitale Zeiten. Reimaginationen und Restrukturierungen von Temporalitäten durch digitale Technologien“ wurde von *Ina Dietzsch* (Marburg) und *Christoph Bareither* (Tübingen) als Nachwuchspanel der DGEKW-Kommission Digitale Anthropologie (ehemals Digitalisierung im Alltag) organisiert. *Sarah Tanner* (Regensburg) und *Libuše Hannah Vepřek* (München) beleuchteten in ihrem gemeinsamen Vortrag die Entfaltung und das Zusammenwirken unterschiedlicher Zeitlichkeiten innerhalb von Mensch-Technologie-Relationen anhand ihrer Forschungsprojekte. *Vepřek* untersuchte hybride Systeme wie die Human Computation Systeme in der Citizen Science und beobachtete dabei, wie unterschiedliche Rhythmisierungen und Zeitlichkeiten von Feldforschungspraxen und dem beforschten Material sowie den involvierten Menschen, Lebewesen, Technologien, Feldern und Materialitäten sich gegenseitig beeinflussen, durchkreuzen, miteinander brechen und immer wieder aufeinander abgestimmt werden müssen. – *Sarah Tanner* erläuterte, wie Technologien des Alltagsgebrauchs anhand imaginierten Zukunftshorizonte im Projekt VIGITIA entwickelt werden. Mittels der Projektentstehung wurden fluktuierende Handlungs- und Möglichkeitsräume, das richtige Timing der Zeitlichkeit bestimmter Entwicklungen, aber auch zeitliche Logiken von Förderungen untersucht und als korrespondierende Handlungslinien explizit gemacht.

Beschlossen wurde der vorletzte Kongresstag mit zwei Workshops und einer Filmvorführung. Workshop 2 „Unzeitgemäß!? Immaterielles Kulturerbe und regionale Kulturarbeit“ wurde von *Helmut Groschwitz* (München) konzipiert und geleitet. Der Workshop griff die unterschiedlichen Logiken der verschiedenen am Bewerbungsprozess zum Immateriellen Kulturerbe (IKE) beteiligten Akteur*innen als klärungsbedürftiges Diskursproblem auf. – *Dagmar Hänel* (Bonn) analysierte die Landesliste von Nordrhein-Westfalen zum Immateriellen Kulturerbe, deren Themen deutlich vom üblichen, urban und multikulturell geprägten Selbstbild des Bundeslandes differieren. Indem sie Verlustdiskurse der Antragsteller angesichts der gesell-

schaftlichen Transformationsprozesse identifizierte, verwies sie auf den mangelnden Austausch mit der Wissenschaft. – *Florian Schwemin* (Regensburg) stellte das als mobile Bühne und Ausstellungsraum fungierende „Heimatmobil“ des bayerischen Bezirks Oberpfalz vor, das bezirksseitig zur Vermittlung einer weltoffenen, integrativen und plurikulturellen Kulturarbeit gedacht ist, während die örtlichen Antragsteller*innen und Besucher*innen es aus ihrem eigenen Blickwinkel betrachten. – In der Diskussion wurde auf das diffuse, regional-traditionalistische Heimatengagement verwiesen, das an die Stelle trete, wenn sich die Kommunen von den regionalen Kulturaufgaben und -institutionen verabschieden. In Deutschland bestehe auch ein deutlicher Nord-Süd-Unterschied, da das norddeutsche Bewusstsein nicht so traditionsorientiert-bewahrend sei wie das des Südens. Generell sei jedoch eine steigende Professionalisierung der dem Immateriellen Kulturerbe zugewandten Akteursgruppen zu fordern.

In Workshop 3 „Spielwiese oder Zukunft? Neuere Online-Publikationsformen in der Kulturwissenschaft“, konzipiert und geleitet von *Eberhard Wolff* (Zürich), wurden von *Christiane Cantauw* (Münster), *Ehler Voss* (Siegen), *Helen Ahner* (Berlin) und *Lukas Fehr* (Tübingen), *Manuela Klotzbücher* und *Hermann Wellner* sowie *Lina Franken* (alle drei München) verschiedene Beispiele digitaler Publikationsformate (Blogs, Podcasts, digitale Ausstellungen und Forschungsplattformen) vorgestellt und mit Blick auf ihre Spezifika und Potenziale für das Fach diskutiert.

In Workshop 4 „Ungehaltene Reden‘ über Struktur, Gelegenheit und Risiko: Ein Film zur zeitlich-vergeschlechtlichen (Un)Ordnung akademischer Karrieren“ zeigten *Victoria Hegner* und *Sandra Eckardt* (beide Göttingen) ihren Film „Ungehaltene Reden“, der eine Koproduktion des Göttinger Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie sowie der universitären Gleichstellungsabteilung ist und anhand von neun Porträts von Wissenschaftler*innen unterschiedlicher Fachrichtungen der Frage nachgeht, wie sich Lebensläufe diversifiziert haben.

Der Donnerstag begann mit Panels. Das von *Anna Weichselbraun* (Wien) geleitete Panel F „Sprechen und Zeitlichkeit“ thematisierte Zeitlichkeit als sprachliche Ressource, etwa in „Ethnografien des Sprechens“ (Dell Hymes), und richtete den Blick entsprechend auf Zugänge der Erzählforschung, der US-amerikanischen Folkloristik und der linguistischen Anthropologie. – *Regina Bendix* (Göttingen) adressierte Mittel der Verzeitlichung und Positionalität in Erzählungen über den Sechstage-Krieg von 1967 und konnte dabei zeigen, wie sich Lebenszeit zu politischer und historischer Zeit verhält. Gerade aus narratologischer Perspektive wird dabei der oft unhinterfragte Erfahrungsbegriff unsicher, weil diskutiert werden müsse, welche Sedimente individuell und kollektiv zu Geschichten werden, und welche eben nicht. – *Florian Busch* (Halle-Wittenberg) referierte über die Nutzung kommunikativer Medien und deren Rhythmisierung als diskursives Meta-Zeichen: So wird die Frage, wie viel Zeit man sich für eine WhatsApp-Antwort lassen kann, zur sozialen Indexikali-

tät von Zeit, aus der Vorstellungen von Chrono-Normativität ablesbar werden. – Die temporalen Regime der Corona-Epidemie analysierte *Anna Weichselbraun* (Wien) und stellte die vielfältigen Chronotopoi in einen Zusammenhang mit Biopolitiken des Regiertwerdens.

Im von *Lars Winterberg* (Bonn) konzipierten Panel G „Fragile Produktivität. Zeitliche Ordnungsstrukturen in ländlichen und häuslichen Ökonomien“ kamen zeitliche Ordnungsstrukturen anhand von empirisch fundierten ethnografischen oder historisch-archivalischen Forschungsprojekten zu Agrar- und Ernährungskulturen in den Blick. Entsprechende Fragen nach der Produktion von Lebensmitteln präsentieren sich vor dem Hintergrund der aktuellen Mehrfachkrisen als dringlich, womit Hof, Stall und Küche als komplexe Produktions-, Versorgungs- und Konsumorte in den Blick kommen. Die Fragilität der Produktivität lässt sich durchaus auch auf die Wissenschaftspraxis beziehen – auf wissenschaftliche Arbeit, Projekte und wissenschaftliche Biografien –, die in diesem Panel bemerkenswert offen reflektiert wurde. – *Judith Schmidt* (Bonn) behandelte die engen Verknüpfungen von Zeit und Landwirtschaft, wo sich eine grundlegende Abhängigkeit von Zeitregimen wie den Vegetationszyklen, den Konjunkturen des Welthandels oder den engen Verflechtungen mit temporärer Arbeitsmigration ergeben. Aus ihrem empirischen Material arbeitete sie die Antizipation als Modus des Umgangs mit den diversen Unwägbarkeiten, mit den zu Entscheidungen zwingenden Optionen und der Fragilität landwirtschaftlicher Produktionsweisen heraus. Die Narration des Scheiterns wird so als mögliche Zukunft einkalkuliert, Krisen werden also antizipiert. – Ähnlich fragil präsentiert sich das Verhältnis von Intensivlandwirtschaft zu Tierschützer*innen, das im Vortrag von *Barbara Wittmann* (Bamberg) im Zentrum stand. In beeindruckendem Feldmaterial wird sichtbar, dass sich diese Konflikte auch aus unterschiedlichen Zeitbezügen heraus erklären lassen. Während die Kritiker*innen im Modus der ökologischen Dringlichkeit argumentieren, führen die Landwirte die Dauer ökonomischer Entscheide, die generationenübergreifende Nachfolge und Kreditlaufzeiten ins Feld. Als „gemeinsamer Nenner“ antagonistischer Positionen und kontrastärer Zeitwahrnehmungen der Akteur*innen kann der Wunsch nach einer langfristigen politischen Strategie identifiziert werden. – *Corinna Schirmer* (Dortmund) fokussierte in ihrem Beitrag auf multiple Temporalisierungen im häuslichen Wirtschaften am Beispiel des „Alltagsdings Kochbuch“. In diesen werden geschlechterstereotype Ansprüche und „weibliche“ Normen, aber auch technische Nutzungsweisen und saisonale Kochpraktiken greifbar. In den Gerichten zeigen sich global-koloniale Bezüge über Gewürze und Früchte und ein selektiv wirksamer bürgerlicher Habitus mit entsprechenden Distinktionsstrategien. Schirmer adressierte zeitliche Muster in den Rezepten und dem damit verbundenen Kochwissen und Kochverhalten, wobei sie die Spannung zwischen Errungenschaften, Krisen und Fragilität kritisch reflektierte.

Im von *Sonja Windmüller* und *Christine Bischoff* (beide Kiel) organisierten Panel H „Endspiele. Vom Aufhören in der Kultur(wissenschaft)“ wurde verschiedenen Alltagspraktiken, aber auch methodologischen und theoretisch figurierten Zugängen des „Beendens“ und „Aufhörens“ nachgegangen. *Norbert Fischer* (Hamburg), *Christine Bischoff* (Kiel), *Miltiadis Zempoulis* (Dortmund), *Beatrice Tobler* (Luzern) und *Sonja Windmüller* (Kiel) präsentierten thematisch vielfältige empirische Beispiele, die alle den Umgang mit Endlichkeit aus verschiedenen Perspektiven ins Zentrum rückten. In der gemeinsamen Paneldiskussion wurde das Ende als Übergang von einem Stadium in das nächste identifiziert, als ein Formatwechsel zwischen ideell und materiell, als Auseinandersetzung mit individueller und kultureller Geschichte, als Schaffung und Bewahrung von Erinnerungswerten oder Erinnerungsorten, wobei weder religiöse Haltungen noch materielle Gegenstände vor der Endlichkeit ihrer Existenz bewahrt werden könnten. Einhellige Meinung war, dass die Empirische Kulturwissenschaft in der Lage ist, die leisen Dinge zum Sprechen zu bringen, die fundamentale Lage des Übergangs zu denken und diese einer Analyse zugänglich zu machen. Offen blieb die Frage, wie das Fach mit Übergängen als Gegensatz zu Endlichkeiten umzugehen habe, die zwar kulturell identifizierbar, aber empirisch oft schwer zugänglich seien.

Dass zum Kongressende statt eines Abschlussvortrags ein dialogisches Plenum zur Frage „Was bleibt? Eine Kongressbilanz“ organisiert worden war, erwies sich als Glücksfall: In den kurzen, persönlich ausgerichteten Kommentaren kamen verbindende Aspekte zur Sprache, aber auch offene Fragen und fachpolitische Herausforderungen. *Maximilian Jablonowski* (Zürich) verortete den intensiven Austausch als ersten Kongress der umbenannten Fachgesellschaft und zugleich als ihren ersten digitalen Kongress, zudem grundlegend geprägt durch die Coronapandemie und den Ukraine-Krieg. Inhaltlich hob er den zeit- und gegenwartsdiagnostischen Zugriff der Beiträge hervor. – *Johanna Rolshoven* (Graz) nahm eine dreifache Perspektivierung von Zeit vor und wandte sich der Historisierbarkeit von (Macht-)Ordnungen zu. Dabei lenkte sie den Blick auf Unvereinbarkeiten und Ungleichzeitigkeiten, bemängelte das Fehlen von Auseinandersetzungen mit Zeitwiderständen, lobte aber zugleich das Kongressthema „Zeit“, weil es ermögliche, quer zu denken und die Blicke auf Kultur neu auszurichten. – *Elisabeth Timm* (Münster) plädierte aufgrund der geringen Anzahl historischer Vorträge dafür, sich zukünftig ernsthafter mit dem heuristischen Wert historischer Forschung für die Kulturwissenschaft auseinanderzusetzen, statt über die Erforschung persönlich naheliegender Milieus und soziophiler Gegenwärtsthemen Selbstbestätigung zu suchen. – In der Diskussion dominierten Fragen danach, was eine dezidiert zeitorientierte Kulturanalyse bedeute, wobei ein Vorschlag war, die Alltagsanalyse als Rhythmusanalyse zu betreiben, die diverse Zeitregime berücksichtige. Andere argumentierten für Gegenwartsforschung, die sich der jüngsten Vergangenheit mit ihren Heterochronien und Spannungen widmet sowie eine

multimodale Forschung verlangt. Zur Frage, wo sich zukünftige Potenziale erschließen würden, mit zeitlichen Ordnungen umzugehen, folgte einerseits ein Plädoyer für eine nicht kommodifizierte und sich zeitlich der naturwissenschaftlichen Logik verweigernde Wissenschaftspraxis. Andererseits wurde dafür votiert, Zeitfragen als Gesellschaftsfragen zu perspektivieren. Auch sollte die Chance von Konstellationsanalysen ergriffen werden, um so die heutigen Alltage in ihren Ungleichzeitigkeiten und Interessenlagen zu untersuchen.

In seinen Abschlussworten dankte der DGEKW-Vorsitzende *Markus Tauschek* (Freiburg) dem Regensburger Organisationsteam für den reibungslosen Verlauf des digitalen Programms. Er hob zudem die in den vergangenen Tagen sichtbar gewordene Vitalität „unseres wunderbaren Fachs“ hervor und artikuliert seine Vorfreude auf den im Herbst 2023 in Dortmund stattfindenden nächsten Kongress.

*Andrea-Luca Bossard, Laura Brammsen, Maximilian Jablonowski,
Rick Kool, Konrad J. Kuhn (Gesamtredaktion des Kongressberichts)*

*Neben den vorstehend Genannten lieferten
folgende Personen Berichte bzw. Protokolle von Teilveranstaltungen:
Géraldine Baumgartner, Rebekka Bischof, Antje van Elsbergen, Melissa Fricke,
Davide Gähler, Katharina Gruber, Lea Gürtler, Peter Hinrichs, Silke Meyer,
Marion Näser-Lather, Mirjam Neidhart, Felix Ruppert, Janina Schwarz,
Manfred Seifert, Julia Weller*

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.15>

„Position beziehen“, „Haltung zeigen“? Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung“

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Universität
Freiburg im Breisgau, 15.–17. Juli 2022¹

Ein Kind, das zu ertrinken droht, und ein Kameramann, der nicht eingreift – mit dieser Szene aus dem dokumentarischen Film ‚Honey Land‘ (2019)² hatte *Timo Heimerdinger* (Freiburg) einen bewusst drastischen Einstieg gewählt. Die Tagungsteilnehmer*innen waren sich einig: Der Kameramann hätte sein Konzept aufgeben müssen, um dem Kind zu helfen. Die Auseinandersetzung damit, dass (und warum) er genau das nicht getan hat, katapultierte die Teilnehmer*innen direkt ins Feld der Positio-

1 Der Bericht ist die an das Stylesheet der ZEKW angepasste sowie geringfügig textlich bearbeitete Zweitveröffentlichung des Textes, der zuerst in Heft 2/2022 der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erschienen ist.

2 Stefanov, Ljubomir und Tamara Kotevska. 2019. *Honey Land*. Nordmazedonien.

nierungsdilemmata: Was macht es mit uns als Forschenden, unserem Feld und dessen Akteur*innen, wenn wir uns nicht nur im Feld, sondern auch zum Feld positionieren? Wenn es so ist, dass wir diesem ohnehin „alleine schon durch unsere Anwesenheit schaden“, wie *Marion Näser-Lather* (Innsbruck) bemerkte – warum dann nicht gleich im Sinne Wolfgang Kaschubas als „politisches Fach“ Position beziehen?³

Die Tagung bot einen Rahmen, um Fragen wie diesen nachzugehen. Benanntes Ziel war es, einen Positions- und Erfahrungsaustausch über die unterschiedlichen Aspekte und Implikationen des Themenkomplexes zu ermöglichen und anhand von Beispielen aus der ethnografischen Praxis Strategien des Umgangs damit zu entwickeln. Hierfür luden die beiden Organisator*innen Marion Näser-Lather und Timo Heimerdinger für drei Tage ins sommerliche Freiburg im Breisgau. Anstelle übergreifender Panelthemen waren 14 in sich geschlossene Einzelvorträge mit anschließenden Diskussionen auf die drei Kongresstage verteilt worden. Der Bericht orientiert sich chronologisch am Tagungsablauf, wobei er mit den Titeleien die jeweiligen losen thematischen Bündelungen zu benennen versucht.

Irritationen aushalten?!

Mit ihrer Forschung zu nichtinvasiven Pränataltests (NIPT) führte *Janina Krause* (Frankfurt) gleich zu Beginn in ein ethisch stark polarisiertes Forschungsfeld ein. Während die Anbieter*innen solcher Tests von „reproduktiver Selbstbestimmung“ sprechen, betonen Kritiker*innen vor allem den Mangel an unabhängigen Informationen. Krause machte in ihrem Vortrag deutlich, dass Positionierungsfragen oft bereits im Kontext des Feldzugangs verhandelt werden. Vor allem Fragen nach den Konsequenzen, die „unangenehme“ Forschungsergebnisse haben könnten, bestimmten die anschließende Diskussion. — *Claudia Willms* (Frankfurt) setzte sich im darauffolgenden Vortrag mit den verschiedenen Rollen auseinander, die eine Anthropologin bzw. ein Anthropologe im Feld einnehmen kann. Dies tat sie anhand der Frage, welche Rolle(n) sie als säkular sozialisierte Forscherin im Rahmen ihrer Studie zu religiösem Antikapitalismus eingenommen hatte, und resümierte, dass man Irritationen im Forschungsprozess unbedingt zulassen sollte. Denn diese könnten als ein möglicher Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis genutzt werden – ein Weg, auf dem die Empirische Kulturwissenschaft letztlich auch als Beziehungswissenschaft fungiere. — Beschlossen wurde der erste Tag mit *Hermann Tertilt*s (Frankfurt) Rückblick auf seine Forschung über eine Frankfurter Jugendbande Anfang der 1990er Jahre. Bereits zum Zeitpunkt ihres Erscheinens hatte die Studie ‚Turkish Power Boys‘ für Aufsehen gesorgt und war zu einer beachteten Mikrostudie über Bandenkultur und

3 „Gründungsdirektor im Interview“, <https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/institut/ueber/interview-kaschuba>. Zugriff 08.08.2022.

Jugendgewalt geworden.⁴ Seinen damaligen Feldzugang beschrieb Tertilt als behutsamen Prozess, der in einer sehr persönlichen Beziehung zu seinen Forschungspartnern geendet habe. Dies führte zur Diskussion, wie nah man Forschungspartner*innen eigentlich kommen darf. Eine Frage, die im Kontext von Tertilts Arbeit nicht zuletzt wegen der omnipräsenten Kriminalität brisant erschien. In einigen Fällen habe er durchaus interveniert und klar Position bezogen, so Tertilt – aber manches habe er auch einfach aushalten müssen.

Abstand halten?!

Der zweite Tag begann mit einem Exkurs in die Linguistik. *Hagen Steinhauer* und *Nurhak Polat* (beide Bremen) thematisierten die Dilemmata von Positionierung und Nicht-Positionierung in „autoritären Geflechten“. Steinhauer und Polat sind Teil der Bremer Forschungsgruppe *Soft Authoritarianisms*. Diese versteht Autoritarismus nicht als etwas, das sich explizit von Demokratie als Rahmen abwendet, sondern als etwas, das politische Systeme von innen heraus verändert und dekonstruiert. Aus linguistischer Sicht, so Steinhauer, könne dieser Veränderungs- und Dekonstruktionsprozess als ein Geflecht aus Diskursen, Gegendiskursen, Praktiken etc. beschrieben werden, in dem Sagbarkeitsgrenzen diskursiv hergestellt und sukzessive verschoben werden. Dies sei etwa bei der extremen Rechten in Frankreich und im Kontext „democidaler Politiken“ in der Türkei der Fall, wie die Referent*innen anhand eigener Forschungsergebnisse verdeutlichten. Steinhauer und Polat fragten danach, wie wir als Forschende durch diese „autoritären Geflechte“ navigieren können, und kamen zum Schluss, dass ein Teil des Navigierens auch das eigene Positionieren sei. Position zu beziehen verstehen sie als „entwirrendes Partei ergreifen“ im Kontext gegenwärtiger politischer Instrumentalisierungen. – An die Grenzen der Loyalität navigierte *Victoria Hegner* (Berlin) am Beispiel der Debatte um Alice Goffmans Publikation *On the Run*.⁵ Dabei handelt es sich um die Ethnografie eines benachteiligten Viertels in Philadelphia (USA), in dem die Anthropologin im Zuge ihrer Feldforschung sechs Jahre lebte. Infolge einer öffentlichen Kontroverse um das Buch wurde Goffman aus dem Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen, da sie, so ihre Kritiker*innen, im Kontext ihrer Forschungen bewusst Teil krimineller Strukturen geworden sei. Goffmans ursprüngliches Anliegen, bis zum Äußersten loyal gegenüber ihrem Forschungsfeld zu sein, wurde ihr in der US-amerikanischen akademischen Rezeption zum Vorwurf gemacht: Als weiße Forscherin aus der Mittelschicht sei ihr Zugang, eine schwarze, männliche Unterschicht zu beforschen, problematisch. Hegner folgte daraus, dass derartige forschungshegemoniale Diskurse noch immer stark dichotom geprägt seien und daher auch das Wissenschaftssystem nicht hinreichend

4 Tertilt, Hermann. 1996. *Turkish Power Boys: Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt a. M.

5 Goffman, Alice. 2014. *On the Run: Fugitive Life in an American City*. Chicago.

infrage stellten – dieses müsse aber dringend pluraler gestaltet werden. – Wie politisch Forschung über Volkstanz werden kann, illustrierte im Anschluss *Konrad Kuhn* (Innsbruck). Im Forschungsprojekt „Im Takt? Wissen, Praktiken und Politiken von ‚Volkstanz‘ in Tirol“ untersuchte Kuhn zusammen mit Manuela Rathmayer Praktiken und Wissensbestände des „Volkstanzes“, die über wissenschaftliche wie laienhafte Netzwerke gesammelt, festgeschrieben und vermittelt werden. Die differierenden (Erwartungs-)Haltungen der beteiligten Akteur*innen hätten bei seinem Team „Suchbewegungen“ hinsichtlich der eigenen Positionierung ausgelöst. So sei beispielsweise dem Forschungsantrag im Tiroler Landtag mit der Begründung stattgegeben worden, dass in der heutigen, schnelllebigen Zeit das Wissen und die Kultur von Traditionsverbänden wichtig seien. Die Forschung profitierte so von alten Vorstellungen über unser Fach und sah sich dazu gezwungen, sich zu solchen Zuschreibungen zu positionieren. Da die feldethnografischen Anteile der Forschung infolge der Covid-19-Pandemie nicht realisiert werden konnten, mussten Kuhn und Rathmayer die Entwicklungen ins Forschungsdesign integrieren. Dies habe mit dazu geführt, dass ein zeitlicher „Sicherheitsabstand“ – auch zu etwaigen Positionierungsfragen – gewahrt werden konnte.

Intervenieren?!

Aus ihrem Forschungsprojekt, das in der Design Anthropology angesiedelt ist, berichtete *Isabella Kölz* (Würzburg). Ausgehend von zwei Jahren Feldforschung mit Informations- und Kommunikationsdesigner*innen in einer Fakultät für Gestaltung erzählte sie von ihren Erfahrungen des Positionbeziehens. Da sich ihre Forschungspartner*innen mit ähnlichen Fragen befassten wie sie (etwa wie „Welt“ erfahren und gestaltet wird), sahen sie in ihr eine „Sparringspartnerin“. Kölz wurde als Forscherin immer wieder aufgefordert, Position zu beziehen, und sie beeinflusste das Feld intervenierend und kollaborierend – was zu wesentlichen Fragen führte: Wie stark darf, soll und muss man sich einmischen? Wann wird Teilnahme zur Intervention? Und wie positioniert man sich und sein Vorgehen gegenüber der Fachcommunity? In der Kollaborativen Ethnografie⁶ sieht Kölz einen lohnenswerten Ansatz, um Forschung als experimentelle Intervention auf beiden Seiten zu verstehen. – *Alexander Koensler* (Perugia) plädierte in seinem Vortrag dafür, Positionierungen als Prozess zu denken und gerade bei längeren Forschungen eine Offenheit für unerwartete Dynamiken zu bewahren. Diesen Ansatz verdeutlichte er anhand seiner Ethnografie zum israelisch-palästinensischen Konflikt, bei der er mehrere Abrisse und Wiederaufbauten des Beduinendorfs Abu Suf begleitete. Eindrücklich zeigte Koensler auf, wie sich seine eigenen Positionierungen im Laufe der Auseinandersetzung mit der Thematik

6 Marcus, George E. 2008. *Collaborative Options and Pedagogical Experiment in Anthropological Research on Experts and Policy Processes*. New York.

verschoben hätten und wie dies seine Vorstellung von multiplen Realitäten geformt habe. Er sprach sich für Ambiguitätstoleranz aus: Positionierung sollte nicht als Suche nach einer Festlegung, sondern als offener Prozess gedacht werden. – Einen anderen Akzent setzte *Patrick Wielowiejski* (Berlin). Er vertrat die These, dass gewisse Felder nur dann beforscht werden könnten, wenn man mit einer klaren Haltung ins Feld gehe, die auch stabil bleiben müsse. Wielowiejski, der zu Homosexualität in der extremen Rechten forscht, sieht das Ziel seiner Arbeit – mit Benjamin Opratko gesprochen – darin, „den Gegenstand aus der Welt zu schaffen“⁷. Die primäre Solidarität und Loyalität sollte gemäß Wielowiejski den Opfern rechter Gewalt gelten und nicht den beforschten (rechten) Akteur*innen. Dabei sieht er die Methode des „Agree to disagree“ als zielführend: eine Freund-Feind-Beziehung, die kultiviert und selbst Gegenstand der Forschung wird. Weiters beschrieb Wielowiejski das Dilemma, dass mit der Nähe zum Feld oft auch die Gefahr der „Kontamination“ und der Instrumentalisierung wachse. Denn die Gesprächspartner*innen haben ihre eigenen Ziele, wenn sie ethnografische Forschungen zulassen. Diskutiert wurde anschließend in erster Linie, ob das benannte Ziel – Rechtsradikalismus „aus der Welt zu schaffen“ – noch Forschung oder schon politischer Aktivismus sei. Eine klare (Erwartungs-)Haltung schränke schließlich die Offenheit in der Beantwortung der Forschungsfrage ein.

Einpendeln?!

Abschließend gab *Barbara Sieferle* (Freiburg) einen Einblick in ihre Arbeiten zu den Alltags ehemaliger Inhaftierter. In ihrem Vortrag problematisierte sie die textuellen Repräsentationen dieser erforschten Lebenswelten und diskutierte, wie es gelingen könne, die Privatsphäre der Forschungspartner*innen zu schützen und den Grundsatz des „Do no harm“ einzuhalten. Sieferle hob hervor, dass ethnografisches Schreiben und insbesondere Anonymisierungsstrategien immer eine grundlegend politische Entscheidung und eine machtvolle Praxis seien. Durch Selektion und Anonymisierung „verschleierte“ man wissenschaftliche Re-Studies und gebe den Akteur*innen keine Gelegenheit, sich gegenüber den Deutungen der Forscherin zu positionieren. Sieferles Kompromiss ist das Konzept der *Composite Characters*.⁸ Dabei handelt es sich um textliche Repräsentationen der beforschten Menschen und ihrer Alltagswelten, also um Figuren, die von der Forscherin erschaffen werden und eine spezifische Form von Wirklichkeit erzeugen. Wie man damit verbundene Stereotypbildungen aufheben kann – zum Beispiel, indem man gegen Framings wie Geschlecht

7 Opratko, Benjamin. 2019. *Im Namen der Emanzipation: Antimuslimischer Rassismus in Österreich*. Bielefeld, S. 20.

8 Vgl. Yim, Jennifer M. J. und Peregrine Schwartz-Shea. 2021. „Composite Actors as Participant Protection: Methodological Opportunities for Ethnographers.“ *Journal of Organizational Ethnography*, 18. Oktober 2021. DOI: <https://doi.org/10.1108/JOE-02-2021-0009>.

oder Nation anschreibt –, war schließlich Thema der Diskussion. Deren Fazit: Eine „Komposition“ im Sinne einer Selektion und eines konstruierten Abbildes von Beobachtungen ist ethnografisches Schreiben immer.

Dass an dieser Komposition nicht nur wir Ethnograf*innen beteiligt sind, betonte *Marion Näser-Lather* in ihrem abschließenden Versuch einer theoretischen Einordnung. Die eigene Positionierung sei nicht immer eine aktive Entscheidung, sondern müsse vielmehr als ein Prozess gedacht werden, der stets auch von außen beeinflusst werde. Positionierungen seien Suchbewegungen, die sich innerhalb eines komplexen Kraftfeldes immer wieder neu einpendeln. Und so schien am Ende der Tagung für alle Beteiligten evident, was schon zu Beginn angeklungen war, nämlich dass man sich im Rahmen ethnografischer Forschung nicht *nicht* 23.05.2023apositionieren kann. Positionierungsfragen sind daher für alle Forscher*innen relevant, und Reflexionen und Aushandlungen von Haltungs- und Positionierungsproblematiken sollten Forschungsprozesse dynamisch begleiten. Der Tagungsband, der im Herbst 2023 erscheint, liefert hierzu sicherlich wertvolle Denkanstöße.

Julia Gilfert, Lara Gruhn

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.16>

Digital Futures in the Making: Imaginaries, Politics, and Materialities

8. Arbeitstagung der dgekw-Kommission „Digitale Anthropologie“ am Institut für Ethnologie, Universität Hamburg, 14.–16. September 2022

Facebook, Meta, künstliche Intelligenz: Sie alle versprechen blühende Landschaften oder wirken als düstere Szenarien für die Zukunft. Solche Versprechen sind nicht einfach als Vorhersagen zu verstehen, vielmehr sind sie Futures-in-the-Making. Dies zeigten die vielfältigen Beiträge der achten Tagung der Kommission Digitale Anthropologie, die am Hamburger Institut stattfand. Das Tagungsteam mit Gertraud Koch, Hannah Rotthaus, Samantha Lutz, Anna Oechslen und Quoc-Tan Tran beeindruckte mit Organisationsgeschick und einem spannenden Programm.

Der Tagung ging eine Pre-Conference voraus. *Alejandra Tijerina García, Florian Schneider, Isabel Eiser, Teresa Stumpf, Tim Fischer* und *Fynn Petersen-Frey* (alle Hamburg) berichteten im Workshop vom D-WISE-Projekt, einer Plattform, deren Ziel das kollaborative Codieren von Daten ist. Das Programm soll eines Tages in der Lage sein, von der Nutzungsweise von Ethnograf*innen zu lernen und dadurch selbst Codings vornehmen zu können (wenn gewünscht). In einem zweiten Workshop präsentierten *Roman Knipping-Sorokin, Manuel Bolz, Amelie Klemens* und *Gertraud Koch* (alle Hamburg) ihre Arbeiten an der Plattform PECE (Platform for Experimental, Collaborative

Ethnography) für kollaboratives Arbeiten. Studierende berichteten aus ihren Erfahrungen mit PECE, dass die Nutzung aus verschiedenen Gründen nicht immer einfach ist: Der technische Support ist aufwendig und das System daher nicht bei allen Informatiker*innen beliebt.

Die Tagung wurde am 15. September mit einer Keynote von *Débora Lanzeni* (Melbourne) eröffnet. Lanzeni sprach in dem Remote-Vortrag via Zoom davon, wie Zukünfte als digitale Agenden für die Ethnografie untersuchbar werden. Anhand ihrer Mitarbeit und Forschung in Projekten zur Digitalisierung von Arbeit adressierte Lanzenis Vortrag grundlegende Fragen nach dem Verständnis von digitalen Prozessen, deren Einfluss auf Feldarbeit und Forschungsprobleme sowie nach einem anthropologischen Umgang mit den Vorstellungen, Politiken und Materialitäten von digitalen Zukünften. Deutlich machte sie dabei insbesondere die Stärke der digitalen Anthropologie, in kollaborativen Settings das Machen von Zukünften zu stören und die ethnografischen Erkenntnisse aus den jeweiligen Feldern in diese zurückzuspielen. Auf diese Weise können Anthropolog*innen zur Gestaltung digitaler Zukünfte beitragen und „epistemological habits“ herausfordern. Dies setzt jedoch eine Analyse des Future-Making of the others voraus.

Im Auftaktpanel widmeten sich die Vortragenden den Vorstellungen von „gut“ und „böse“ in technologischer Entwicklung. *Emilian Franco* (München) eröffnete mit seinen Untersuchungen der Open-Source-Plattform GitHub und identifizierte eine GitHub Community von Programmier*innen, deren moralischer Kompass und Imaginationen des „größeren Wohls“ in eine Kodierkultur münden, die wiederum Einfluss auf die Alltage aller hat. – Die Forschungen von *Sofie van der Maarel* (Nijmegen) zu einer Innovationseinheit des niederländischen Militärs belegten eindrücklich, wie versprochene Zukünfte von Technologieeinsatz im Militär zu Imaginationen führen, die letztlich die noch große Kluft zu den tatsächlichen Erfahrungen im Arbeitsalltag nicht überwinden können. – Die visuelle Darstellung ihres Feldes grafisch aufgreifend präsentierte *Maja-Lee Voigt* (Lüneburg) in ihrer digitalen Ethnografie, wie cyberfeministische Kollektive mittels Hacking-Praktiken patriarchale Muster in Algorithmen sichtbar machen und sich einer binären, ausschließenden, digitalen Stadtplanung widersetzen. – *Hannah Kanz* (Freiburg) rundete das Panel mit ihrem Beitrag über die Imagination des authentisch menschlichen „guten“ Lebens abseits von Digitalität ab und präsentierte ihre Analyse von Praktiken des digitalen Abschaltens.

In der parallelen Podiumsdiskussion diskutierten *Tanja Carstensen* (Hamburg), *Mariya Ivancheva* (Glasgow) und *Dennis Eckhardt* (Nürnberg) über verschiedene Visionen für Arbeit. Dabei standen die Geschlechterverhältnisse ebenso im Vordergrund wie die Frage nach bezahlter und unbezahlter Arbeit.

Die Vortragenden am Nachmittag teilten Einblicke in ihre Forschungen zu Infrastrukturen und darin implizierte sozio-technologische Imaginationen. *Matthias Harbeck* (Berlin) stellte die Zukunftsvorstellungen unseres eigenen Faches zur Dis-

kussion: Ist die Reflexion unseres Faches bereits ausreichend, um mit den veränderten Paradigmen im Publikationswesen, Open Access und Retrodigitalisierung angemessen umzugehen? – Darauf folgte *Rebecca Carlson* (Tokyo), die am Beispiel der Biowissenschaft offenlegte, wie computerbasierte Infrastrukturen zu Praktiken des Unsichtbar-Machens von wissenschaftlicher Wissensproduktion beitragen. – *Libuše Hannah Vepřek* (München) bereicherte die Diskussion mit ihren Analysen von Human-Computation-basierten Citizen-Science-Projekten, die eine Form des Gegen-Imaginären zur Artificial General Intelligence bilden und den Menschen in den Mittelpunkt technologischer Entwicklung (zurück-)rücken. – Abschließend zeigte *Stefan Groth* (Zürich) anhand seiner Forschung zu „Crypto Twitter“, wie sich Zukunftsvisionen und Investmentpraktiken im digitalen Raum vermischen und wie diese Visionen über Prognosen zu Preisentwicklungen hinaus in größere Kontexte von Dezentralisierung des Finanzsektors und soziale Utopien hineinwirken.

Über die Frage, wie Wissen digital kuratiert wird, debattierte das Parallelpanel. *Sarah Hiepler* (Aberdeen) und *Meryl Shriver-Rice* (Miami) präsentierten in ihrem Vortrag die Ambivalenzen, die sich im Umgang mit Tod online offenbaren. Diverse Exponate, die Leichen, Mumien oder menschliche Leichenteile zeigen, werden online nicht zur Schau gestellt. Sie zeigten hieran die komplexen Aushandlungsprozesse, in denen sich Museen befinden, und wie Ethiken übersetzt werden. – *James Deutsch* (Washington D.C.) entwarf mit seinem Vortrag „From Grimm to Grim“ ein volkskundliches Bild von Querdenkern und QAnon. Er sprach sich für eine folkloristische Analyse dessen aus, wie sich in Verschwörungs-Communities Wissen als „folk“ durchsetze. – *Janina Schwarz* (Marburg) präsentierte Aushandlungsprozesse bei der Erstellung von Avataren in der Shoah-Erinnerungskultur. Die „Urgence“, mit der hier gehandelt werden muss, da Zeitzeug*innen bald nicht mehr leben, tritt in ein komplexes Terrain voller Ethiken.

Das letzte Panel des ersten Tages wurde mit dem Thema digitale Forschung und Datenethiken bestritten. Aus sehr unterschiedlichen Perspektiven machten alle Vortragenden deutlich, wie sehr die Zukünfte der Ethnologien und Anthropologien auch von unseren eigenen Datenpraktiken abhängen werden. *Brigitte Zamzow* (Wien) ließ uns an ihren Erfahrungen in ihrem Promotionsprojekt teilhaben: Sie verlor durch die Pandemie ihr Feld und fand dieses mittels digitaler Methoden wieder. – *Sabine Imeri* (Berlin) zeigte die Fortschritte des QualiServices (Bremen) in Bezug auf die Archivierung von Daten. Diese können dort auf Antrag und Finanzierung hin in sehr spezifischer Weise für andere archiviert und zugänglich gemacht werden. Die Meinungen dazu waren auch in Hamburg nicht eindeutig – obwohl die Beschäftigung mit dieser Thematik mehr als begrüßt wurde. – *Andreas Baur* (Tübingen) stellte „Feminist Data Protection“ als ein Sammelthema vor, mit dem bereits eine eigene Publikation aufgelegt wurde. Er machte deutlich, dass dies aus mehreren Perspektiven erfolgen kann: Wen schützt man mit den Daten? Wie schützt man auch sich selbst?

Da leider wegen Erkrankung eine Keynote ausfallen musste, begann der zweite Tag mit den Panels hintereinander. In einem Ritt durch begriffliche und konzeptionelle Ideen eröffnete *Nicolas Baya-Laffite* (Genf) das erste Panel zu Kulturerbe. Er machte aus einer STS-Perspektive deutlich, dass auch die „Heritagisation“ ein Problemkomplex ist. – Hierauf baute *Cassandra Kist* (Glasgow) auf, die Aushandlungsprozesse der Zusammenarbeit, aber auch der Herrschaft über die Social-Media-Kanäle im Museum beleuchtete. – *Mylène Tanferri* (Lausanne) berichtete von ihrem Lehrprojekt, in welchem ethnografische Analysen von Digitalisierungspraktiken im Erinnerungskontext und die daraus resultierenden Erkenntnisse in der Entwicklung von eigenen Digitalisierungsprojekten produktiv gemacht werden. – *Quoc-Tan Tran* (Hamburg) warf einen Blick hinter die Kulissen der Sammlungsproduktion und -pflege im Museum und gab den ‚unsichtbaren‘ Akteur*innen dort eine Stimme. – Der letzte Vortrag des Panels wurde von *Tatiana Smirnova* (Lausanne) gehalten. Sie zeigte anhand der „Fête des Vignerons“, einem großen Weinfest in der Schweiz, wie verschiedenste Akteur*innen in einem digitalen ecosystem aufeinander Bezug nehmen und das Fest als Kulturerbe herstellen.

Ein deutlich kürzeres, aber nicht weniger reichhaltiges Panel schloss sich mit *Sandeep Mertia* (New York) und *Nadine Wagener-Böck* (Braunschweig) an. Sandeep Mertia schaltete sich via Zoom live dazu und berichtete über eine Traum-Disruption. Im Fokus stand sowohl die Art und Weise des Future-Making der Entrepreneurs in Indien als auch deren Verflechtungen zum Nation State. – Nadine Wagener-Böck stellte für ein größeres Team die Forschungsarbeiten zu Cybersicherheit und digitalen Praxen an Schulen vor. Immer wieder werden hier Kinder klassistisch zu nicht-mündigen Akteur*innen erklärt, obwohl sich dies empirisch nicht aufrechterhalten lässt.

Eines der letzten Parallelpanels eröffnete *Sarah Thanner* (Regensburg). Anhand von Augmented-Reality-Prototypen für interaktive Tischplatten zeigte sie eindrücklich, wie die Interaktion zwischen Menschen und Computern (neu) verhandelt und Objektivierung und Subjektivierung inszeniert werden. – *Paula Muhr* (Karlsruhe) demonstrierte mittels ihres breiten Forschungsmaterials, wie auf Artificial Intelligence basierte Prediktion von Alzheimer technisch und konzeptionell zu eng denkt. Eine Problematisierung der künstlichen Intelligenz als sozio-technischer Faktor bleibt in ihrem Feld aus. – Für etwas Auflockerung sorgte der Vortrag von *Renée Ridgway* (Kopenhagen). Sie forschte autoethnografisch mit Gesundheits-Chat-Bots, die auf die fragende Chateingabe, dass Corona Sorgen bereite, nur ungenügend antworteten. Vielmehr muss mit denen geforscht werden, die mit Bots über uns forschen, schloss sie den Vortrag ab und ließ damit die Arbeiten von Diana Forsythe anklingen. – *Matthias Kloft* (Frankfurt a. M.) beendete das Panel mit einem Vortrag über sein aktuelles Promotionsprojekt. Am Fallbeispiel der Hochfinanzindustrie zeigte er, wie selbstverständlich wir Problemlösungen an prekär organisierte Algorithmen übergeben.

Im Parallelpanel wurde die Konferenz mit einer bunten Palette an Perspektiven auf Digitalität im Handwerk und Entertainment abgerundet. *Sarah May* (Freiburg) eröffnete mit einem Vortrag über die Holzwirtschaft und der dortigen Übersetzung impliziten Wissens ins Digitale. – Viel Anklang fand der Vortrag von *Stefanie Mallon* (Göttingen) zum Konsum von digitaler Kleidung und ihrer Frage danach, wie Nutzer*innen durch den Kauf ihren Wunsch nach Teilhabe und Vorstellung von einer positiven Zukunft ausdrücken. – *Katharina Graf* (Frankfurt a. M.) nahm die Zuhörer*innen mit in die Welt der Cyborg-Köch*innen und machte unter anderem deutlich, dass bereits unsere gegenwärtigen Küchen zutiefst von Technologie durchdrungen sind. – *Ruth Dorothea Eggel* (Bonn) widmete sich am Beispiel von Computer Game Conventions den „in-between spaces“ von online und offline. – Anhand einer Reihe von Interviews untersuchte *Filiz Laura Aksoy* (Oldenburg), wie durch einen bewussten alltäglichen Umgang mit Medien Wünsche und Vorstellungen zur Digitalisierung sichtbar werden.

Gertraud Koch, Martina Klausner, Libusě Hannah Vepřk und *Dennis Eckhardt* schlossen die Tagung mit einigen abschließenden Worten ab. Nicht nur der Fokus auf die Praktiken, Orte, Akteur*innen und Materialien verraten etwas über das Future-in-the-Making. Auch der deutliche Aufruf zur Kollaboration verbindet sich letztlich mit einem Future-Making on, with und of the others.

Dennis Eckhardt, Berit Zimmerling

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.17>

Mädchen*fantasien.

Zur Poetik und Politik des Mädchenhaften

7. Tagung der Kommission für Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügen (KPUV), Universität Zürich, 2.–4. Juni 2022

Mädchen* spielten in den letzten Jahren in der kulturwissenschaftlichen Forschung keine große Rolle – einen wichtigen Beitrag zur Bearbeitung dieses Desiderats leistete die Tagung „Mädchen*fantasien. Zur Poetik und Politik des Mädchenhaften“. *Moritz Ege* (Zürich) und *Anja Schwanhäußer* (Göttingen), die die Tagung zusammen mit *Julian Schmitzberger* (Zürich) und *Christine Lötscher* (Zürich) organisierten, diagnostizierten auf Basis der Sondierung einschlägiger Fachperiodika dieses historisch jüngere Desiderat. Doch Mädchen waren schon einmal präsenter im Forschungskanon des Fachs als sie es heute sind. In der klassischen Erzählforschung oder in Arbeiten über regionale Kulturen, die als traditionell aufgefasst wurden, standen Mädchen durchaus im Fokus. Gerade vor dem Hintergrund der ebenfalls einleitend gestellten Zeitdiagnose, dass Mädchen* auf den politischen und sozialen

Bühnen der Welt gegenwärtig eine wichtige, ja ikonische Rolle spielen, sei es an der Zeit, die Ambivalenzen von Mädchen* und dem Mädchenhaften mehr in den kulturwissenschaftlichen Blick zu nehmen. Die Beiträge aus der kulturhistorischen und ethnografischen Forschung sowie aus Literatur- und Medienwissenschaft, die das Programm der siebten KPUV-Tagung versammelte, machten deutlich, welche Potenziale das Forschen über Mädchen*fantasien birgt: Mädchen* prägen Kultur, haben Kultur und machen Kultur.

Dass die Suche nach den Mädchen* und dem Mädchenhaften sich in der Forschungspraxis nicht immer einfach gestaltet, thematisierte die Keynote „Finding the Girl in the Archive. What Children’s History Can Teach Us About Historical Research“ der amerikanischen Historikerin *Marcia Chatelain* (Washington). In Archiven sind Mädchen* schwer zu finden – zumal, wenn sie, wie bei Chatelain, marginalisierten Gruppen angehören. Es erfordert detektivische Präzisionsarbeit, um ihnen auf die Spur zu kommen. – Auch bei der Erforschung gegenwärtiger und vergangener Populärkultur braucht es methodisches Feingefühl, um nicht nur über, sondern auch von Mädchen* zu hören. – Am Beispiel von Britney Spears und Kleists Kätchen von Heilbronn untersuchte *Nicola Behrman* (New Brunswick) „Das enthusiastische Mädchen“. Sie erkannte – den urteilenden Blicken, denen die Enthusiastinnen ausgesetzt sind, zum Trotz – die Möglichkeit, das Enthusiastisch-Mädchenhafte als politische Haltung zu entwickeln. – *Birke Sturm* (Salzburg) begegnete in ihrer Analyse der Zeitschrift „Bravo Girl“ vor allem der Arbeit am klassisch Mädchenhaften. Ihr Vortrag umkreiste Schönheitspraktiken und -diskurse zwischen Normierung und Selbstermächtigung. Sie zeigte, dass die Zeitschrift auch heute wenig Raum für das Mädchen-Sein abseits der Norm lässt. – *Malte Völks* (Zürich) Vortrag „Esthers Tagebücher“ – ein Comic über ein echtes Mädchen“ lotete die erzählerischen Potenziale aus, die die Perspektive des angeblich authentischen Mädchens birgt und die vor allem von einer behaupteten Unbefangenheit herrühren. Er verdeutlichte, dass sich das Zeitgeschehen durch die Augen eines Teenager-Mädchens besonders eindrücklich kommentieren lässt.

Im Fokus des Vortrags von *Catharina Rüß* (Dortmund) stand die in den 1920er Jahren beliebte popkulturelle Figur des Tomboys – eine besonders wilde, hybride Variante eines mädchenhaften Stils, die sich Mädchen* aneigneten und zur Selbstermächtigung sowie -stilisierung nutzten. – Wie im Rahmen der deutschen Riot-Grrrl-Subkultur Mädchen* zu Kulturproduzent*innen wurden, erläuterte *Levke Rehders* (Göttingen) in ihrem Vortrag. Sie zeigte, wie durch den Riot-Grrrl-Stil das Mädchenhafte eine Aufwertung erfuhr, zugleich aber karikiert und performativ dekonstruiert wurde. – Mit „Riot Grrrls revisited?“ befasste sich *Lea Jung* (Siegen) und betrachtete aktuelle Aneignungen und Aushandlungen des Riot-Grrrl-Begriffs in aktivistischen Gruppen, die sich für Geschlechtergerechtigkeit in der Musikszene einsetzen. Ihre Situationsanalyse machte deutlich, wie der Begriff als Ausgangspunkt für Diskussionen fungiert. – Der Frage, welche Rolle Niedlichkeit für die Ästhetik des Mädchen-

haften spielt, ging *Annekathrin Kohout* (Leipzig) nach. Sie erkundete ausgehend von der Anime-Serie „Girls und Panzer“ verschiedene Facetten der Niedlichkeit, die sich als affektive Ästhetik zeigte: Von Distanzlosigkeit über Motivation zur Sorge bis hin zum Empowerment bewirkt sie vieles. – *Christine Lötscher* (Zürich) betrachtete die Inszenierung des Mädchenhaften in Serien als widerspenstig und queer. Ihr Vortrag „Queering Girls. Mädchen*fantasien in Coming-of-Age-Serien“ skizzierte das Mädchenhafte als alternative Ästhetik, die im Widerspruch zur Ordnung der Erwachsenenwelt steht und sowohl zur Kritik als auch zur Utopie gereicht.

Anja Schwanhäußner (Göttingen) befasste sich mit „Pferdemädchen. Gefühlsstrukturen einer Subkultur“ und erkundete die eigensinnigen, mädchenhaften Gefühlsstrukturen, die sie während ihrer ethnografischen Arbeit auf dem Pferdehof beobachtete und für die sowohl populärkulturelle Vorbilder als auch individuelle Widerspenstigkeit wirksam werden. Sie zeigte, wie Mädchenhaftigkeit und soziale Aspiration in Verbindung stehen und dass es für Mädchen* sinnvoll und sinnlich sein kann, sich einen mädchenhaften Stil anzueignen. – Mit „Skimgirls – Junge Frauen in gewaltorientierten rechten Szenen“ setzte sich *Stefan Wellgraf* (Berlin) auseinander. Er untersuchte die ostdeutsche rechte Szene um 1990 und die „Skimgirls“, die in der männlich-dominierten Subkultur ihren Platz fanden. Er ermöglichte zudem Einblicke in die gegenwärtige Hooligan-Szene, in der Frauen als Töchter, Mütter, Mitarbeiterinnen, girlfriends, „Schlägerbräute“, aber auch als deviante linke oder (post-)migrantische Mädchen* auftreten. – Wie Weiblichkeit und das Mädchenhafte geflohener Frauen in Erstaufnahmestellen auf Malta ausgehandelt werden, erläuterte *Laura McAdam-Otto* (Frankfurt a. M.). Ihr Vortrag verdeutlichte die dynamische Weiblichkeit der Frauen auf der Flucht zwischen Weiblich-Werden und Weiblich-gemacht-Werden und legte offen, wie eurozentristisch der Mädchenbegriff und die daran geknüpften Vorstellungen des Mädchenhaften sind.

Stella Kuklinski und *Petra Schmidt* (beide München) veranschaulichten, wie Mombloggerinnen ein klassisches Verständnis von Mutterschaft irritieren, indem sie sich jugendliche, mädchenhafte Stile aneignen. Mädchenhafte Mutterschaft wird so zu einem neuen Ideal und zeigt sich als Luxus, denn dieser Stil erfordert viel Arbeit am Selbst. – Das Internet-Phänomen Sad-Girl-Feminismus diente *Martina Röthl* (Kiel) als Ausgangspunkt für ihren Vortrag „...dass es eines der härtesten Dinge in unserer Welt ist, ein Mädchen zu sein. Zum Subjektivierungspotenzial feministischer (?) Identitätsangebote“. Sie legte dar, wie die sad girls sich einem populären Selbstverwirklichungsoptimismus widersetzen und so das (traurige) Mädchen* als antagonistische Subjektposition entwerfen – und auch online vermarkten. – In eine faszinierende Quelle gewährte *Julian Schmitzberger* (Zürich) Einblick: in die „Fortgeh-Logbücher“ einer Berliner Clubgängerin, die als Medium der Feier-Fantasien verdeutlichen, wie das Feiern als mehrdimensionaler Eskapismus vor einem als wenig attraktiv wahrgenommenen Erwachsen-sein-Müssen erlebt wird.

In ihrer Zusammenschau verweisen die Vorträge auf die Ambivalenzen und Spannungen, die das Mädchenhafte zwischen (popkultureller) Fantasie und alltäglicher Praxis auszeichnen, woran sich auch *Helen Ahners* (Berlin) Schlusskommentar orientierte. Ergänzt und bereichert wurde das rundum gelungene Programm um ein Screening des Films „Ladies and Gentlemen, the Fabulous Stains“, eingeleitet und gerahmt von *Diana Weis* (Berlin), einer Lesung der Autorin *Melinda Nadj Abonji* (Zürich) sowie einer fruchtbaren Diskussion über „Mädchenhafte Academia“.

Helen Ahner

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.18>

Zwischen Nähe, Distanz und allen Stühlen. Fragen der Repräsentation und Ethik im Forschungsprozess

16. DGEKW-Doktorand*innentagung, Johannes Gutenberg-Universität Mainz,
4.–6. November 2022

Bei der 16. DGEKW-Doktorand*innentagung in Mainz drehte sich alles um die forschungsethischen Herausforderungen, welche die Methodenpluralität unseres Faches mit sich bringt: Vom sensiblen Umgang mit Forschungsdaten über Fragen der Repräsentation bis zur Reflexion des Schreibprozesses ging es den Teilnehmenden um einen forschungspraktischen Austausch von Erfahrungen und Strategien. Die Veranstalter*innen *Marie Scheffler* (Vechta), *Aaron Hock* (Mainz) und *Roxana Fiebig-Spindler* (Mainz) präsentierten ein buntes, interdisziplinäres Programm, das neben wissenschaftlichen Präsentationen auch Zeit für informellen Austausch ließ.

Den Auftakt der Tagung machte die Keynote von *Miriam Braun* (Mainz). Basierend auf den Erfahrungen, die sie während der Feldforschungsphase ihrer abgeschlossenen Dissertation „Im Stundenglas. Perspektiven, Bilanzierungen und biographische Narrationen von Menschen am Lebensende“ gesammelt hatte, erläuterte Braun grundlegende forschungsethische Positionierungen im Fach sowie daraus resultierende methodische Implikationen. Bei qualitativen Forschungen in Feldern mit besonders vulnerablen Menschen werde an Wissenschaftler*innen oft die Frage nach dem Verhältnis von antizipiertem Nutzen der Forschung und potenzieller Schädigung der vulnerablen Akteur*innen herangetragen. Diese Frage sei weder im Voraus zu beantworten noch sinnvoll. Braun plädierte stattdessen für das Einholen eines Ethikvotums und legte den Mehrwert des Begriffs der Vulnerabilität gegenüber der Frage nach Schädigung dar: So würden Offenheit gegenüber den Forschungspartner*innen als Individuen gewahrt sowie die eigene Haltung und Machthierarchien im Forschungsprozess reflektiert. – Im „Re:Talk – Re:Play“-Format von *Lena Möller* (Regensburg) und *Katharina Schuchhardt* (Dresden), der Mittelbauvertretung

der DGEKW, ging es um den Austausch mit der nichtprofessoralen Forschung innerhalb des Dachverbands. In einer großen Runde beim virtuellen Kaminfeuer wurden zunächst Probleme und Schwierigkeiten in der Promotionsphase, aber auch wertvolle Erfahrungen und Lösungsstrategien auf buntem Papier zusammengetragen. Auf Basis dieser verschriftlichten Erfahrungen gestaltete sich im Anschluss eine informelle Gesprächsrunde, die den oben erwähnten Erfahrungsaustausch der Tagung ins Rollen brachte. – Als Abendprogramm präsentierten *Hannah Kanz* (Freiburg) und *Stephanie Schmidt* (Innsbruck/Hamburg) KULT, das kulturanthropologische Kartenspiel (KULA Games Kollektiv), und luden direkt vor Ort zum Ausprobieren ein.

Der Samstagmorgen begann mit Panel 1. *Damaris Müllers* (Freiburg) Vortrag „Wie Laborratten“. Forschungsethik als Herausforderung und als Chance in der digitalen Ethnographie“. Müller eruierte den Reflexionsprozess ethnografischer Dynamiken zwischen ihrer Rolle als Forscherin und den zu untersuchenden Fans einer Fernsehserie, die durch digitale Fanpraktiken emotionale und sexuelle Bedürfnisse aushandeln. Obgleich der Anspruch an einen ethischen Umgang mit Daten den Forschungsprozess durchziehe, seien Datenschutzvorschriften meist nicht auf das ethnografische Arbeiten ausgerichtet. Jedoch stellte Müller heraus, dass die eigenen ethischen Überlegungen hohes erkenntnistheoretisches Potenzial bergen und als Ansatzpunkt für Reglements erachtet werden können, die den Umgang mit Öffentlichem, Privatem und Machtverhältnissen in digitalen Kulturen determinieren. – Es folgten zwei Diskussionsrunden im Fishbowlformat. *Lina Franken* (München/Vechta) und *Martina Klausner* (Frankfurt) vom ständigen Ausschuss für Forschungsdaten und -ethik der DGEKW sowie *Sabine Imeri* (Berlin) vom Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie beleuchteten mit den Teilnehmer*innen verschiedene Aspekte des Forschungsdatenmanagements in ethnografischer Forschung. Da hier noch wenig Erfahrungswerte vorliegen, wurde dafür plädiert, weiterhin Praxiserfahrung zu Datenschutz und Forschungsethik zu sammeln und dies im Schreibprozess wie auch in der Lehre zu reflektieren. – Gerade für internationale oder interdisziplinäre Forschungen wird immer häufiger ein Ethikvotum benötigt. Standortabhängig mangelt es jedoch oft an einem ethnografisch sachverständigen Komitee. – *Mirko Uhlig* (Mainz) und *Stephanie Schmidt* (Innsbruck/Hamburg) präsentierten in der Diskussionsrunde zur Forschungsethik ein erstes Konzept für ein strukturiertes und informiertes Ethikgespräch. Vor- und Nachteile einer so erlangten Ethikfreigabe für Forschungsprojekte wurden ebenso lebhaft diskutiert wie die Verortung der Zuständigkeit bei Universitäten oder Fachgesellschaften.

Sarah Hale (Mainz) präsentierte im zweiten Panel „Stripped Away: The Prison Intake Rite of Passage“ die Ergebnisse ihrer Masterarbeit, die sich am Beispiel US-amerikanischer Gefangener mit den von Kontrollen und Vorschriften geprägten Schwelphenphasen zwischen dem Alltag in Freiheit und dem Haftantritt beschäftigt. Mit Fo-

kus auf die methodische Reflexion schilderte Hale, wie sich der Zugang zu diesem sensiblen Feld gestaltete, inwieweit die begangenen Straftaten der Interviewten mit ihrer eigenen Moral kollidierten, welche Rolle hierbei der Distanzwahrung zukam und inwiefern es den Befragten möglich war, ihre häufig als traumatisch empfundene Zeit der Inhaftierung reflektiert zu betrachten. – Mit dem sensiblen Feld der Gefängnisethnografie setzte sich auch *Hannah Rotthaus* (Oldenburg) auseinander. Ihr Interesse galt den fortschreitenden Digitalisierungsprozessen in deutschen Gefängnissen und deren Auswirkungen auf das Feld und seine Akteur*innen. Der Beitrag problematisierte den mühevollen Prozess der Erschließung des Feldzugangs und stellte dessen Einbindung in forschungsethische Reflexionen in den Mittelpunkt. Den Feldzugang begreift sie dabei als nicht abgeschlossenen Teil ethnografischer Praxis, der wertvolles Wissen für die spätere Analyse bereitstellt.

In Panel 3 stellte *André Weiß* (Karlsruhe) sein interdisziplinäres Promotionsvorhaben vor. Im Fokus seines Forschungsinteresses stehen Wissenskommunikation und das Medienhandeln von Individuen im Rahmen der Coronaproteste. Besonderes Augenmerk legte Weiß dabei auf Misstrauen, das er als soziale Praxis in polarisierten Gesellschaftsbereichen versteht, sowie Wissens- und Wissenschaftsleugnung als Formen politischen Protests. Mithilfe biografischer Interviews möchte Weiß untersuchen, welche Rolle Schwellenerlebnisse in den Erzählungen und Sinnkonstruktionen von Akteur*innen in Bezug auf einen Wandel von Vertrauen hin zu Misstrauen gegenüber Politik, Wissenschaft und Medien einnehmen. – In ihrem Beitrag „Choose Your Own Adventure. Selbstergründungen auf richtigen und falschen Pfaden in populären Spielbuch-Reihen der 1920er bis 1990er Jahre“ präsentierte *Lena Möller* (Regensburg) den Forschungsprozess ihres Dissertationsprojektes. Sie machte deutlich, dass sich sowohl pauschalisierende Definitionen von Spielbüchern wie auch die Suche nach vermeintlichen Ursprungswerken als nicht zielführend erweisen würden. Überdies stellte sie heraus, inwiefern das Spielbuch, das die Lesenden zur spielerischen Selbstreflexion durch die Wahl des richtigen oder falschen Pfades einlädt, als populärer Medientext im Sinne eines Zeichen- und Bedeutungsträgers analysiert werden kann. – Das Programm des zweiten Tages wurde mit dem Dokumentarfilm „Among Us Women“ von *Sarah Noa Bozenhardt* und *Daniel Abate Tilahun* abgeschlossen. Der Film gibt Einblicke in die Gemeinschaft von Frauen in Äthiopien und die Solidarität unter ihnen, beleuchtet aber auch Themen wie Müttersterblichkeit und patriarchale Strukturen. Im Anschluss an die Vorführung beantwortete die Regisseurin Sarah Noa Bozenhardt Fragen zur Produktion sowie zu ihrer Beziehung zu den Protagonist*innen.

Eine interdisziplinäre Perspektive eröffnete am Sonntagmorgen in Panel 4 die Historikerin *Anna Hesse* (Mainz). Unter der titelgebenden Leitfrage ihres Vortrags „Von der eigenen Geschichte erzählen? – Zeithistoriker*innen und ihre Projekte“ erläuterte sie den gegenwärtigen Stand eigener biografischer Verortung in zeitgeschichtlicher Forschung. Während Historiker*innen die Rolle und Perspektive ihres

Faches reflektieren, wird der eigenen Situiertheit meist kaum Raum gegeben – dies zeigt sich nicht zuletzt an der strikten Vermeidung des „Ichs“ in geschichtswissenschaftlichen Texten. Ein Aufbrechen dieser Regel in Anlehnung an das reflexive ethnografische Schreiben bleibt jedoch gerade für Promovierende nicht ohne Risiko. Ein Ergebnis der transdisziplinären Diskussion war, dass Positioniertheit stets mit den konkreten Inhalten verwoben werden müsse. – *Felix Masarovic* (Tübingen) stellte seinen Ansatz der „Ethnografie als Postkritik“ zur Debatte. Er beschrieb einen kritischen Habitus als institutionalisierte Wissens- und Denkform in der Wissenschaft, die sich durch ein negatives Vokabular, den Bruch zwischen Forscher*innen und Phänomenen sowie die Annahme einer verdeckten Realität auszeichne. Dabei gehe es nicht darum, eine kritische Wissenschaft zu überwinden, sondern Forschungsdesigns jenseits von Kritik, wie zum Beispiel eine affirmative Forschungshaltung, zu entwickeln. Die Ethnografie sei durch ihre Nähe zu den Phänomenen und ihre Datenerhebung auf Augenhöhe besonders für ein postkritisches Forschungsprogramm geeignet. Am Beispiel von Hochschullehre versucht Masarovic, diese methodischen Implikationen in sein Forschungsprogramm zu integrieren. – Wie man mit Kreativität und didaktischem Methodenwissen Schreibblockaden überwinden oder seinen persönlichen Schreibtyp bestimmen kann, wurde den Teilnehmenden im Schreibworkshop von PHILIS (Studieren im Philosophicum) unter der Leitung von *Daniel Alles* (Mainz) nähergebracht. Ein Teil der Ergebnisse („Selbstporträt als Schreibende“) kann auf der Tagungshomepage eingesehen werden.

Im nachfolgenden Panel 5 reflektierte *Jana Stöxen* (Regensburg) in ihrem Beitrag „Zwischen Konvention und Währung: Gabentausch als Beziehung im Feld“ ihre Feldforschungsbeziehungen mit in Deutschland lebenden moldauischen Migrant*innen sowie ihren Familien in der Republik Moldau. Sie fokussierte hierbei auf Wertzuschreibungen und das Aushandeln von Asymmetrien. Stöxen machte deutlich, inwiefern im Rahmen der Interviewsituation übergebene Gastgeschenke und ihre (unerwartete) Erwidern dem Ausbalancieren von Nähe und Ferne dienen sowie Verbindlichkeiten formen und nachhaltig prägen können. – *Lea Breitsprecher* (Freiburg) schilderte abschließend die Besonderheiten des „studying up“ im Feld der Verpackungsindustrie, das sich durch Offenheit für alternative, nachhaltige Produktions- und Denkweisen bei gleichzeitigem Bestehen kapitalistischer Marktlogiken auszeichnet. Mit dem Begriff der „Professionalisierung“ fasste sie ihre zunehmende Expertise und Vernetzung in der Branche während des Forschungsprozesses. Damit würden teilweise aber auch die Vereinnahmung als ‚Marketingtool‘ sowie Fremdzuschreibungen und Erwartungen einhergehen. Breitsprecher empfahl, diese Professionalisierung nicht per se als negativ zu bewerten, sondern vielmehr die Beziehung zwischen Forscher*in und Feld methodologisch zu reflektieren und neue Formen für den Umgang mit Erwartungshaltungen sowie der Offenlegung von Forschungsergebnissen zu finden.

In einer bilanzierenden Diskussion wurden schließlich jene grundlegenden ethischen Fragen aufgegriffen, die im Rahmen der Präsentationen stets von Neuem ans Licht traten: Inwiefern sollte von einer Deutungsmacht der Forschenden über das erhobene Material Abstand genommen werden? Ist es mit einem Anspruch an Wissenschaftlichkeit vereinbar, wenn die zu untersuchenden Subjekte an der Auswertung des Materials, etwa durch das Redigieren der Interviewtranskripte, partizipieren? Inwieweit können Hierarchien und Ungleichheiten im Forschungsfeld über ihre bloße Benennung hinaus in eine selbstreflexive Analyse integriert werden? Gleichwohl diese Fragen nicht final beantwortet werden konnten, trug die Tagung zur Schärfung eines ethischen Bewusstseins im Umgang mit Daten und Forschungssubjekten bei und bot eine Plattform für den fachinternen wie interdisziplinären Austausch.

Die nächste Doktorand*innentagung wird 2023 in Marburg stattfinden. Nähere Informationen werden hierzu noch bekannt gegeben.

Felix Masarovic, Damaris Müller, Alexandra Regiert, Sarah Wirschke
<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.19>

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Dr. Helen Ahner,

Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Forschungsbereich Geschichte der Gefühle, Lentzeallee 94, 14195 Berlin, ahner@mpib-berlin.mpg.de

Prof. Dr. Joachim Baur,

Professur für Empirische Kulturwissenschaft, Technische Universität Dortmund, Institut für Kunst und Materielle Kultur, Emil-Figge-Str. 50, 44221 Dortmund, joachim.baur@tu-dortmund.de

Dr. Sven Bergmann,

Deutsches Schifffahrtsmuseum – German Maritime Museum, Leibniz-Institut für Maritime Geschichte, Hans-Scharoun-Platz 1, 27568 Bremerhaven, bergmann@dsm.museum

Andrea-Luca Bossard, B.A.,

Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen, Universität Zürich, Affolternstr. 56, CH-8050 Zürich, andrea-luca.bossard@uzh.ch

Laura Brammsen, M.A.,

Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Johanna-Mestorf-Str. 5, 24118 Kiel, brammsen@volkskunde.uni-kiel.de

Dr. Dennis Eckhardt,

Institut für Soziologie, Lehrstuhl für Soziologie mit dem Schwerpunkt Technik – Arbeit – Gesellschaft, Fürther Str. 246 c, Nuremberg Campus of Technology, 90429 Nürnberg, dennis.eckhardt@fau.de

Julia Gilfert, M.A.,

SFB 1070 RessourcenKulturen, Eberhard Karls Universität Tübingen, Gartenstr. 29, 72074 Tübingen, julia.gilfert@uni-tuebingen.de

Dr. Lara Gruhn,

Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen, Universität Zürich, Affolternstr. 56, 8050 Zürich, gruhn@isek.uzh.ch

Prof. Dr. Timo Heimerdinger,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Freiburg, Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg i.Br, heimerdinger@kaee.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Sabine Hess,

Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Georg-August-Universität Göttingen, Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen, shess@uni-goettingen.de

Dr. Maximilian Jablonowski,

Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen, Universität Zürich, Affolternstr. 56, CH-8050 Zürich, jablonowski@isek.uzh.ch

Dr. Torsten Kathke,

Obama Institute for Transnational American Studies, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 20, 55128 Mainz, kathke@uni-mainz.de

Rick Kool,

Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Johanna-Mestorf-Str. 5, 24118 Kiel, kool@volkskunde.uni-kiel.de

Ass.-Prof. Dr. Konrad J. Kuhn,

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck, Innrain 52d, A-6020 Innsbruck, konrad.kuhn@uibk.ac.at

Prof. Dr. Walter Leimgruber,

Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Universität Basel, Rheinsprung 9/11, CH-4051 Basel, walter.leimgruber@unibas.ch

Felix Masarovic, StEX,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, felix.masarovic@uni-tuebingen.de

Damaris Müller, M.A.,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg, damaris.mueller@kaee.uni-freiburg.de

Alexandra Regiert, M.A.,

Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur (I:IMSK), Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft, Universität Regensburg, Universitätsstr. 31, 93053 Regensburg, alexandra.regiert@stud.uni-regensburg.de

Prof. Dr. Marie Sandberg,

President, Societé Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF), Director, Center for Advanced Migration Studies (AMIS), The Saxo Institute, European Ethnology, Karen Blixens Plads 8, University of Copenhagen, Faculty of Humanities, 2300 Copenhagen S, Dänemark, sandberg@hum.ku.dk

PD Dr. Marketa Spiritova,

Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte, bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Barer Str. 13, 80333 München, spiritova@volkskunde.badw.de

studiolab. Arbeit an Arbeit

der Kommission Arbeitskulturen in der DGEKW, arbeitsarbeit@dgekw.de

Prof. Dr. Juliane Tomann,

Institut für Geschichte, Juniorprofessur für Public History, Universität Regensburg, Sedanstr. 1, SE02, 93055 Regensburg, juliane.tomann@ur.de

Vertr.-Prof. Dr. Mirko Uhlig,

FB05 – Philosophie und Philologie, Institut für Film-, Theater-, Medien- und Kulturwissenschaft, Fach Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 20, 55128 Mainz, uhlig@uni-mainz.de

Prof. Dr. Asta Vonderau,

Seminar für Ethnologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Reichardtstraße 11, 06114 Halle (Saale), asta.vonderau@ethnologie.uni-halle.de

Sarah Wirschke, M.A.,

Außenstelle Südbaden, Badisches Landesmuseum, Hauptstr. 11, 79219 Staufen, sarah.wirschke@landesmuseum.de

Berit Zimmerling, M.A.,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, berit-carla.zimmerling@uni-tuebingen.de